Drei Jahre.

Roman

von

George Hesekiel.

Erster Theil.

(Separat-Abdruck aus der „Berliner Revue".)

Berlin.
Verlag von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.
1857.

Werk besteht aus 5 Abtheilungen.

1) Vor Jena. 2 Bände.
2) Von Jena bis Königsberg. 3 Bände fehlt auf der Bibliothek.
3) Bis nach Hohen-Zieritz 3 Bände.
4) Stille vor dem Sturm 3 Bände. fehlt auf d. Biblioth.
5) Krümmensee oder 3 Jahre. 6 Bände.

(: ist in diesem Bande vollständig enthalten :)
(also sämmtliche 6 Bände von No 5.)

Inhalt des ersten Theils.

Erste Abtheilung:

Eine Abendröthe im Osten.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

Erste Abtheilung.

Eine Abendröthe im Osten.

„Der Menschen Hoffnungen wälzen
Bald aufwärts sich, bald abwärts,
Der Lügen eitles Meer durchschneidend.
Keiner noch der Irdischen
Fand künftig werdender Begegniß
Gott herab ein sich'res Zeichen."

Pindar.

Erstes Capitel.

Am Heerde des Mennoniten.

Ohne Dich hab' ich kein Leben,
Ohne Dich ist Leben Tod,
Und doch würd' ich hin es geben,
Sieben Mal dahin es geben,
Schäferin, auf Dein Gebot —
Schäfer, ich versteh' Dich nicht,
Schäfer, ach! ich glaub' es nicht!
(Spanisches Volkslied aus dem Parnasso Español.)

Endlos schier streckt sich die Tiefebene hin auf dem rechten Weichselufer, hoher Schnee deckt die Lande und die festgefrornen Wasser; so weit das Auge auch suchend und forschend hinschweifen mag über die harten Schneefelder, kein Haus, kein Baum bietet ihm einen Ruhepunkt.

Müde sinkt der Blick niederwärts und das Auge brennt, denn es ist so weiß Alles, Alles ringsum, und die Sonne, die nicht wärmt, scheint hell darauf.

Ein rauher Schrei ertönt, er wird langsam beantwortet, einzeln erschallt ein rauhes Schreien und Krächzen, ein Schrei nach dem andern; ein Schwarm großer Dohlen ist's, schwarz und faul streicht er dicht über das Schneegefilde hin, er folgt den flachen Schlittenspuren, die festgefroren den Weg andeuten, den in dieser Einsamkeit zuletzt lebende Wesen verfolgt.

Langsam bewegt sich der Schwarm der schwarzen Vögel, mit schwerem Flügelschlage bald sich wenige Fuß hoch nur erhebend, bald ruhend auf den Gleisen im Schnee.

Und der heisere Schrei der Dohlen ist der einzige Ton, der durch die Grabesstille klingt, welche mit dem hellen Sonnenschein auf der weiten weißen Ebene verschmolzen liegt.

Die Sonne neigt sich bereits, aber im Osten macht sich der Wind auf und zieht leise und langsam erst quer über die Niederung; je tiefer

aber die Sonne sinkt, desto rascher wird sein Zug, sein unheimlich hohles Pfeifen tönt bald stärker, bald schwächer.

Durch diese einsame Winter-Landschaft gleitet ein Schlitten, von drei kräftigen Rossen gezogen, die in scharfem Trabe gehen und der Peitsche nicht bedürfen, die der Bauer im Schafpelz über ihnen schwingt. Im Schlitten sitzen zwei stattliche Männer, verhüllt so weit es möglich, aber eigentlich doch wenig nur geschützt gegen die bittere Kälte.

Der Eine lehnt müde und verdrossen in seiner Ecke und bewegt sich nur, um das kleine weiße Taschentuch wieder zurecht zu rücken, mit dem er den hohen Kragen seines grauen Mantels zusammengebunden hat um den Hals, damit er fester zusammenhalte und das Gesicht besser schütze vor dem scharfen Zuge, dennoch hängt sein Schnurrbart voller Eiszapfen.

Der Andere müht sich viel, seinen Gefährten zu erheitern; munter blickt sein frisches Gesicht mit den hellen braunen Augen, dem zierlichen Bärtchen und den frischen Lippen darunter unter der Pelzmütze hervor, deren Klappen ihm Ohren und Wangen besser schützen, als der blaue Tuchkragen des grauen Mantels, den er nicht einmal, wie sein Gefährte, aufgebunden hat.

Zwei preußische Offiziere sind's, der jüngere ein Ulanen-Lieutenant aus dem Hauptquartier des Generals von York, der ältere ein Infanterie-Capitain.

„Es wird immer kälter!" murrte der Capitain verdrießlich, „ich fühle, wie mir die Kälte bis auf die Haut kommt, obwohl ich drei Hemden über einander trage."

„Sind schlecht gestärkt vermuthlich, von Arenstorff," lachte der Lieutenant, „müssen sich an ihre Waschfrau halten, wären sie besser gestärkt, käme die Kälte nicht durch; nicht wahr, guter Witz, was meinen Sie?"

Der Hauptmann von Arenstorff antwortete mit einem ärgerlichen Brummen, das der Lieutenant indessen ohne Weiteres als ein Zeichen der Zufriedenheit annahm.

„Allerdings sehr guter Witz," fuhr er fort, „will mich übrigens nicht mit fremden Federn schmücken, ist nicht von mir der Witz, Blacha hat ihn gemacht, Sie kennen den tollen Blacha von unserm Regiment? als wir vor einigen Wochen ein Mal die halbe Nacht zu Pferde halten mußten."

„Wissen Sie was, Krummensee?" fuhr der Capitain plötzlich auf.

„Was denn, Herr Kamerad?" fragte der Lieutenant neugierig.

„Ich bin ein scheußlich neidischer Kerl!" sagte der Capitain mit schärffster Betonung.

Mit naivem Erstaunen sah der jüngere Offizier seinen Reisegefährten an ob dieses unerwarteten Bekenntnisses.

„Ja," sprach von Arensdorff mit einer wirklich komischen Mischung von Aerger über sich selbst und wahrhaft neidischem Gelüste, „ja, Krummensee, ich beneide Sie um Ihre Haut, ich wollte, ich hätte Ihre Haut, die ganz unempfindlich gegen Kälte zu sein scheint, und dann wollte ich doch, ich hätte meine drei Hemden noch darüber und meinen Rock und dann den Pelz von diesem Kerl und dann meinen Mantel — so friert mich."

„Mit meiner Haut kann ich nicht dienen," antwortete der Lieutenant lebhaft, „überdem, Sie irren sich, von Arensdorff, ich habe den zartesten Teint von allen Offizieren in unserm Regiment; die Damen in Kurland waren stets entzückt von meinem Teint, könnte Ihnen Geschichten erzählen, doch Discretion ist die Parole bei den Ulanen, hier nehmen Sie einen tüchtigen Schluck!"

Der Capitain nahm mit zitternder Hand die dargereichte Flasche und trank.

„Das wärmt, das thut gut, hurrah, der König soll leben!" rief der Lieutenant, ebenfalls trinkend.

„Das wärmt, das thut gut," wiederholte der Capitain, „ja, ein paar Minuten, und dann ist's um so schlimmer!"

Der Lieutenant sah den Capitain einen Augenblick an, dann stand er auf, wickelte sich aus einer dicken wollenen Pferdedecke, schlug dieselbe, die bis jetzt seine Füße vor der Kälte geschützt hatte, um den Oberleib seines Kameraden und rief: „Edler Sohn dieses Landes, gieb mir Deine Zügel und Deine Peitsche, ich will doch versuchen, ob ich die hohe Kunst des Rosselenkens nicht ganz verlernt während der Campagne."

„Was wollen Sie thun, Krummensee?" fragte der Capitain matt, ohne jedoch seiner Verhüllung durch die Decke weitern Widerstand entgegenzusetzen.

Der Lieutenant aber ließ den Bauer in den Schlitten steigen und nahm auf dem Vordersitz Platz.

„Sehn Sie, von Arensdorff," sagte er dann heiter, „beim ganzen Regiment giebt es Keinen, der erfahrener in der edlen Kunst des Rosselenkens wäre als ich, selbst Baron Falkenhayn nicht, der doch eigene Wagenpferde hat. Blacha ist reiner Naturalist. Bei unsern Schlittenfahrten waren die Damen immer ganz entzückt von mir, könnte Ihnen Geschichten erzählen, doch Discretion ist die Parole bei den Ulanen, wie Sie wissen!"

Mit erhöhter Geschwindigkeit flog der Schlitten dahin.

Der Infanterie-Capitain erkannte wohl den Edelmuth, mit welchem der jüngere Kamerad einen Vorwand fand, sich seiner Decke zu entledigen, um ihm mehr Schutz gegen die Kälte zu verleihen, aber obgleich er innerlich über sich zürnte und seine elende Schwäche verfluchte, so hatte er doch den Muth nicht, die Decke abzulehnen.

Die Sonne war nahe daran unterzugehen, ein matter falbrother Schein glänzte auf dem Schneefelde und es wurde immer kälter.

„Wackrer Eingeborner des Landes," wandte sich der Lieutenant, die Pferde stärker antreibend, an den Bauer, „wie lange haben wir noch zu fahren?"

Dem jungen Offizier wurde bange um seinen Kameraden, der immer schläfriger wurde, den er um jeden Preis wach zu halten suchen mußte, um ihn vor dem Erfrieren zu schützen, auch fror er selbst jämmerlich, und es steht dahin, ob er nicht ein wenig die großmüthige Aufwallung bereute, in welcher er seine Decke weggegeben.

„Kann's so genau nicht sagen, Herr Lieutenant," antwortete der Bauer, „da sehen Sie den schwarzen Streifen vor sich, das sind die Föhren, und von da ab ist's keine Stunde mehr bis in das Mennonitendorf!"

Der Ulan schwang die Peitsche innerlich seufzend, denn der schmale schwarze Streifen am fernen Horizont dünkte ihm noch ziemlich weit zu sein, trotzdem aber rief er: „Hören Sie, von Arenstorff, wir haben das Ziel unserer Fahrt vor uns, hurrah!"

„Ich wollte wir hätten es hinter uns!" entgegnete der Capitain, sich mühsam zusammenraffend und die bleischweren Augenlider erhebend.

„Wollen Sie nicht eine Pfeife Tabak rauchen, von Arenstroff?" fragte der Lieutenant nach einer Weile.

Der Capitain nickte, schon halb vom Schlaf befangen.

Der Bauer stopfte die kurzen Pfeifen der Offiziere und erhielt den Befehl, selbst zu rauchen; es gelang dem Ulanen wirklich, seinen Kameraden noch ein Mal zu ermuntern, freilich nicht auf lange, obwohl er nun mit lauter Stimme zu singen begann:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
Dann flieht die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

„Von Arenstorff", fragte der Lieutenant, seinen Gesang unterbrechend, „wie finden Sie meine Stimme?"

„Schön!" sagte der Capitain vor sich hin; er klagte nicht mehr über die Kälte, sondern fand sich behaglicher als vorher.

„Ich sage Ihnen," plauderte der Lieutenant weiter, „im Hauptquartier waren alle Damen entzückt von meiner Stimme, könnte Ihnen Geschichten erzählen, doch, Sie wissen schon, Discretion ist die Parole bei den Ulanen."

„Halten Sie an, Herr Lieutenant!" rief der Bauer plötzlich, „sonst erfriert der Herr Capitain."

Der Schlitten stand.

Der Bauer sprang herunter und kratzte mit seinem Messer den hartgefrornen Schnee zusammen, er rieb das Gesicht des Capitains damit auf eine ganz unbarmherzige Art; dieser kam alsbald zu sich.

Er wurde aus seinen Decken gewickelt, die Reisegefährten hoben ihn vom Schlitten, er vermochte allein zu stehen.

„Da geht's noch!" sagte der Bauer, „hier, fassen Sie an, versuchen Sie zu gehen!"

Der Capitain faßte sich an der Pritsche des Schlittens fest, der Lieutenant that ein Gleiches, der Bauer trieb die Pferde an, aber der Schlitten stand festgefroren. Die Offiziere mußten alle ihre Kräfte anstrengen, um ihn wieder flott zu machen.

Endlich ging's vorwärts, der Bauer lief neben den Pferden her, die Offiziere hinter dem Schlitten, sich an der Pritsche festhaltend.

Der Capitain gewann bald den Gebrauch seiner Glieder vollständig wieder; es ging im raschen Lauf über's Feld, die Männer schnaufend gleich den Rossen.

Endlich waren die Föhren erreicht, die Offiziere stiegen in den Schlitten, der nun wie ein Pfeil dahinflog; der Capitain fühlte sich unbeschreiblich matt, aber er litt nicht mehr so schmerzlich von der Kälte, obwohl dieselbe nach Untergang der Sonne noch gestiegen war.

„Das werde ich Ihnen nicht vergessen, von Krummensee!" sagte er zu seinem Begleiter, „ohne Sie wäre ich umgekommen vor Kälte!"

„Pah!" lachte dieser, „und ohne diesen würdigen Ureinwohner der westpreußischen Steppen wären Sie erfroren, Herr Kamerad; doch hören Sie!"

„Wahrhaftig Hundegebell!" entgegnete Arenstorff.

„Bei Gott," rief der Lieutenant, „habe die Schmalz in Berlin gehört, aber mir klingt das Hundegebell da weit angenehmer in die Ohren."

Die Rosse strengten ihre letzten Kräfte an und griffen gewaltig aus, ihr Instinct verkündete ihnen den nahen Stall.

Man sah Lichter blinken, die Hundestimmen erschallten immer lauter und vielstimmiger, der Lieutenant declamirte entzückt: „Oh wunderhelle Sternennacht, oh sternenhelle Wundernacht, oh helle Nacht der Sterne!" „Schönes Lied," setzte er hinzu, „aber nicht von mir, habe es mal von meiner Cousine Waldemare gehört."

„Gott sei Dank, da ist das Dorf!" antwortete der Capitain, wenig angesprochen von dem poetischen Erguß seines Freundes.

Der Schlitten hielt vor einem verschlossenen Gehöft, der Bauer sprang von dem Schlitten und schlug mit seinem Peitschenstiel an die großen Thorflügel, daß es weithin scholl und das Hundegebell antwortete wie ein Echo aus den verschiedensten Kehlen von allen Seiten.

Gleich darauf öffnete sich die kleine Pforte neben dem großen Thor, ein Mann im Pelz erschien und fragte mit freundlicher Stimme: „Wer klopft da?"

„Reisende," antwortete der Lieutenant, aus dem Schlitten springend, „ja, Landsmann, Reisende, die vor Kälte fast umkommen, gönnt uns Dach und Fach und einen Platz am Ofen!"

„Du bist uns willkommen, Freund, mit Deinem Begleiter!“ antwortete der Bauer, und beeilte sich, die großen Thorflügel zu öffnen.

Der Schlitten fuhr ein in den Hof, aus dem Hause aber kam ein älterer Bauer mit einem jungen Mädchen, das eine Laterne trug.

„Es sind Reisende, Vater, welche ein Obdach suchen bei uns!“ rief ihm der, welcher das Thor geöffnet, zu.

„Sie sind uns willkommen,“ sagte der alte Bauer, „Gott segne ihren Eingang!“

Zugleich aber trat er an den Schlitten und bemerkte, daß der Capitain trotz der Hülfe des Lieutenants nicht im Stande war, vom Schlitten zu steigen; er faßte zu und hob den Offizier heraus, in seinen starken Armen den Wankenden haltend, der nicht im Stande war, allein zu stehen.

Mit einem Gesicht, welches halb verlegen und ängstlich, halb zornig und verzweifelt war, blickte der Infanterie-Offizier dem stattlichen Bauer in das ernste, gutmüthige Antlitz mit den großen, tiefen Furchen auf Stirn und Wangen.

„Von Arenstorff,“ rief der Lieutenant, wirklich um seinen Kameraden besorgt, „was haben Sie denn, Sie werden doch, beim Teufel, die Füße nicht erfroren haben.

„Du würdest gut thun, mein Freund,“ sagte der alte Bauer, „jetzt nicht lästerlich zu fluchen und zu schwören, sonst aber kannst Du unbesorgt sein um diesen Mann, erfroren sind seine Füße noch nicht, so Gott will?“

Der Lieutenant starrte den Alten, der ihn so freundlich vermahnte, nicht zu fluchen, verwundert an: „Ih! das ist ja ein ganz verfluchter Kerl!“ sagte er leise vor sich, denn der Bauer hatte dem jungen Krieger imponirt und that das noch mehr beinahe jetzt, wo er mit ernster Ruhe den Capitain auf den Arm nahm und ihn, wie man ein Kind trägt, in sein Haus trug.

„Willst Du nicht unter das Dach meines Vaters treten?“ fragte plötzlich eine helle, anmuthige Stimme den Offizier, der noch immer mit Verwunderung dem Alten nachsah.

Er blickte sich um und sah in ein allerliebstes, frisches Mädchengesicht, das mit hellen, blauen Augen hervorschaute unter dem großen, braunen Tuche, das die Dirne zum Schutz gegen die Kälte über den Kopf genommen und unter dem Kinn zusammengebunden hatte.

Das Mädchen, es war groß und schlank, hob die Laterne, welche es in der Hand trug, hoch auf, so daß der volle Lichtschein auf den Lieutenant fiel, und wiederholte die freundliche Einladung mit dem Zusatze: „Die Kälte ist groß heute und Du mußt viel gelitten haben, Freund!“

„Ich werde sogleich die Ehre haben zu folgen, mein Fräulein!“ antwortete der Offizier völlig verwirrt, „ich werde nur diese Sachen

hier mitnehmen, wissen Sie, ein Offizier ist nicht gern ohne seinen Säbel!"

Der Lieutenant nahm seine und seines Freundes Waffen von dem Schlitten, von welchem indessen der Sohn des alten Bauern die Pferde abgespannt und mit Hülfe dessen, der den Offizieren als Kutscher gedient, in den Stall gezogen hatte.

„Höre Freund," sagte das junge Mädchen, dem Offizier leuchtend, „wenn Du die Mordwerkzeuge mit in's Haus nehmen mußt, weil Du nicht gern ohne sie bist, so lege sie an der Thür nieder, denn sie würden ein schmerzlicher Anblick sein für meinen Vater und meine Mutter."

„Warum das, mein Fräulein? mein gutes Mädchen?" fragte der Lieutenant.

„Weil Blut damit vergossen ist, das Blut der Brüder!" lautete die ernste Antwort.

Sie traten ein in die große Stube durch einen schmalen Flurgang, der quer durch das ganze Gebäude führte, und die Ställe von der Wohnung schied.

Das niedrige Gemach war durch einen großen Ofen, der die eine Wandseite fast ganz einnahm, sehr behaglich erwärmt, mit braunem Holz waren die weißgetünchten Wände bis zur halben Höhe hinauf bekleidet, die Tische, die Stühle, Bänke und Schränke waren von einfachster Form und braun angestrichen, aber jedes einzelne Stück zeigte eine Sauberkeit und Reinlichkeit, welche an die holländische Abkunft der Besitzer erinnerte.

An einem Fenster, das ziemlich weit vom Ofen entfernt war, saß der Capitain auf einer Bank, vor ihm knieete eine alte, reinlich gekleidete Frau, die des Offiziers Füße, welche in einem kleinen Fäßchen standen, mit kaltem Wasser wusch.

„Du kannst unbesorgt sein um Deinen Begleiter," sagte der alte Bauer, dem Lieutenant entgegentretend, „Gott hat ihn bewahrt und ihm seine gesunden Gliedmaßen gnädig erhalten; doch ist es gut, daß durch kaltes Wasser der letzte Frost herausgezogen werde."

Freundlich half der junge Bauer, der jetzt auch mit dem Kutscher der beiden Herren hereingekommen war, dem Lieutenant beim Ablegen des Mantels und Ueberrocks.

Ernst sah der Alte zu, aber erst als der Lieutenant in der knappen Ulanen-Uniform dastand, sagte er: „Du bist ein Kriegsmann des Königs, Freund?"

„Zu dienen, mein ehrlicher Gastfreund," entgegnete der junge Mann, der die ganze Elasticität seines Wesens wieder gewonnen, „zu dienen, von Krummensee, Lieutenant im combinirten Ulanen-Regiment, dritte Schwadron, der Herr dort ist der Capitain von Arenstorff, vom ehemaligen Regiment vacat von Romberg!"

Der Lieutenant bemerkte wohl, daß eine gewisse Scheu und Zurückhaltung in dem Benehmen der guten Leute sich kund gab, deren

Grund er auch ganz richtig errieth; er wußte, daß er sich in dem Hause eines Mennoniten befand, und erinnerte sich dunkel, daß die Mennoniten nie in den Krieg ziehen, den sie als eine eben so große Sünde betrachten als den Todtschlag, und daß sie einen solchen Abscheu vor Waffen aller Art haben, daß sie sich lieber berauben lassen, als daß sie zu den Waffen greifen zur Vertheidigung.

Das junge Soldatenblut fand nun zwar solche Ansichten im höchsten Grade beklagenswerth, denn ihm war und mußte sein das ritterliche Waffenhandwerk, zu dem er geboren und erzogen worden, der Inbegriff aller Ehren, aber der kampflustige Offizier hatte eine treffliche Erziehung genossen, und man hatte ihm gelehrt, christliche Frömmigkeit zu achten, unter welcher Form sie sich auch zeige; deshalb vermied er im Gespräch, so weit das irgend möglich war, jede Anspielung auf seinen Stand und suchte nur den guten Leuten so viel er konnte behülflich zu sein bei ihren Bemühungen um den Capitain, der so erschöpft war, daß er, nachdem er einige Tassen heißen Thee getrunken, zu Bette gebracht werden mußte.

„Mache Dir keine Unruhe, Freund," tröstete der alte Mennonit den jungen Offizier, der nicht ohne Besorgniß war, „Dein Genosse wird morgen neu gestärkt sein, Gott hat ihn noch zur rechten Zeit in mein Haus geführt."

Der Lieutenant sagte etwas von ewiger Dankbarkeit und mühete sich, seinen Dank umständlich auszusprechen.

„Laß das gut sein, Freund," erwiderte der Alte, „Deine Rede sei ja, ja, nein, nein, was drüber ist, ist vom Uebel; und nun setze Dich an meinen Tisch und genieße die Gabe Gottes zu Deiner Stärkung, denn auch Du bedarfst derselben, obwohl Dir Gott einen starken Körper geschenkt hat, wohl gemacht zur Ertragung von Beschwerden, an denen es ja auch in dem Stande, dem Du angehörst," der alte Mann seufzte, „nicht fehlt."

Und sie aßen; die Speisen waren einfach, aber wohlbereitet und reichlich.

Als der Lieutenant seinen Hunger gestillt hatte, was erst der Fall war, als die mäßige Mennoniten-Familie schon längst aufgehört hatte zu essen, fühlte er sich ungemein wohl und behaglich. Sein schlanker, wohlgebauter Körper war in der That wie gemacht zum Ertragen von Strapazen, elastisch und immer frisch wie sein Geist, der unverzagt Alles an- und aufnahm, was ihm auch begegnen mochte.

Der Lieutenant von Krummensee war wie guter Stahl, glatt und blank, aber auch geschmeidig und fest.

Es gefiel ihm wohl unter den Mennoniten, der alte Bauer hatte etwas Patriarchalisches, was ihm imponirte; manches Donnerwetter und manchen anderen Fluch schluckte er hinunter, weil ihm der Alte ein paar Mal gesagt hatte: „Du würdest gut thun, mein Freund, nicht zu

fluchen." Der Sohn des Hauses, Abraham, war ein schöner junger Mann von etwa zwanzig Jahren, mit ernsten Augen und männlichen Zügen, in denen sich Kraft und Energie aussprachen, der aber noch stiller und schweigsamer war, als seine Aeltern und seine Schwester Susanna. Besser als draußen beim Schein der Laterne konnte der Lieutenant jetzt die wunderbare Schönheit dieses jungen Mädchens bewundern; er hatte bis jetzt kein weibliches Wesen gesehen, das ihm so ganz ohne allen äußern Putz, ohne Schmuck, so liebreizend erschienen wäre.

Susanna war fast eben so groß, als ihr Bruder, aber ihr Wuchs war von einer Zierlichkeit, wie man sie selten findet; ihr frisches rosiges Gesicht war weniger ernst, als das des Bruders, und in ihren Zügen verrieth sich zuweilen ein Feuer und eine Lebhaftigkeit, die einen seltsamen Gegensatz, nicht nur zu dem ernsten gehaltenen Wesen ihrer Angehörigen, sondern auch zu ihrem eigenen gesetzten, sichern Benehmen bildeten. Die einfach dunkle Tracht, das glatt gescheitelte Haar, die geräuschlosen Bewegungen verriethen wohl das Kind des Mennoniten, aber die muthig blitzenden Augen, in denen Jugendfeuer und Lebenslust funkelten, paßten wenig in die Familie eines strengen Sectirers.

Der Lieutenant konnte sich kaum satt sehen an dem lieblichen Mädchenbilde, das da am Spinnrade vor ihm saß, und er bemerkte es mit einer Empfindung, die er zuvor nicht gekannt, mit einem Gefühl, das ihn voll und heiß durchströmte und sein Herz höher klopfen machte, daß die Jungfrau zuweilen ihren Blick auf ihm ruhen ließ mit einer Mischung von weiblich zartem Wohlwollen und mädchenhafter Neugierde.

Nach der Tochter fühlte sich der Offizier am meisten angezogen von der Mutter; er hatte nicht geglaubt, daß eine alte Frau, und das war die Mennonitin, denn ihr Haar war ergraut da, wo es unter dem glatt anliegenden Häubchen hervorsah, so schmuck und lieblich aussehen könne. Das Gesicht war glatt und weiß geblieben; es hatte einen demüthig-frommen, einen wahrhaft evangelischen Ausdruck, und doch war eine gewisse Heiterkeit darin und eine Art von mütterlichem Stolz, die das Gesicht der alten Frau auf Momente förmlich verklärten.

Die Mennoniten sind schweigsam; es liegt das in ihren religiösen Ansichten, die über ja, ja und nein, nein hinaus jedes Wort vom Uebel halten. Die Lüge erklären sie für die vom Teufel in die Welt gebrachte Ursünde, darum reden sie wenig. Aber die Mennoniten sind auch gastfreundlich, und der alte Nuitsteen fühlte, daß es zu den Pflichten der Gastfreundschaft gehöre, selbst für die Unterhaltung des Gastes zu sorgen; auch waren die großen Ereignisse der Zeit nicht spurlos an den stillen Wohnungen der Mennoniten vorüber gegangen, und obgleich Menno Simonis seine Anhänger gelehrt, daß dieses Leben nur ein Uebergang zu einem höhern, bessern sei, nur gegeben, um sich auf jenes bessere Leben würdig vorzubereiten, so waren die preußischen Mennoniten doch treue und eifrige Patrioten, die den König Friedrich Wilhelm über Alles

liebten und mit der That bewiesen in den Tagen des Unglücks, daß sie nicht nur als Mennoniten, sondern auch als Preußen fühlten.

„Nenne mich nicht neugierig, Freund," begann der alte Nuitsteen, „wenn ich Dich frage, ob Du vielleicht zu den Kriegern des Königs gehört hast, welche dem fremden Kaiser in Frankreich zu Hülfe ziehen mußten gegen den Kaiser in Rußland?"

„Ich habe den Feldzug mitgemacht gegen Rußland, guter Vater," antwortete der Lieutenant, „jetzt aber ist er vorüber, denn unser Feldherr der General von York wird sich in diesem Augenblicke wohl schon auf preußischem Grund und Boden befinden und ich glaube nicht, daß er von den Russen angegriffen werden wird. Mich schickt mein General eben nach Berlin, um Seiner Majestät dem Könige einen Bericht zu bringen über das, was sich bei uns auf dem äußersten linken Flügel des Kriegsschauplatzes ereignet hat."

„Wir haben von einem großen Strafgericht gehört, welches der allmächtige Gott verhängt haben soll über den fremden Kaiser in Frankreich, der unserm gnädigen Könige so viel Böses gethan!"

„Ja," rief der junge Offizier, „Ihr habt recht gehört, ich habe einen Theil der Trümmer gesehen, die noch übrig geblieben sind von der großen französischen Armee. Der französische Kaiser hat seine ganze Armee verloren, Tausende sind in großen Schlachten geblieben, Tausende gefangen worden, aber die größeste Zahl ist elendiglich umgekommen vor Frost und Hunger."

„Die Gerichte Gottes sind gewaltig!" seufzte der Mennonit.

Der Lieutenant erzählte weiter, was er von dem grausigen Schicksale der großen Armee vernommen in Königsberg, denn er selbst hatte bei dem Corps des Marschalls Macdonald gestanden, das abgesondert von der großen Armee operirte. Der Offizier erzählte feurig, und er erzählte um so besser, als er die fast athemlose Aufmerksamkeit bemerkte, mit welcher Susanna seinen Worten lauschte. Aber er erzählte nicht nur von der Niederlage der Franzosen, er erzählte auch von den Hoffnungen der Preußen, die plötzlich überall wie verhaltener Brand aufschlugen aus der Asche, mit der Borussia ihr gebeugtes Haupt bestreut nach dem Tilsiter Frieden; er sprach von der nahe bevorstehenden Erhebung Preußens gegen den fremden Zwingherrn, er erzählte, was in York's Hauptquartier nicht nur die Gemüther bewegte, sondern was auch schon frei und offen ausgesprochen wurde. Er malte mit jugendlicher Begeisterung und soldatischer Empfindung den Kampf, der entbrennen werde gegen den französischen Erbfeind; er schilderte den Streit, zu dem ganz Preußen sich in ein Heerlager verwandeln werde, zu dem Jeder, der die Waffen tragen könne, Soldat werden müsse.

Im Eifer seiner Rede hatte der junge Offizier nicht bemerkt, daß der junge Abraham Nuitsteen sein Gesicht niederbeugte, auf daß man die Thräne nicht sehe, die in seinem Auge blinkte; er sah nicht, daß der

alte Mennonit mißbilligend sein Haupt schüttelte, er sah nur, daß das Spinnrad Susanna's still stand und daß das liebliche Mädchen, helles Roth auf den Wangen, mit begeisterten Blicken an seinem Munde hing.

Endlich sagte der alte Ruitsteen: „Verzeihe mir, Freund, wenn ich Dich bitte, einzuhalten in Deiner Erzählung, einem Kriegsmanne, wie Du bist, mag eine solche Sprache wohl ziemen, aber wisse, daß wir, meine Glaubensgenossen, den Krieg nicht billigen, weil wir uns an die Worte der Schrift halten, die da lauten: Wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden!"

„Verzeiht, guter Vater," entgegnete der Lieutenant, „ich hatte das einen Augenblick vergessen, ich wollte Euch nicht wehe thun, und dann dürft Ihr doch auch nicht vergessen, daß wir nicht Krieg führen wollen, um uns zu bereichern, oder um einen Vortheil zu gewinnen, sondern um die Ungerechtigkeit zu bezwingen und unsern König und unser Vaterland zu befreien, um unsere Brüder zu retten aus der Tyrannei des fremden Herrschers, und steht nicht auch geschrieben: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für die Brüder!"

„Verzeihe mir, Freund," entgegnete der Mennonit ernst, „daß ich mit Dir nicht streite über diese Punkte, da Du ein Gast bist in meinem Hause."

Nach einer Pause tiefen Schweigens erhob sich der junge Ruitsteen auf einen Wink seines Vaters und führte den Offizier nach der Kammer, in welcher der Capitain in einem großen Bette behaglich schlief.

„Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für die Brüder!" murmelte der junge Mennonit für sich, als er von der Begleitung des Offiziers zurückkehrte. Die Reden des Lieutenants hatten einen mächtigen Eindruck gemacht auf ihn, und einen größern vielleicht noch hatten sie auf Susanne gemacht, obwohl sich das junge Mädchen desselben nicht so bewußt war.

Als der Lieutenant von Krummensee am andern Morgen erwachte, fuhr er erschrocken auf, als er bemerkte, daß das falbe Wintertageslicht bereits in die Kammer fiel, in welche er mit seinem Kameraden quartiert worden war; er saß in seinem großen Bette eine ziemliche Weile, sich langsam der Ereignisse des vergangenen Tages erinnernd, dann sah er nach der Uhr, die er auf dem Schemel neben dem Bette hingelegt hatte, und war mit einem mächtigen Satze aus dem Bette, als ihm die Uhr zeigte, daß bereits zehn Uhr Vormittags vorüber sei.

„Donnerwetter!" rief er, in die mit Pelz gefutterten Stiefel fahrend, „zehn Teufel über den dummen Bauerkerl! hab' ich ihm gestern nicht noch ausdrücklich gesagt, daß wir spätestens um acht Uhr fahren müßten!"

„Was haben Sie denn, von Krummensee?" fragte der Capitain, welchen der dröhnende Sprung seines Kameraden geweckt.

„Was ich habe? ei!" der Lieutenant besann sich, „ei! wie geht's Ihnen, von Arenstorff? gut geschlafen?"

Der Lieutenant fragte mit wirklicher Theilnahme und trat in höchst unvorschriftsmäßigem Anzuge an das Bett des Capitains.

„Sie sind wahrhaftig ein guter Kerl, von Krummensee," sagte der Capitain, dem jungen Kameraden die Hand reichend, „ich erinnere mich jetzt der Geschichte von gestern, habe geschlafen wie ein Bär und bin frisch und gesund, nur leide ich am Magen, das heißt, ich spüre grimmigen Hunger!"

„Hunger? unmöglich krankhaftes Symptom," lachte der Ulan, seine Beinkleider anstraffend, „Hunger höchst natürlich, nicht die Spur von Unerklärlichkeit, haben miserabel soupirt gestern Abend, von Arenstorff, wissen Sie, zwei Tassen Thee, glaub' ich, ohne Beilage!"

„Es ist mir Alles wie ein Traum," versicherte der Capitain aufstehend und sich ankleidend, „was mit mir gestern Abend geschehen ist, eigentlich weiß ich nur noch, daß Sie mich glücklich bis hierher gebracht haben, von Krummensee!"

„Donnerwetter," schrie der Lieutenant wieder, „ich wollte, ich hätte Sie schon wieder hier fortgebracht; denken Sie sich, von Arenstorff, es ist zehn Uhr vorüber, wir sollten lange unterwegs sein; ich hatte es unserm Schlittenbauer auch befohlen, uns zu wecken, aber vermuthlich hat's der Kerl von gestern her auch noch in den Gliedern, hat's verschlafen, und die Mennoniten haben vielleicht nicht die Gewohnheit, ihre Gäste zu wecken!"

„Zehn Uhr, das ist stark," entgegnete der Capitain, „wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Beide Herren beeilten sich so viel als möglich mit ihrer Toilette und beendeten dieselbe mit soldatischer Raschheit; sie wollten eben die Kammer verlassen, als sich die Thür derselben öffnete und der alte Mennonit eintrat.

„Gott gesegne Euch Euern Schlaf!" lautete sein Morgengruß.

„Schön Dank, guten Morgen!" antworteten die Officiere.

„Du siehest, Freund," sagte der Alte, „daß Dein Gefährte ganz gesund ist heute, wie ich Dir gestern schon voraussagen konnte, denn ich verstehe mich auf solche Fälle und weiß, was Gott thun kann mit ein wenig kaltem Wasser und einigen Stunden gesunden Schlafes."

„Ei, sagt mir doch, Vater Ruitsteen," fragte der Lieutenant, „warum Ihr's unterlassen habt, uns einige Stunden früher zu wecken, da Ihr doch hörtet, daß ich meinen Fuhrmann auf Tagesanbruch bestellte?"

„Verzeihe mir, Freund, wenn ich damit gegen Deinen Wunsch gehandelt habe," entgegnete der alte Mann nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, denn er glaubte schon, sich wirklich eines Vergehens schuldig gemacht zu haben, „meine Kinder meinten, Du und Dein Gefährte, Ihr

hättet Beide die längere Ruhe nöthig nach den Anstrengungen des gestrigen Tages —“

„Nöthig oder nicht!“ unterbrach der Lieutenant ärgerlich, obgleich er mit unwillkürlicher Eitelkeit daran dachte, daß die reizende Susanna aus zarter Fürsorge für ihn die Abreise verzögert hatte, „mein wackrer Alter, wir sind im Dienst, Ihr werdet verstehen, wo die Pflicht gebietet, da kümmert sich der preußische Offizier um nichts weiter, als eben darum, wie er sie am besten und schnellsten erfüllt!“

„Deine Ansichten sind löblich, Freund,“ antwortete der Mennonit ernst, „aber Du würdest wohlgethan haben, mich ausreden zu lassen, denn wenn die Fortsetzung Deiner Reise nur irgend möglich gewesen wäre, so würde ich für Dein rechtzeitiges Fortkommen Sorge getragen haben, aber der HErr hat um Mitternacht ein so mächtiges Schneewetter geschickt, und es schneit noch immer so gewaltig, daß es nicht in Deiner Macht liegt, Deine Reise fortzusetzen.“

Dem Lieutenant schwebte ein grimmiges Donnerwetter auf den Lippen, aber er schluckte es hinunter, weil ihm der Mennonit mit seinen ernsthaften Augen gerade in's Gesicht sah.

„Ist denn gar kein Mittel, weiter zu kommen?“ fragte der Capitain.

„Würde ich es Dir nicht sagen, Freund?“ entgegnete der alte Ruitsteen mit vorwurfsvollem Ton, „doch komm hinunter in die Stube und siehe selbst, daß Gott der Stärkere ist.“

Die Offiziere folgten ihrem Wirth in die große Stube, die bei Tage noch weit sauberer erschien als am Abend zuvor. Sie blickten durch die Fensterscheiben in das tolle Schneewirbeln draußen und mußten sich selbst sagen, daß es eine Unmöglichkeit sei, in solchem Wetter den Weg in den pfadlosen Ebenen zu finden.

Sie ergaben sich in ihr Schicksal, sie seufzten und blickten finster drein, als indessen gleich darauf die Mutter Ruitsteen erschien mit Butter und Brot und geräuchertem Fleisch und Käse, und hinter ihr, rosig und frisch, die liebliche Susanna mit dem Theegeschirr, da hellten sich die Gesichter der beiden Herren ziemlich rasch wieder auf, und mit bester Miene nahmen sie Platz an dem Frühstückstisch.

Der Capitain war zu hungrig, um der prächtigen alten Frau und dem liebreizenden jungen Mädchen mehr als einen kurzen Augenblick der Bewunderung zu schenken, dann machte er sich rüstig an's Werk und aß mit gewaltigem Appetit, dabei von der guten Mutter Ruitsteen unterstützt, die ihm vorlegte und für ihn sorgte, wie eine zärtliche Mutter für ihren Sohn zu sorgen pflegt.

Der Ulanen-Lieutenant hatte sich nicht einer gleich umsichtigen Aufmerksamkeit zu erfreuen, denn obwohl ihm Susanna mit angebornem Anstande die Tasse reichte, so überließ sie ihm doch im Uebrigen die Sorge für sein Frühstück selbst; wie alle jungen Mädchen, war sie am Morgen schüchterner als am Abend, auch hatte sie

nicht, wie die Mutter, die Gewohnheit, für die Bedürfnisse der Männer zu sorgen.

Obgleich also der Lieutenant nicht so sorgfältig bedient wurde wie sein älterer Kamerad, so fühlte er sich doch viel glücklicher; es kam ein ganz unsäglich freudiges Gefühl über ihn, wenn seine Blicke den Blicken Susanna's begegneten, wenn sie ihre Augen vor seinem Blick mit sanftem Erröthen niederschlug, und der Ulan trank eine ganz unglaubliche Anzahl von Tassen Thee, nur um immer und immer wieder sagen zu können: „Darf ich Sie noch um eine Tasse Thee bitten, liebes Mädchen?"

Susanna begriff den Offizier rasch, sie fühlte, daß er seine Tasse nur darum so schnell leere, um sie um eine neue bitten zu können, und weil ihr seine Bitte lieb dünkte und wohllautete in ihrem Ohr, füllte sie ihm die Tasse immer nur halb, aber sie wurde stets roth dabei, und es war ihr, als ob sie ein Unrecht begehe.

Endlich hatten die Herren ihr Frühstück beendet und waren allein, als die Frauen das Geschirr hinaustrugen, denn der alte Nuitsteen hatte die Stube schon früher verlassen.

„Was sagen Sie, von Arenstorff?" fragte der Ulan, obgleich derselbe den Mund nicht geöffnet hatte.

„Ich sage, daß Sie sich in das allerliebste Mädchen verliebt haben, Herr Kamerad," entgegnete der Capitain leise, indem er dicht an den Ulanen trat und seine Hand auf dessen Schulter legte. „Sie werden roth," fuhr er fort, „nehmen Sie sich in Acht, Freund, Sie vergessen das liebe Kind wohl draußen im Krieg, im großen Kampf, der uns bevorsteht, aber das schöne Mädchen sah Sie ein paar Mal so an, daß mir der Bissen im Munde quoll, wenn ich daran dachte, daß sie vielleicht mit wundem Herzen hier bleibt nach Ihrer Entfernung."

„Ich bitte Sie, von Arenstorff!" sagte der Lieutenant, verwirrt die Augen niederschlagend.

„Sie sind ein nobler Cavalier durch und durch," nahm der ältere Offizier nach einer kleinen Pause das Wort, „ich will das vertreten gegen Jedermann, mit Degen oder Pistolen, Sie werden den guten Leuten hier keinen Anlaß geben, die Gastfreundschaft zu bereuen, die sie gegen uns ausüben."

Der Capitain sprach ernst und eindringlich.

„Aber sagen Sie nur um Gotteswillen," entgegnete der Ulan, der sich gesammelt hatte, „auf was für wunderliche Gedanken kommen Sie da, Herr Kamerad? Habe mein Stück Eitelkeit so gut wie ein Anderer, ist mal so bei Ulanen, und bei Infanterie wird es nicht anders sein, aber dieses schöne Kind wird sich nicht gleich in mich verlieben, habe erträglich gute Meinung von mir, kann aber doch das Compliment nicht annehmen, das Sie mir mit Ihrer Besorgniß machen, ist zu viel, auf Ehre!"

Der junge Offizier sprach wirklich aufrichtig, er war kein Geck, und die leichten Allüren beruhten bei ihm auf gesellschaftlichen Angewöhnungen. Der Capitain durchschaute das wohl, aber seinem Scharfblick war es dennoch nicht entgangen, daß die junge Mennonitin einen eben so tiefen Eindruck auf das Herz des Lieutenants gemacht, wie dieser auf das des Mädchens. Auch war ihm in der ersten Minute klar geworden, daß Susanna, vielleicht, ja wahrscheinlich, ohne es zu wissen, anders fühle, als ihre Eltern, als ihre Bekenntnißgenossen, und das erklärte ihm den Eindruck, den sein Kamerad auf ihr Herz gemacht. Daß das feurige Gemüth des jungen Reiters nicht eine Minute unempfindlich bleiben konnte solchen Reizen gegenüber, das begriff er ohne Mühe. Indessen sagte er jetzt weiter nichts, sondern beschloß nur, seinen jüngeren Kameraden nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen und jede weitere Annäherung zwischen den beiden jungen Leuten unmöglich zu machen.

Er hatte nicht eben lange Zeit, diesem Vorsatz nachzudenken, denn gleich darauf kehrte Susanna mit ihrem Bruder Abraham zurück, dessen ernstes, männliches Wesen dem Capitain ungemein zusagte.

Es war Susanna, welche das Gespräch auf den Krieg leitete; der Capitain, der es hauptsächlich führte, bemerkte bald, daß das junge Mädchen die strengen Ansichten der Mennoniten über den Krieg nicht theile, und daß der Bruder, der sichtlich unter dem Einfluß der Schwester stand, wie sie denke.

Der Lieutenant, sich der Worte seines ältern Kameraden erinnernd, wagte das junge Mädchen kaum anzusehen, schwieg meistens und sagte nur von Zeit zu Zeit ein verlegenes Wort.

Susanna bemerkte das rasch genug, und plötzlich trat sie vor den jungen Krieger und fragte mit der süßesten Theilnahme in Blick und Wort: „Was fehlt Dir, Freund? Du bist anders als gestern, anders als vorher, hat Dich etwas gekränkt hier? oder bist Du leidend?“

Der Lieutenant war keiner Antwort mächtig, ein Wonneschauer durchrieselte ihn, und der Capitain zitterte vor dem Eindruck, den diese theilnehmenden Mädchenworte, wie er wohl fühlte, auf seinen jungen Kameraden machen mußten, um so mehr machen mußten, als sie mit einer völlig unschuldigen Unbefangenheit ausgesprochen wurden. Er begriff, daß dieser Unbefangenheit gegenüber die Ausführung seines Planes große Schwierigkeiten haben werde.

Der Ulan ergriff eine der kleinen Hände Susanna's und sagte leidenschaftlich bewegt: „Ich bin traurig, liebes Mädchen, weil ich so bald von hier fortgehen muß!“

„Wie,“ rief Susanna, „Du freuest Dich nicht, Freund, daß Du in den Kampf gehen darfst für den geliebten König und streiten als ein Held für die Brüder? Gestern sprachest Du anders!“

„Ich freue mich, liebes Mädchen," antwortete der Lieutenant, „aber ich bin auch traurig, denn wenn ich heute oder morgen von hier ziehe, kehre ich nie wieder hierher zurück!"

„Dein Leben steht überall in Gottes Hand, Freund," erwiederte Susanna unschuldig, „wenn Du als ein Held streitend den Tod erleidest, so tröstet Dich Gott mit dem schönen Spruch, den Du gestern uns in's Gedächtniß riefest: Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für die Brüder! Die Brüder aber, für die Du Dein Leben gelassen, und alle ihre Angehörigen, sie werden Dich preisen und Dein gedenken in Liebe und Dankbarkeit. Wenn Dich aber der allmächtige Gott vor Tod und Gefahren schirmet im Kampfe, dann kannst Du auch hierher zurückkehren!"

Der junge Offizier war außer sich, völlig hingerissen drückte er Susanna's Hand an seine Brust und rief: „Und wirst Du es sein, willst Du es sein, geliebtes Mädchen, die mir den Kranz reicht, wenn ich heimkehre nach dem Siege? Oh, wenn ich tausend Leben hätte, ich würde sie einsetzen für Dich, geliebtes Wesen!"

Helles Scharlachroth färbte das Antlitz des jungen Mädchens, und obwohl sie sagte: „Ich verstehe Dich nicht, Freund!" so hatte sie ihn doch verstanden, wenngleich sie es selbst nicht klar wußte.

Das Alles hatte sich so schnell begeben, Rede und Gegenrede waren sich so rasch gefolgt, daß der Capitain nicht im Stande gewesen war, auch nur ein warnendes Wort einzuschieben; er hatte der raschen Entwickelung mit demselben sprachlosen Erstaunen beigewohnt, wie Abraham Ruitsteen, der junge Mennonit, nur hatte er ein richtigeres Verständniß für das, was eigentlich geschehen war, wie dieser, der sich begnügte, zu sagen: „Liebe Schwester, laß unsern Vater nicht hören, daß wir über den Krieg nicht so denken, wie die Gemeinde, und Du, Freund, der Du ein großes Wohlgefallen an meiner Schwester zu finden scheinst, weil sie eben so gut als klug und dabei auch wohlgestaltet ist, vergiß nicht, daß die Tochter eines Mennoniten nie die Deine sein kann; solche Worte aber, wie Du ihr gesagt hast, darf von Dir nur ein Weib hören, um welches Du werben kannst, ich bitte Dich also, Freund, nicht weiter in dieser Weise zu reden mit meiner Schwester!"

Susanna warf ihrem Bruder einen Blick zu, der eben nicht freundlich war, dann eilte sie aus dem Gemach.

„Ich fürchte, Deine verständige Rede kommt schon viel zu spät, Freund Mennonit!" sagte der Capitain leise zu sich selbst, laut aber sagte er: „Ihre Schwester ist ein kluges Mädchen, lieber Ruitsteen, sie wird nicht allzu viel Gewicht legen auf einige überschwängliche Worte meines Freundes!"

„Ich hoffe es," antwortete der junge Mann, „aber sei mir nicht böse, Freund," er hielt dem Lieutenant die Hand hin, „die Weiber sind schwach, darum habe ich gesprochen, nicht um Dir wehe zu thun."

Der Lieutenant drückte die Hand Abraham's, es war ja Susanna's Bruder, aber er sagte nichts, denn er war nicht im Stande, zur Zeit sich Rechenschaft zu geben, die Empfindungen der verschiedensten Art stritten sich in seinem Herzen.

Bald darauf kam der alte Mennonit herein; er verkündete den Herren, daß sich das Schneegestöber etwas gelegt habe, daß es vielleicht um Mittag sich aufhellen werde, und daß sie dann noch heute wenigstens die große Straße würden erreichen können, obwohl er ihnen eine schwere Reise vorhersage.

Der Mennonit setzte seinen Gästen Pfeifen und Taback vor.

Auf der großen silbernen Tabacksdose bemerkte der Capitain ein adliges Wappen.

„Wessen ist das Wappen?" fragte er neugierig.

„Es ist das meinige, Freund," entgegnete der Bauer, „oder wenn Du willst, das Wappen meiner Väter, welche zu katholischen Zeiten Edelleute waren. Der alte silberne Kasten ist mit meinem Großvater aus Holland bis hierher gewandert; wir halten das alte Geräth werth, obwohl wir nicht glauben, daß wir besser sind wegen unserer adligen Abstammung; ja, Freund, mein Großvater ist ein Kriegsmann gewesen, wie Du einer bist, ehe denn er sich zur Lehre Menno Simonis, unseres Stifters, bekannte; sie sagen, es stände in vielen Büchern, daß der Oberst Jan von Ruitsteen die holländische Stadt Dendermonde gar wacker vertheidigt habe für den Prinzen von Oranien. Doch das sind alte Geschichten, reden wir nicht mehr davon!"

Der alte Mann brach ab, weil er selbst fühlte, daß er lieber von dem Kriegsruhm seines Großvaters sprach, als sich mit den strengen Grundsätzen seiner Secte vertrug; dem Capitain aber entging es nicht, daß das Auge des jungen Ruitsteen flammte, als er von der Belagerung von Dendermonde hörte und von der tapfern Vertheidigung dieser Stadt durch seinen Urgroßvater.

Die größeste Freude aber über die Mittheilung des alten Mennoniten hatte unstreitig der Lieutenant von Krummensee, der sein Gesicht plötzlich nach dem Fenster kehrte, scheinbar besorgt nach dem Wetter blickend, der sich aber nie weniger um das Wetter bekümmert hatte, als in diesem Augenblick gerade.

„Fräulein Susanna von Ruitsteen," sagte er ganz leise, aber auch ganz entzückt vor sich hin.

Zeitig wurde das einfache Mittagsmahl aufgetragen, zeitiger noch als sonst, denn das Wetter hatte sich wirklich so weit aufgehellt, daß die Offiziere es wagen konnten, ihre Reise fortzusetzen, um wenigstens die große Straße nach Berlin zu erreichen am selbigen Tage.

Der Lieutenant zeigte sich beim Abschied gefaßter, als der Capitain gedacht, der noch eine Scene gefürchtet hatte; die ganze Familie begleitete die Herren bis an den Schlitten, da aber hatte der tapfere Offizier

kaum den Muth, dem jungen Mädchen die Hand zu reichen; als er es gethan, drückte er sie entschlossen an seine Lippen und flüsterte halb athemlos: „Wir sehen uns wieder!“ Dann fiel er Susanna's Mutter um den Hals und küßte die alte gute Frau auf's Zärtlichste.

Susanna erröthete; sie fühlte, daß diese Küsse ihr galten, und vielleicht ahnete es die Mutter auch.

„Gott segne Deinen Ausgang, Freund!“ sagte der alte Ruitsteen.

Die Rosse zogen an und der Schlitten fuhr aus dem Hofe.

Die ganze Familie stand an dem Hofthor; noch aus der Ferne sahen sie den Lieutenant mit der Hand winken, und sie erwiederten Alle seinen Gruß; aber Susanna wußte, daß dieser Gruß ihr allein galt, und träumerisch kehrte sie in das Haus zurück.

Sie fühlte in ihrem Innern eine so süße, so selige Traurigkeit, und ihr Herz war so voll von bisher nicht gekannten, nicht geahnten Gefühlen, daß es sich durch Thränen Luft machen mußte.

Erst als Susanna sich recht satt geweint in ihrer stillen Mädchenkammer, kam sie wieder hinunter zu den Ihrigen; sie war heiter wie sonst und rührig wie sonst, und doch war sie ganz anders geworden, das bemerkte die Mutter wohl, wenn auch Vater und Bruder nichts davon sahen.

Die frühere Stille herrschte am Heerde des Mennoniten.

Zweites Capitel.

Graf Louis von Narbonne.

„Ach könnt' ich, könnte vergessen Sie,
Ihr schönes, liebes, liebliches Wesen,
Den Blick, die freundlichen Lippen die!
Vielleicht ich möchte genesen;
Doch ach! mein Herz, mein Herz kann es nie,
Und doch ist es Wahnsinn, zu hoffen Sie;
Und dann wie kann ich vergessen Sie,
Ihr schönes, liebes, liebliches Wesen,
Den Blick, die freundlichen Lippen die?
Viel lieber nimmer genesen!"

(Graf Thiebaut von Champagne, König von Navarra.)

Gegen Abend, am zweiten Weihnachtsfeiertag 1812, war's; die Lichter waren schon angezündet und die Vorhänge herabgelassen in dem Hotel, welches der Gesandte des französischen Kaisers am königlichen Hofe zu Berlin, Unter den Linden Nr. 73, bewohnte.

Der Graf von Saint-Marsan ging in seinem Cabinete auf und ab, mit langsamen Schritten wandelnd; er dictirte seinem Schreiber, der an einem Tischchen vor dem Spiegel saß, einen Bericht für den Staatssecretair Herzog Maret von Bassano.

Der Bericht floß über schier von Complimenten für den preußischen Staatskanzler Baron von Hardenberg und gab dem kaiserlichen Ministerium die Versicherung, daß Preußen treu ausharren werde bei der Alliance mit Frankreich, trotz des Unglücks der großen Armee in Rußland; der König Friedrich Wilhelm habe sich selbst in den stärksten Ausdrücken ausgesprochen gegen einzelne Regungen von Feindseligkeiten gegen Frankreich, welche sich hier und da kund gegeben unter dem Volke. Allerdings fehle es auch in Berlin, meldete der Gesandte in seinem Bericht, nicht an einflußreichen Männern, welche zum Kriege gegen Frankreich drängten und die Zeit für günstig hielten, ihrem Haß Folge zu geben, indessen sei der Wille des Königs und seines Ministers stark, und darum von den Kriegslustigen zur Zeit nichts zu fürchten.

Das Geräusch eines Wagens, der vor dem Hotel des Gesandten hielt, unterbrach diesen in seiner Beschäftigung; er hielt nachdenkend inne und fragte sich selbst: wer kann das sein? denn er erwartete keinen Besuch. Eben wollte er seinem Kammerdiener klingeln, um zu befehlen, daß er für Niemand zu Hause sei, da verrieth ihm eine eigenthümliche Bewegung, die sich in seinem Vorzimmer kundgab, daß es eine Person von Bedeutung sein müsse, welche angekommen.

Die Flügel der Thür wurden in demselben Augenblick geöffnet, als sich der Gesandte ihr näherte, und es trat ein älterer Herr ein, dessen ausgezeichnet feines, geistvolles Gesicht, dessen schöne, dunkele Augen in vollster Harmonie standen mit der eleganten Haltung seines schlanken Körpers und seiner einfachen, aber geschmackvollen Reisekleidung.

„Sie entschuldigen meinen späten Besuch, Herr von Saint-Marsan!"

„Wie, der Herr Graf von Narbonne!" rief der Gesandte im höchsten Grade erstaunt und winkte seinem Secretair, das Zimmer zu verlassen.

Graf Louis von Narbonne, ein vollendeter Cavalier und Hofmann, von vornehmer Herkunft, er stammte durch eine Seitenlinie von dem altcastilischen Hause der Lara, geboren im Palast einer Tochter von Frankreich, Elisabeth's von Bourbon, Herzogin von Parma, bei welcher sein Vater sowohl als seine Mutter hohe Hofämter bekleideten, war in Versailles erzogen worden. Später wurde er Ehrencavalier an dem kleinen Hof der Mesdames de France, der Tanten Ludwig's XVI., diente mit großer Auszeichnung und wurde endlich Kriegsminister Ludwig's XVI. in den letzten Zeiten der gesetzgebenden Versammlung, kurz vor der völligen Niederlage des Königthums. Aus der Emigration bot er sich in einem Brief an den Convent zum Vertheidiger des Königs in dessen Prozeß an, wurde aber natürlich nicht angenommen. Unter dem Consulat war Graf Narbonne zurückgekehrt nach Frankreich, hatte sich später dem Kaiserthum ralliirt und war, sechzig Jahr alt, Adjutant des Kaisers Napoleon geworden, der ihn gern zum Oberhofmeister der Kaiserin Marie Louise gemacht hätte, der aber in diesem einen Falle seinen mächtigen Willen nicht durchsetzen konnte. Der General-Lieutenant Graf Narbonne hatte den Feldzug in Rußland als Adjutant des Kaisers mitgemacht frisch wie ein Jüngling, jetzt bereiste er im Auftrage des Kaisers die deutschen Höfe, um zu erfahren, welchen Eindruck das große Unglück in Rußland auf die Gesinnungen der deutschen Fürsten und Völker gemacht.

Graf Louis von Narbonne war im Jahre 1812 trotz seiner 62 Jahre noch immer, was er schon vor der Revolution gewesen, einer der wohlwollendsten Männer in Frankreich, ein tapferer Soldat, ein vollendeter Cavalier und geistreicher Weltmann, wegen seiner gewinnenden

Formen und mannichfachen Erfahrungen im Leben auch in gewissen Verhältnissen ein geschickter Diplomat, aber trotz einzelner sehr richtiger und klarer Anschauungen ein schwacher Politiker und unter allen Umständen kein wirklicher Staatsmann.

Der Graf von Narbonne war erzogen zu einer Zeit, wo der Liberalismus noch vornehme Mode, noch exclusiver Hofton war, später war er in die wohlgemeinten, aber grundfalschen und gefährlichen Theorieen Turgot's eingeweiht worden und hatte seine politische Bildung beendet in dem Salon Necker's, in welchem die geistreiche Art und Weise der Frau von Staël ihn zu dem hölzernen Liberalismus des Genfer Banquiers bekehrt hatte.

Die gräßlichen Folgen des liberalen Anfangs, die schauerlichen Ereignisse der Schreckenszeit hatten den Grafen, den seine Geburt und auch seine spätern Erlebnisse zum festen Anhänger des Königthums hätten machen sollen, der seinen Gefühlen und Neigungen nach auch Royalist war, zum Bewunderer der kaiserlichen Regierung gemacht; Graf Narbonne glaubte das Heil der Völker wirklich in dem „aufgeklärten Despotismus" zu sehen, mit welchem Napoleon regierte, freilich mißbilligte er überall die herben Formen, in welchen derselbe mehr und mehr sich gefiel.

In diesem Augenblick, nach seiner Niederlage in Rußland, konnte Napoleon unmöglich einen Mann finden, der so wie Graf Narbonne geeignet gewesen wäre, die Höfe Deutschlands in seinem Vortheil zu besuchen; der gewaltige Herrscher hatte ein dunkles Gefühl, daß die persönliche Ehrenhaftigkeit des alten Cavaliers und die gewinnenden Formen des vornehmen Weltmanns seiner Sache jetzt förderlicher sein würden, als das brusque Auftreten seiner Marschälle und die Drahtpuppen-Behändigkeit der Diplomaten, die das Kaiserthum selbst gebildet hatte, ohne alle Selbständigkeit, nur fähig, nach genauen Instructionen aus Paris zu handeln.

Graf Narbonne war vor dem Feldzuge französischer Gesandter in München gewesen, er kannte die Lust, welche die süd- und mitteldeutschen Fürsten an der durch Napoleon erlangten Souverainetät hatten, er wußte, wie dieselben und noch mehr deren Minister den, eben aus dem überwiegenden Einfluß Frankreichs leicht zu erklärenden, Trieb hatten, ihre Staaten nach dem Muster Frankreichs zu regieren und auch bei sich Alles auf napoleonischen Fuß zu setzen. Auf diese Kenntniß gründete Graf Narbonne seine Hoffnung, die deutschen Fürsten bei dem Bündniß mit Napoleon zu erhalten.

Freilich war auch er nicht ohne trübe Ahnungen; er begriff, welchen gewaltigen Stoß das Ansehen Napoleon's durch die Niederlage in Rußland erlitten, ja, er hielt dasselbe für noch mehr gefährdet als es wirklich war, weil er doch nicht ganz die riesenhaften Hülfsquellen zu beurtheilen verstand, die Napoleon in seinem Genie fand und durch dieses

bei dem französischen Volke, das er gehorchen gelehrt hatte, wie selten ein Herrscher vor ihm eine unbändige Nation.

Deshalb trachtete er die hochfahrenden Formen, in denen die napoleonische Diplomatie, namentlich in Deutschland aufgetreten war bislang, nach Kräften zu mildern, sie durch gewinnendere zu ersetzen; er wollte die Höfe, denen Napoleon bis jetzt nur befohlen hatte, mit ihm versöhnen, er wollte ihre Freundschaft gewinnen, während bis jetzt nur Gehorsam gefordert worden war.

In Süddeutschland nun hätte diese Politik Aussicht auf Erfolg gehabt, auch in Oesterreich, in Norddeutschland aber war sie hoffnungslos, denn der Haß gegen Napoleon und die Franzosenherrschaft, die hier alle Schichten der Bevölkerung in fast gleich hohem Grade durchdrang, machte eine Versöhnung selbst dann unmöglich, wenn Napoleon zu den Opfern und der Nachgiebigkeit bereit gewesen wäre, die Graf Narbonne bei ihm fälschlich voraussetzte, weil er ihn nach einem zu kleinen oder zu großen Maßstabe messen mußte.

Seine kurze Reise in Norddeutschland und was er auf derselben von dem Geist der Bevölkerung kennen gelernt, erfüllte den Grafen mit den größesten Besorgnissen.

Kopfschüttelnd hörte er die Berichte des Grafen Saint-Marsan über die guten Gesinnungen des preußischen Hofes und des preußischen Ministeriums.

„Ich bitte Sie dringend, Herr von Saint-Marsan," sagte er seufzend, nachdem derselbe seine rosige Schilderung der Verhältnisse beendet, „diesen Bericht nicht nach Paris abgehen zu lassen, Sie schildern in Ihrer gewohnten unübertrefflichen Weise die Verhältnisse am preußischen Hofe und die Stimmung in den Kreisen, welche vom Hof und dem Ministerium aus zunächst beeinflußt sind; Ihr Scharfblick täuscht Sie auch darin nicht, daß Sie die königliche Autorität mächtiger glauben, als das Drängen kriegslustiger Persönlichkeiten und Parteien; und dennoch, verzeihen Sie mir Herr Graf, sind Sie in einen Irrthum verfallen, der verhängnißvoll für Frankreich werden könnte, wenn Sie diesen trefflichen und überzeugenden Bericht nach Paris abgehen ließen."

„Mein Gott, Herr Graf," rief Saint-Marsan, „Sie glauben doch nicht an eine so tiefe Hinterlist bei dem Könige Friedrich Wilhelm?"

„Gewiß nicht, Herr von Saint-Marsan," entgegnete Narbonne, „ich bin überzeugt, daß der König von Preußen in seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit seinen Versprechungen und dem Bündnisse mit uns treu bleiben wird, so lange er kann, so lange es möglich ist, darin haben Sie vollkommen recht, auch täuschen Sie sich nicht in der Voraussetzung, daß die preußischen Minister dem Willen ihres Souverains aufrichtig dienen, aber nach den Erfahrungen, die ich in den letzten Tagen gemacht habe, ist es nicht möglich, daß der König von Preußen lange unser

Alliirter bleibt; ja, mein Herr, es giebt etwas, was stärker ist, als der Wille des Königs, und das ist in dem einfachen Satze ausgesprochen: es ist unmöglich, Alliirte zu behalten, die man auf das Härteste behandelt und beraubt hat, sobald man aufhört der Stärkste zu sein; wir können von diesem Könige und seinem Volke nicht erwarten, daß sie jetzt aus Freundschaft und freiwillig noch mehr für uns thun, als sie bis jetzt durch unsere Uebermacht gezwungen für uns thun mußten. Das ist die Unmöglichkeit, mein Herr, vor der auch der Wille des Königs von Preußen weichen muß binnen kurzer Zeit; er wird sich gezwungen sehen, einen Preis auf sein Bündniß mit uns zu setzen, den der Kaiser nicht zahlen kann, und dann werden wir einen Krieg haben, und zwar einen Krieg auf Tod und Leben. Es wird an dem Hofe dieses achtungswerthen Monarchen keine Comödie gespielt, ich weiß es, hier ist nicht von einem angesponnenen Verrath die Rede, aber ich sage Ihnen, Herr Graf, der Krieg zwischen uns und Preußen hat bereits begonnen, dieses ganze Volk ist bereits in Haß gewaffnet und gepanzert gegen uns, es wird losbrechen auf das erste Signal. Ich werde morgen dem Kaiser melden, daß er von Preußen nichts weiter zu hoffen hat, als einen Kampf auf Tod und Leben."

„Ich bin gewiß geneigt," entgegnete der Gesandte, „den höheren Einsichten und dem Scharfblick des Herrn Grafen mich zu unterwerfen, aber ich bin außer Stande, Ihnen beizupflichten so ganz und gar; gewiß, Herr Graf, ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich hier nichts verabsäumt habe, mich über die Ansichten an leitender Stelle zu unterrichten, auch vertraue ich viel dem Urtheil des ersten Secretairs meiner Ambassade, des Herrn Lefebvre, dieser aber stimmt ganz mit mir überein."

„Mein theurer Herr von Saint-Marsan," nahm der Graf nach einer kleinen Pause mit der gewinnenden Freundlichkeit, die ihm vor Vielen im höchsten Grade eigen, „ich bezweifle weder Ihre, noch des Herrn Lefebvre Thätigkeit und Umsicht, Sie haben auch ganz Recht, Sie sind sicher über die Ansichten, die an leitender Stelle herrschen, aber es wird die Zeit kommen, und ich fürchte, sie ist noch näher, als es scheint, da es dem Könige von Preußen und seinen Ministern unmöglich sein wird, den Ansichten Ausdruck zu geben, die sie jetzt für uns hegen. Wir sind ja ganz einig darüber, daß der preußische Hof jetzt noch entschlossen ist, mit uns zu gehen und dem geschlossenen Bündniß treu zu bleiben, ich hege meines Theils nur die Ansicht, daß der preußische Hof bald nicht mehr können wird, wie er jetzt will; es ist in diesem Lande eine Bewegung der Geister, die uns feindselig ist, wie sie es denn auch nicht anders sein kann; dieser aber wird der König, eben weil er Souverain, ein von uns beraubter, besiegter und hart behandelter Souverain ist, bald genug das Zeichen zum Losbruch geben müssen."

Offenbar machten die Vorstellungen des Grafen von Narbonne Eindruck auf den Gesandten; er war nicht mehr so sicher, als vorher,

bei dem französischen Volke, das er gehorchen gelehrt hatte, wie selten ein Herrscher vor ihm eine unbändige Nation.

Deshalb trachtete er die hochfahrenden Formen, in denen die napoleonische Diplomatie, namentlich in Deutschland aufgetreten war bislang, nach Kräften zu mildern, sie durch gewinnendere zu ersetzen; er wollte die Höfe, denen Napoleon bis jetzt nur befohlen hatte, mit ihm versöhnen, er wollte ihre Freundschaft gewinnen, während bis jetzt nur Gehorsam gefordert worden war.

In Süddeutschland nun hätte diese Politik Aussicht auf Erfolg gehabt, auch in Oesterreich, in Norddeutschland aber war sie hoffnungslos, denn der Haß gegen Napoleon und die Franzosenherrschaft, die hier alle Schichten der Bevölkerung in fast gleich hohem Grade durchdrang, machte eine Versöhnung selbst dann unmöglich, wenn Napoleon zu den Opfern und der Nachgiebigkeit bereit gewesen wäre, die Graf Narbonne bei ihm fälschlich voraussetzte, weil er ihn nach einem zu kleinen oder zu großen Maßstabe messen mußte.

Seine kurze Reise in Norddeutschland und was er auf derselben von dem Geist der Bevölkerung kennen gelernt, erfüllte den Grafen mit den größesten Besorgnissen.

Kopfschüttelnd hörte er die Berichte des Grafen Saint-Marsan über die guten Gesinnungen des preußischen Hofes und des preußischen Ministeriums.

„Ich bitte Sie dringend, Herr von Saint-Marsan,“ sagte er seufzend, nachdem derselbe seine rosige Schilderung der Verhältnisse beendet, „diesen Bericht nicht nach Paris abgehen zu lassen, Sie schildern in Ihrer gewohnten unübertrefflichen Weise die Verhältnisse am preußischen Hofe und die Stimmung in den Kreisen, welche vom Hof und dem Ministerium aus zunächst beeinflußt sind; Ihr Scharfblick täuscht Sie auch darin nicht, daß Sie die königliche Autorität mächtiger glauben, als das Drängen kriegslustiger Persönlichkeiten und Parteien; und dennoch, verzeihen Sie mir Herr Graf, sind Sie in einen Irrthum verfallen, der verhängnißvoll für Frankreich werden könnte, wenn Sie diesen trefflichen und überzeugenden Bericht nach Paris abgehen ließen.“

„Mein Gott, Herr Graf,“ rief Saint-Marsan, „Sie glauben doch nicht an eine so tiefe Hinterlist bei dem Könige Friedrich Wilhelm?“

„Gewiß nicht, Herr von Saint-Marsan,“ entgegnete Narbonne, „ich bin überzeugt, daß der König von Preußen in seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit seinen Versprechungen und dem Bündnisse mit uns treu bleiben wird, so lange er kann, so lange es möglich ist, darin haben Sie vollkommen recht, auch täuschen Sie sich nicht in der Voraussetzung, daß die preußischen Minister dem Willen ihres Souverains aufrichtig dienen, aber nach den Erfahrungen, die ich in den letzten Tagen gemacht habe, ist es nicht möglich, daß der König von Preußen lange unser

Alliirter bleibt; ja, mein Herr, es giebt etwas, was stärker ist, als der Wille des Königs, und das ist in dem einfachen Satze ausgesprochen: es ist unmöglich, Alliirte zu behalten, die man auf das Härteste behandelt und beraubt hat, sobald man aufhört der Stärkste zu sein; wir können von diesem Könige und seinem Volke nicht erwarten, daß sie jetzt aus Freundschaft und freiwillig noch mehr für uns thun, als sie bis jetzt durch unsere Uebermacht gezwungen für uns thun mußten. Das ist die Unmöglichkeit, mein Herr, vor der auch der Wille des Königs von Preußen weichen muß binnen kurzer Zeit; er wird sich gezwungen sehen, einen Preis auf sein Bündniß mit uns zu setzen, den der Kaiser nicht zahlen kann, und dann werden wir einen Krieg haben, und zwar einen Krieg auf Tod und Leben. Es wird an dem Hofe dieses achtungswerthen Monarchen keine Comödie gespielt, ich weiß es, hier ist nicht von einem angesponnenen Verrath die Rede, aber ich sage Ihnen, Herr Graf, der Krieg zwischen uns und Preußen hat bereits begonnen, dieses ganze Volk ist bereits in Haß gewaffnet und gepanzert gegen uns, es wird losbrechen auf das erste Signal. Ich werde morgen dem Kaiser melden, daß er von Preußen nichts weiter zu hoffen hat, als einen Kampf auf Tod und Leben."

„Ich bin gewiß geneigt," entgegnete der Gesandte, „den höheren Einsichten und dem Scharfblick des Herrn Grafen mich zu unterwerfen, aber ich bin außer Stande, Ihnen beizupflichten so ganz und gar; gewiß, Herr Graf, ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich hier nichts verabsäumt habe, mich über die Ansichten an leitender Stelle zu unterrichten, auch vertraue ich viel dem Urtheil des ersten Secretairs meiner Ambassade, des Herrn Lefebvre, dieser aber stimmt ganz mit mir überein."

„Mein theurer Herr von Saint-Marsan," nahm der Graf nach einer kleinen Pause mit der gewinnenden Freundlichkeit, die ihm vor Vielen im höchsten Grade eigen, „ich bezweifle weder Ihre, noch des Herrn Lefebvre Thätigkeit und Umsicht, Sie haben auch ganz Recht, Sie sind sicher über die Ansichten, die an leitender Stelle herrschen, aber es wird die Zeit kommen, und ich fürchte, sie ist noch näher, als es scheint, da es dem Könige von Preußen und seinen Ministern unmöglich sein wird, den Ansichten Ausdruck zu geben, die sie jetzt für uns hegen. Wir sind ja ganz einig darüber, daß der preußische Hof jetzt noch entschlossen ist, mit uns zu gehen und dem geschlossenen Bündniß treu zu bleiben, ich hege meines Theils nur die Ansicht, daß der preußische Hof bald nicht mehr können wird, wie er jetzt will; es ist in diesem Lande eine Bewegung der Geister, die uns feindselig ist, wie sie es denn auch nicht anders sein kann; dieser aber wird der König, eben weil er Souverain, ein von uns beraubter, besiegter und hart behandelter Souverain ist, bald genug das Zeichen zum Losbruch geben müssen."

Offenbar machten die Vorstellungen des Grafen von Narbonne Eindruck auf den Gesandten; er war nicht mehr so sicher, als vorher,

und leise sagte er: „Dann wünschte ich fast, Herr Graf, der Kaiser hätte das neunundzwanzigste Bülletin in anderer Form erlassen!"

„Was meinen Sie, mein Herr?" fragte Narbonne.

„Das neunundzwanzigste Bülletin der großen Armee," entgegnete der Gesandte etwas verwundert; „sollte dem Herrn Grafen der „Moniteur" vom 20. December noch nicht zugekommen sein?"

„Ich bitte Sie darum," rief Narbonne lebhaft, „mein Gott, und was enthält dieses Bülletin?"

Der Gesandte klingelte und befahl den „Moniteur" zu bringen.

„Das Bülletin," antwortete er, „ist gestern hier angekommen, es enthält ein offenes Bekenntniß unserer Niederlagen."

„Das wäre kein Fehler," meinte der Graf, „aber Sie sind ängstlich, Herr von Saint-Marsan?"

„Sie werden selbst urtheilen, Herr Graf," erwiderte der Gesandte; „mich frappirte die Form an einigen Stellen, aber die Ansichten des Herrn Grafen, die ich so eben vernommen, lassen mich fürchten, daß man mit diesem Actenstück einen großen Mißgriff begangen hat."

„Ist es hier schon bekannt?" fragte Narbonne.

„Man kennt es bei Hofe, in diesen Tagen werden es alle Zeitungen haben!"

Der Gesandte reichte dem Grafen das Blatt, das man ihm eben brachte.

Der Graf las, Saint-Marsan, der sich ihm gegenübersetzte, suchte mit beinahe ängstlicher Aufmerksamkeit den Eindruck, den das Bülletin auf den Lesenden machte, in dessen Gesichtszügen zu verfolgen.

Tiefe Theilnahme sprach sich in den Zügen Narbonne's aus, als er den Bericht des grenzenlosen Elendes überlas, von dem er selbst Zeuge gewesen, wenigstens zum Theil; bald hing eine Thräne an der Wimper des wackern Edelmannes, dann athmete er schwer und sagte: „Wie? habe ich recht gelesen?"

Er las mit halblauter Stimme, wie um sich zu überzeugen, daß er sich nicht verlesen habe: „Diejenigen, welche die Natur so geschaffen hat, daß sie Alles überwinden können, bewahrten ihre Heiterkeit und ihr gewöhnliches Wesen, sie suchten in neuen Gefahren immer nur eine günstige Gelegenheit, neuen Ruhm zu erwerben!"

Der Graf hielt inne, große Thränen rollten über seine Wangen, dann aber sagte er bitter, wie er selten sprach: „Der Kaiser konnte Alles sagen, aber Heiterkeit, oh Gott, Heiterkeit, das durfte er nicht sagen! Herr Graf, verzeihen Sie, Heiterkeit, allbarmherziger Gott, Heiterkeit den Scenen gegenüber, die wir schauen mußten!"

Dem Grafen Narbonne schauderte bei der Erinnerung an die Beresina, und im „Moniteur" stand: Heiterkeit.

Und Narbonne war ein Edelmann, dessen Bravour über allem Zweifel erhaben war, der sich als ein fester Mann gezeigt hatte im Don-

ner der Schlacht eben so wohl, wie aufrührerischen Volkshaufen gegenüber; welchen Eindruck mußten diese Worte auf schwächere Gemüther machen?

Es lag in jenen grausamen Worten ein Hohn gegen Alle, welche den furchtbaren Scenen Rußlands nicht mit „Heiterkeit" beigewohnt, und dieser Hohn hat dem französischen Imperator viele, viele Herzen entrissen.

Lange dauerte es, bevor Graf Narbonne wieder so viel Ruhe hatte, das Bülletin bis zu Ende zu lesen.

Der Schluß aber schien ihn völlig zu vernichten.

„Die Gesundheit des Kaisers ist niemals besser gewesen!" las er laut, „mein Gott!" rief er dann, „warum schleudert er diesen Hohn in all' die Tausende von Familien Frankreichs, in denen die Trauer um die Theuren herrscht, die dort für ihn gefallen. Hunderttausend Franzosen sind untergegangen für ihn, und Er sagt ihren Wittwen und Waisen zum Trost, daß seine Gesundheit nie besser war! Allbarmherziger Gott, wer hat dieses Bülletin geschrieben?"

„Er selbst hat es redigirt," sagte der Gesandte bekümmert, „er hat es mich erpreß wissen lassen, das machte mich gleich bestürzt, denn es lag in dieser Mittheilung eine Geflissentlichkeit, die mir zugleich die Klagen erklärt, die von allen Seiten ertönen."

„Was für Klagen?" fragte der Graf sich sammelnd und aufmerksam werdend.

„Der Kaiser soll seine treuesten Diener, selbst die Minister und Marschälle, jetzt mit einer Härte behandeln, die man früher, wenigstens seit den Zeiten des Consulates, nicht an ihm bemerkt haben will. Er, doch ich berichte hier nur nach wenig verbürgten Mittheilungen," unterbrach sich der Gesandte plötzlich.

Der Diplomat glaubte schon zu viel gesagt zu haben.

Graf Narbonne aber war wenig aufmerksam; mit seinen eigenen schweren Gedanken beschäftigt, sagte er leise vor sich hin: „Sollte der glänzende Tag des Kaiserthums vorüber sein? Der Brand von Moskau leuchtet wie ein riesiges Abendroth am Himmel! Doch nein, ein Abendroth im Osten! Die Sonne geht nicht im Osten unter, es sind Schatten, Wolken, welche über die Sonne von Austerlitz ziehen, sie gehen vorüber und die Sonne strahlt herrlicher und leuchtender als vorher!"

Die beiden Diplomaten des Kaiserthums schwiegen lange.

„Dieses Blatt," sagte endlich Narbonne, den Moniteur emporhebend, „ist für den Kaiser trauriger als eine verlorene Schlacht."

„Meinen Sie," fragte der Gesandte ängstlich, „daß das Bulletin wirklich einen so schlimmen Eindruck auf das Ausland macht?"

„Ausland?" rief Narbonne, „ach nein, Herr Graf, das ist eine Niederlage, die der Kaiser im Innern, im Herzen Frankreichs erlitten hat!"

Beide Männer fühlten jetzt die Nothwendigkeit, einem Gespräch ein Ende zu machen, das zu nichts führen konnte.

„Ich muß Ihnen in mehrfacher Beziehung lästig fallen, mein theurer Herr von Saint-Marsan," nahm Graf Narbonne in gefaßterm und ruhigerm Tone das Wort, „nicht genug, daß ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehme, daß ich Ihr Haus —"

„Es ist des Kaisers Haus, Herr Graf," unterbrach Saint-Marsan verbindlich, „ich darf nicht auf die Ehre stolz sein, den Herrn Grafen Narbonne in meinem Hause zu bewirthen."

Narbonne reichte dem Gesandten mit unübertroffener Freundlichkeit die Hand, dann fuhr er fort: „Nun muß ich aber auch noch meinen Freund, den Grafen von Saint-Marsan bitten, mir allerlei kleine nützliche persönliche Notizen zu geben, damit ich morgen nicht als ein allzu Fremder auf dem preußischen Boden erscheine, wenn mir der kaiserliche Ambassadeur eine vertrauliche Unterredung mit dem Staatskanzler dieses Landes verschafft hat."

„Belieben der Herr Graf zu fragen, ich bin ganz und durchaus zu Ihren Diensten!" lautete die Entgegnung.

Der Gesandte, der bis dahin den Grafen Narbonne nur oberflächlich gekannt, war ganz hingerissen von dessen Manieren. Der Edelmann von alter Familie fand sich zu seines Gleichen um so mehr hingezogen, als das diplomatische Corps des Kaiserreichs eigentlich eine ziemlich gemischte Gesellschaft bildete und die Gesandten im ordentlichen Dienst oft durch das brusque Auftreten und die schlechten Manieren der außerordentlichen Sendlinge des Imperators eben so viel litten, als die Höfe, bei denen sie accreditirt waren.

„Was ist der Baron von Hardenberg für ein Mann?" fragte Narbonne.

„Beinahe ein preußischer Narbonne," entgegnete der Gesandte.

Der Graf verbeugte sich zweideutig lächelnd.

„Oh! nein," rief Saint-Marsan lebhaft, „das ist ein großes Compliment für den preußischen Staatskanzler, aber nur ein geringes für Eure Excellenz!"

„Dann wird Herr von Hardenberg," entgegnete der Graf überlegend, „jedenfalls sofort von mir allerlei Begünstigungen und Vortheile für seinen Souverain verlangen, denn wenn ich preußischer Staatskanzler wäre, so würde ich die Bescheidenheit unter diesen Umständen für Felonie halten."

„Herr von Hardenberg," bemerkte der Gesandte, „wird Ihnen zeigen, daß ich ihn richtig beurtheilt habe, und er wird seine Wünsche in Formen kleiden, an denen selbst der Graf Narbonne nichts zu tadeln finden wird."

„Sie sind unendlich freundlich, mein theurer Herr von Saint-Marsan," fuhr der Graf fort, „aber meinen Sie nicht, daß ich den

Herrn Staatskanzler zunächst nur um eine Privataudienz bei Seiner Majestät dem Könige von Preußen ersuche und erst nach der Audienz weiter mit ihm verhandle?"

Der Gesandte schwieg und sah den Grafen fragend an.

„Was haben Sie, Herr Gesandter?" fragte Narbonne.

„Darf ich ganz aufrichtig sein, Herr Graf?"

„Ich bitte dringend darum!"

„Haben Eure Excellenz Vollmacht, dem preußischen Hofe bestimmte Versprechungen zu machen?"

„Nein, mein theurer Herr von Saint-Marsan, meine Sendung ist eine ganz allgemeine, ich kann etwas Bestimmtes durchaus nicht versprechen, ich soll nur sondiren, Sie verstehn mich!"

„Vollkommen," erwiederte der Gesandte; „in diesem Falle werden Sie Herrn von Hardenberg auch nichts abzuschlagen haben und können freigebig mit Aussichten und Hoffnungen sein; Sie werden diesen Diplomaten damit nicht täuschen, er wird sofort begreifen, daß Sie nur hier sind, die Wünsche und Ansichten Preußens zu vernehmen, und er wird Ihnen vorschlagen, einen außerordentlichen Gesandten nach Paris zu senden, um direct mit dem Kaiser zu verhandeln. Ich zweifle nicht, daß er den Fürsten von Hatzfeld vorschlagen wird; beeilen Sie sich, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen zu rathen, die Person des Fürsten als eine angenehme zu bezeichnen, damit nicht ein General geschickt wird. Sie verstehn mich, ein General wäre nicht angenehm in Paris in diesem Augenblick, wenn eintreffen sollte, was Sie fürchten. Ach, Herr Graf, Sie haben mich angesteckt mit Ihren Befürchtungen!"

„Und der König Friedrich Wilhelm?" fragte der Graf, die letzte Phrase des Gesandten geflissentlich überhörend.

„Er wird Sie gnädig empfangen, aber er wird Ihnen gegenüber immer fremd bleiben, hoffen Sie da nichts von Ihrer Liebenswürdigkeit. So fest ich davon überzeugt bin, daß dieser König, ein redlicher Mann durch und durch, sich eifrig bemühen wird, jede Verpflichtung zu erfüllen, die er einmal übernommen hat, so fest bin ich andererseits auch überzeugt, daß er uns Franzosen im Allgemeinen nicht liebt, und daß er ganz insbesondere eine tiefe Abneigung gegen den Kaiser hegt. Er ist keineswegs ein bornirter Hasser Frankreichs und des Kaisers, im Gegentheil, er läßt den großen Eigenschaften des Kaisers, ich weiß es genau, Gerechtigkeit widerfahren, aber er fürchtet ihn; verstehen Sie mich nicht falsch, Furcht im gemeinen Sinne kennen die Fürsten des Hauses Hohenzollern nicht, er fürchtet ihn, wie selbst ein tapfrer Mann einen andern fürchten kann und darf —"

Der Gesandte hielt inne.

„Ich bitte Sie dringend, auszusprechen!" bat der Graf.

„Nun, der König von Preußen fürchtet den Kaiser, wie ein Christ die Sünde scheuen und fürchten soll!" sagte Saint-Marsan leise.

Graf Narbonne zuckte zusammen.

„Ich bitte um Entschuldigung," bat der Gesandte, „ich habe vielleicht einen unpassenden Vergleich gewählt?"

„Im Gegentheil," erwiederte Narbonne, „ich fürchte, Sie haben den allerrichtigsten gefunden, wenigstens stimmt er zu Allem, was ich von diesem Könige gehört und gesehen! Doch, giebt es Personen, die einen besondern Einfluß auf den König haben?"

„Ich glaube nicht," versetzte Saint-Marsan, „das heißt, ich bin meiner Sache nicht sicher. Es ist gewiß, daß Baron Hardenberg Einfluß hat, daß der General von Köckeritz Einfluß hat, daß der Prinz Carl von Mecklenburg, der Bruder der verstorbenen Königin, einflußreich ist, es unterliegt keinem Zweifel, daß König Friedrich Wilhelm großes Vertrauen auf den General von Scharnhorst setzt, und so könnte ich Ihnen noch eine Anzahl von Männern nennen, deren Rath der König oft verlangt und befolgt, doch, darin ist er dem Kaiser Napoleon ähnlich, einen allmächtigen Premierminister oder einen dirigirenden Günstling hat er nicht."

„Man sagt, die Schwägerin des Königs, die Prinzeß Gemahlin des Prinzen Wilhelm, bilde am Hofe den Mittelpunkt der antifranzösischen Partei!" meinte der Graf forschend.

„Es ist müßiges Gerede, Herr Graf; es giebt bei Hofe keine französische Partei, also auch keine antifranzösische; die Prinzeß, welche Sie nennen, ist eine milde, freundliche, fromme Dame, welche der verstorbenen Königin am nächsten stand, sie liebt den Kaiser nicht, wer könnte das verlangen? nach dem was, vielleicht nicht von ihm, aber doch in seinem Namen und unter seinem Schutz, gegen die verstorbene Königin gethan und geschrieben worden ist? Ich glaube, daß die Gemahlin des Prinzen Wilhelm in Napoleon den Erbfeind Preußens, den persönlichen Feind des königlichen Hauses sieht, aber ich weiß, daß sie weit entfernt davon ist, überhaupt Politik zu treiben oder gar eine politische Partei zu bilden."

„Und die Prinzessinnen, die Töchter des Königs?"

„Sind noch zu jung, selbst die Aelteste, Prinzeß Charlotte, eine junge Dame voll Feuer und Muth, in welcher der Geist und die Milde der Mutter sich mit dem edeln Sinn des Vaters und der alten Thatkraft der Hohenzollern zu vereinigen scheinen, ist erst fünfzehn Jahr alt. Diese junge Dame, die uns gar nicht liebt, ist ungemein populär hier in der Hauptstadt; als die älteste Tochter der Königin Louise liebt man sie ganz besonders, und ich versichere Sie, Herr, diese junge Prinzessin zeigt bei jeder Gelegenheit, daß sie die Großnichte des Königs Friedrich des Großen! Denken Sie, vor einiger Zeit war ein fremder Prinz hier zum Besuch, etwas älter als die Prinzeß Charlotte; es wurden Reliquien von Friedrich dem Großen gezeigt und von den Thaten und Schlachten des großen Königs gesprochen. Die Prinzeß Charlotte wußte

nach einander alle Schlachten zu nennen, ich bemerkte wohl, daß sie die Schlacht von Roßbach nicht nannte, der junge Prinz rief: Ew. Königliche Hoheit haben eine Hauptschlacht vergessen! Die Antwort lautete: Das ist möglich, mein Oheim hat so viele Siege erfochten! Der junge Prinz aber beharrte: Ja, aber bei Roßbach hat er doch einen seiner größten Siege erfochten, Roßbach kann man nicht vergessen! Die Prinzeß Charlotte entgegnete ernst und mich anblickend: Ich habe Roßbach auch nicht vergessen, ich werde es nie vergessen, da aber der Herr Französische Gesandte in meiner Gegenwart nie von Jena gesprochen hat, so hielt ich es für passend, in seinem Beisein von Roßbach zu schweigen!"

„Ah! das ist allerliebst!" rief Graf Narbonne, „da ist Feinheit und Geist zugleich mit großem Selbstbewußtsein; diese junge Dame wird weit gehen!"

„Sicherlich wird sie jeden Platz zieren, auf den sie gestellt wird. Uebrigens half sich der junge sächsische Prinz auch ganz vortrefflich, er sagte: Der Herr Gesandte entschuldigt meine Erinnerung gewiß, wenn ich ihm sage, daß mein Großoheim die Reichstruppen bei Roßbach anführte und das Unglück der Franzosen in jener Schlacht theilte!"

„Ich werde also," meinte Graf Narbonne aufstehend, „hier ein Terrain finden, auf welchem ein Diplomat sich eigentlich gar nicht bewegen kann, wenn er sich nicht in die Verhältnisse so hineingearbeitet hat wie Sie, Herr Graf; ich werde mich Ihrer freundlichen Leitung blindlings anvertrauen müssen, um nicht Fehltritte zu thun."

Saint-Marsan verbeugte sich.

Graf Narbonne, der von der Reise doch etwas angegriffen schien, ließ sich bald darauf nach seinen Zimmern führen und nahm in herzlichster Weise Abschied von dem Gesandten.

Kaum sah sich derselbe allein, als er seinen ersten Secretair, Herrn Lefebvre, rufen ließ; er arbeitete mit ihm bis tief in die Nacht. —

Um dieselbe Stunde etwa, da der Graf Louis Narbonne in Berlin ankam und bei dem französischen Gesandten abstieg, versammelte sich wenige Schritte davon in der zweiten Etage eines stattlichen Hauses unter den Linden eine heitere Gesellschaft, um den zweiten Weihnachtsfeiertag in norddeutscher Weise mit heißem Punsch zu feiern.

In jener Etage wohnte die verwittwete Präsidentin von Lohmeier, die einen großen Familienkreis an solchen Tagen um sich zu versammeln pflegte, da nicht nur ihr Sohn und ihre beiden Töchter, sondern auch zwei ihrer Schwestern in Berlin verheirathet waren und lebten. Die Familienabende der Präsidentin waren stets sehr zahlreich besucht, und am zweiten Weihnachtsfeiertage war das in noch höherem Grade der Fall als gewöhnlich.

Schon hatte man die Kinder, das heißt die Neffen, Nichten, Enkelinnen und Enkel der Präsidentin in das geräumige Schlafzimmer der Frau vom Hause auswandern lassen, nicht allein, um die laute Freude

der Jugend etwas mehr aus der Ferne zu genießen, sondern wirklich auch um Platz zu gewinnen. Im Salon die verheiratheten Damen, im Wohnzimmer die Spieltische, im Zimmer der schönen Waldemare, der einzigen noch unverheiratheten Tochter des Hauses, die jungen Damen und diejenigen Herren, welche der Fahne der Damen noch folgten, im Zimmerchen der Jungfer eine Art von Büffet, und alle Räume ziemlich gefüllt.

Ein paar alte Freunde und Freundinnen des Hauses ausgenommen, waren alle Anwesenden mit einander näher oder ferner verwandt, es war die Familie der Präsidentin.

Die Kinder im Schlafzimmer waren ungezogen unter der milden Aufsicht von längst verwittweten oder im höchsten Grade jungfräulichen Tanten und Großtanten, im Salon hörte man alle erdenklichen Verwandtschafts-Bezeichnungen, und selbst im Spielzimmer hieß es: „der Herr Bruder sind codille", oder: „Onkel Ferdinand, Coeur macht Farbe." Unter den jungen Leuten in dem sauber aufgeputzten Zimmer der Tochter vom Hause ist nicht ein Einziger, der nicht wenigstens Cousin wäre, und selbst die Thee und Punsch einschenkende Jungfer ist eine weitläuftige Cousine des Hauses und heißt natürlich Minna.

In solchen Familienkreisen herrschte einst ein ganz eigenthümlicher Ton, der namentlich für die jüngere Generation von Bedeutung war. Diese Familien-Vereinigungen waren eine Art von Bildungsschule für Knaben und Mägdelein, besonders auf der Uebergangsstufe; unter der Aufsicht der ganzen Familie lernten die jungen Mädchen sich Männern gegenüber ohne Blödigkeit und mit weiblicher Würde zeigen, und die unbärtigen Jünglinge mußten sich galant zeigen gegen Cousinen und Tanten, sich beherrschen lernen und dem mildernden Einfluß weiblicher Sitte folgen.

Diese Familienkreise waren ein nicht unbedeutendes gesellschaftliches Bildungsmittel auch im weiteren Sinne, denn es gab wenige Richtungen, die nicht ihre Vertreter in denselben gefunden hätten, wenig Dinge, Erscheinungen und Ereignisse, die dort nicht besprochen worden wären.

In schweren Zeiten schlossen sich diese Kreise enger, das Gefühl der Familien-Gemeinsamkeit wurde mächtiger, und in den letzten Tagen des Jahres 1812 fühlte man in Berlin in allen Ständen, daß sich Großes vorbereite und daß es Noth thue, sich fest aneinander zu schließen, um dem, was komme, die Stirn zu bieten.

So war es auch in dem Familienkreise der Präsidentin.

Um das Sopha, auf welchem die kluge Dame mit den großen grauen Augen in edler Haltung und eleganter Toilette saß, standen mehrere Herren, welche eifrig den Rückzug der Franzosen aus Rußland mit ihr besprachen. Die Dame vom Hause sprach eben nicht viel, aber sie sprach bedeutend, und besaß die seltene Gabe, das Gespräch in der Weise zu beleben und zu leiten, daß Jeder das Beste sagte, was er

wußte, daß sich Jeder bemühte, durch seine Rede das Verständniß der Sache, die man besprach, zu fördern, oder die Hörer für seine Ansichten zu gewinnen. Mit wenigen Worten, welche den Frauen den Gegenstand näher rückten, wußte die Präsidentin das Gespräch der Männer auch für diese interessant zu machen, und wenn sie einem Herrn, der verständig oder gut gesprochen, zunickte, oder ihm gar eine Prise aus ihrer großen goldenen Dose bot, so war das ein Zeichen der Zufriedenheit, auf das Jeder stolz war und mit großem Rechte stolz sein durfte.

Der Familienkreis der Präsidentin war ein patriotischer, und unbedenklich hörte man überall behaupten, der König werde seine alten Bünde mit Rußland wieder herstellen und Preußen von dem französischen Joch befreien. Man unterschätzte die Schwierigkeiten, die in der Stellung Preußens lagen, nicht, man sah nicht mit Hohn auf Frankreich, wie 1806, aber man hielt sich für tüchtig zum Kampf, und man war entschlossen, ihn aufzunehmen. Dieser Gedanke eines Krieges auf Tod und Leben mit Napoleon war so fest in allen preußisch-patriotischen Herzen, daß auch nicht der geringste Zweifel an einem nahe bevorstehenden Kriege mit Frankreich aufkam. Daß der König und seine Minister anders denken könnten, hielt Niemand für möglich, doch wurde anerkannt, daß die Regierung noch Rücksichten auf Frankreich zu nehmen habe, weniger wegen des bestehenden Bündnisses, als wegen der noch im Lande stehenden französischen Truppen.

Graf Louis Narbonne hatte den Geist, der durch Preußen wehete, wohl erkannt und richtig gewürdigt.

Wie im Salon die schlanke Gestalt der Präsidentin den Mittelpunkt der Gespräche bildete, so war ihre Tochter Waldemare auch der Mittelpunkt der jungen Gesellschaft im Nebenzimmer.

Waldemare war eine junge Dame von einigen zwanzig Jahren, welche in ihrer Familie für eine Schönheit galt; sie war das eigentlich nicht, die Präsidentin war jedenfalls in ihrer Jugend viel schöner gewesen, aber Waldemare hatte zwei ältere Schwestern, sehr liebe, gute, aber herzlich unbedeutende Frauen, die, rund und wohlgenährt, die ächten Ebenbilder des seligen Präsidenten waren; Waldemare hatte allein den Geist der Mutter geerbt mit deren geistvollen grauen Augen und deren schlanker, eleganter Gestalt.

Die Cousins, vom ältesten bis zum jüngsten, waren auf eine Gunstbezeigung der Cousine Waldemare eben so stolz, wie auf ein billigendes Wort der Präsidentin, und häufig war ihnen das Erstere noch lieber, als das Letztere.

Waldemare hatte sich eben aus dem Kreise junger Verwandten etwas entfernt und war an die Thür des Salons getreten, in welchem sie die Stimme eines Vetters vernahm, der, vor Kurzem bei der Seehandlung angestellt und viel sich in verschiedenen Kreisen bewegend,

manche Neuigkeit zeitig erfuhr. Waldemare nannte den Vetter Rudolph deshalb ihren Neuigkeits-Courier.

Die junge Dame stand auf der Thürschwelle und lehnte leicht an dem Pfosten; sie war reich in schwarze Seide gekleidet, welche das glänzende Weiß ihrer Arme, ihrer Schultern und ihres Halses noch mehr hob; ihr mehr feines und intelligentes, als schönes Gesicht hatte, wenn sie die lebensvollen Augen niederschlug, den Ausdruck vollkommener Ruhe. So stand sie und erwartete ihren Neuigkeits-Courier; sie gab sich nicht die Mühe, einzelne Worte von dem um den Sopha geführten Gespräch zu erlauschen; sie wußte, daß der Vetter Rudolph, sobald es ihm möglich, sich los machen und ihr seine Neuigkeiten mittheilen werde.

Sie war gewohnt an Artigkeiten und Zuvorkommenheiten aller Art von ihren Cousins.

In der That brauchte sie nicht lange zu warten. Vetter Rudolph hatte der Tante und dem ganzen Kreise seinen Respect bezeugt, er hatte seine Neuigkeiten mitgetheilt und brannte jetzt vor Begierde, Waldemare zu begrüßen und ihr durch seine Nachrichten eine Freundlichkeit abzugewinnen. Sein guthmüthiges Gesicht strahlte vor Freude, als er die schöne Cousine an der Thür erblickte. Er eilte auf sie zu, küßte ihr mit mehr Zärtlichkeit, als dem Cousin eigentlich zukam, die Hand und sagte: „Meine schöne Cousine, ich darf natürlich keinen Anspruch darauf machen, daß Du mich vermißt hast, aber ich darf doch bemerken, daß ich viel früher hier gewesen sein würde, wenn ich nicht einen Beamten der französischen Gesandtschaft gesprochen hätte, der mir eine interessante Neuigkeit mitgetheilt hat."

„Wer mir eine interessante Neuigkeit bringt, kommt nie zu spät zu mir!" entgegnete Waldemare, eine directe Antwort auf die Rede des Vetters eben so geschickt vermeidend, wie eine directe Frage nach seiner Neuigkeit.

„Es ist heute Abend ein General-Adjutant Napoleon's, der Graf von Narbonne, angekommen und bei dem Französischen Gesandten abgestiegen; mein Gewährsmann meint, Napoleon lasse dem Könige ein neues Bündniß gegen Rußland unter sehr vortheilhaften Bedingungen anbieten."

„Meinst Du, daß der König ein solches Bündniß annimmt?" fragte Waldemare.

Der junge Mann war entzückt, daß ihn die geistreiche Cousine um seine Meinung ersuchte, das war die Art, in welcher sie sich dankbar und freundlich zeigte.

„Ich glaube es nicht," antwortete er, „denn der König wird dem falschen Corsen nicht trauen!"

Hier wurde das kaum begonnene Gespräch der beiden Verwandten plötzlich unterbrochen; im Vorsale hörte man eine laute Stimme, das schöne Mädchen richtete sich höher auf, eine leichte Röthe überzog ihr

Antlitz und ihren Hals, aber Vetter Rudolph bemerkte es nicht, denn er hatte sich schon umgedreht und sagte verwundert: „Wer kann das sein, die Stimme sollte ich kennen?"

In dem Augenblicke öffnete sich die Thür, ein junger Offizier in höchst chiffonnirter Uniform, verwildertem Haar und Bart trat raschen Schrittes ein und rief fröhlich: „Guten Abend, das ist herrlich, da bekomme ich doch noch ein Stück Weihnachten, die ganze werthe Familie zusammen, ich wußte es, meine gnädige Tante!"

Die Präsidentin war aufgestanden, sie umarmte und küßte den jungen Officier, trotz seiner derangirten Toilette, mit mehr Zärtlichkeit, als ihrem gemessenen Wesen sonst eigen war.

„Vetter Philipp! Cousin Krummensee!" tönte es mit froher Verwunderung von allen Seiten, und der Lieutenant ging aus einer Umarmung in die andere; selbst die Familienmitglieder, die ihn nicht persönlich kannten, umarmten ihn.

„Aber laßt mich doch!" rief der Lieutenant, „auf Ehre, Ihr seid Alle so geputzt, ich schäme mich, ah, Waldemare, meine schöne Cousine!"

Er küßte seine Verwandte mit jener Herzlichkeit und Ungezwungenheit, die jedes innigere Gefühl als verwandtschaftliche Zuneigung ausschließt; Waldemare trat auffallend bleich zurück.

„Philipp", sagte die Präsidentin, ihren Neffen — seine Mutter war eine Schwester des verstorbenen Präsidenten gewesen — bei der Hand nehmend, „Philipp, das ist ja eine rechte Weihnachtsüberraschung, die Du mir machst durch Dein Kommen."

„Ei, meine gnädige Tante, bedanken Sie sich schön bei Excellenz von York, welche mich aus Rußland direct hierher geschickt hat; ich wäre übrigens schon vor einer Stunde hier gewesen, wenn man mich nicht beim Gouverneur aufgehalten hätte; gnädige Tante, ich habe auf der Commandantur gesagt, daß ich Unter den Linden Nro. 69, bei der Präsidentin von Lohmeier logire, strafen Sie mich nicht Lügen, denn ich wüßte nicht, wo ich hingehen sollte heute Abend!"

„Aber Philipp, das versteht sich ja von selbst; Waldemare, sage Minna, daß die kleine Stube gleich geheizt wird!" entgegnete die Präsidentin. „Und Du kommst direct aus Rußland?" wandte sie sich wieder an den Offizier.

Die ganze Familie ohne Ausnahme schaarte sich nun um den Lieutenant, der Punsch trinkend und Kuchen essend, in heiterster Stimmung plauderte und erzählte und es nicht unangenehm fand, sich nach den Strapazen der beschwerlichen Winterreise pflegen zu lassen und dabei den Löwen des Abends zu spielen.

Es war leicht zu bemerken, daß der Lieutenant der ganz besondere Günstling seiner Tante, der Präsidentin war, diese Gunst aber wurde ihm von den andern Mitgliedern der Familie gegönnt, denn der frische, kecke, gutmüthige Offizier war eigentlich der Liebling Aller. Er war der

Mitwisser aller kleinen Familiengeheimnisse, obwohl er sie sorglos und unbekümmert auszuplaudern pflegte. Er wußte alle Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke in der Familie vorher; er kannte die abgelegenen Weinstuben, in denen seine Oheime im tiefsten Geheimniß sich zuweilen einen Zopf tranken, denn damals schon fing man an, die äußere Respectabilität für das höchste Gut zu achten und sich mit jedem frohen Genuß zu verstecken, wodurch derselbe viel verlor und aufhörte froh zu sein; der Lieutenant wußte die Plätze, wo die Jungens aus der Familie verbotener Weise Tabacd rauchten; er war der Vertraute jeder ersten Liebschaft; kurz der Cousin Philipp war der Liebling aller Tanten und Cousinen, die Letzteren waren alle in ihn verliebt gewesen, so lange sie mit der Puppe spielten. Und der Ulanen-Lieutenant scherzte mit ihnen noch eben so, als wenn sie noch in die Schule gingen.

Nur Waldemare machte eine Ausnahme; sie war nur zwei Jahr jünger als Philipp und hatte in frühester Jugend sich an ihn angeschlossen, das aber hatte sich lange schon geändert, und obwohl der junge Officier immer noch in der alten Vertraulichkeit und Ungezwungenheit gegen das schöne Mädchen beharrte, so war doch Waldemare ihm gegenüber eine ganz Andere geworden. Sie war auffallend still und zurückhaltend in Philipp's Gegenwart.

„Ich höre ihn gern schwatzen!" sagte sie, wenn man sie nach der Ursache ihres Schweigens fragte.

Das war vielleicht nicht unwahr, aber es war nicht die ganze Wahrheit; Waldemare hegte zärtlichere Gefühle für ihren Cousin, sie liebte das muthige, unverzagte, neidlose, großmüthige Herz in ihrem Verwandten, so lange sie denken konnte, aber sehr frühe schon war sie inne geworden, daß ihre Zuneigung bei Philipp keine Erwiederung finde, darum war das geistvolle junge Mädchen vor der Zeit ernst und bekämpfte ihre zärtliche Leidenschaft, obwohl sie nicht alle Hoffnung schon aufgegeben.

Sie hatte nicht alle Hoffnung aufgegeben, die Liebe ihres Vetters zu gewinnen, denn es war ihr kein Geheimniß, daß die Familie beschlossen hatte, Sie mit dem Lieutenant zu vermählen, von allem Uebrigen abgesehen auch aus dem Grunde, um das Rittergut, welches Krumensee besaß, mit der ansehnlichen Mitgift Waldemare's schuldenfrei zu machen und ihn so im Besitz zu erhalten. Im Anfang hatte der Gedanke, daß Philipp sie nur heirathen werde, um sein Gut schuldenfrei zu machen, etwas höchst Peinliches und Niederschlagendes für das junge Mädchen gehabt, das sich in seiner Eitelkeit nicht nur, sondern im Bewußtsein wirklicher Vorzüge des Geistes und des Herzens verletzt fühlte, bald aber hatte Waldemare sich gesagt, daß Philipp, wenn er einmal ihr Gemahl sei, ihre Vorzüge würdigen, ihre innige Liebe anerkennen und dann doch durch ein Band herzlicher Zuneigung an sie geknüpft sein werde.

Waldemare war hohen Sinnes, mit Stolz sah sie den Geliebten in den Krieg ziehen, nur beklagte die Patriotin, daß er unter einem französischen Feldherrn ziehen müsse, sie hoffte den heimkehrenden Sieger zu kränzen. Es waren liebliche Mädchenträume, welche die Dame träumte von ihrem Cavalier.

Nun kehrte er zurück, als ein einfacher Soldat, als derselbe, der er gegangen. Daß er sich brav benommen bei mehr als einer Gelegenheit, das wußte Waldemare, aber das eben hatte ihre Erwartungen gesteigert, und nun trat er zu ihr, in einer verschabten Uniform, verwildertem Haar, faßte sie ungenirt um die Taille, küßte sie ungezwungen, nannte sie: schönes Cousinchen, und nichts weiter, ganz wie sonst, ganz als ob er gar nicht im Felde gewesen und wie sonst oft zum Besuch nach Berlin komme.

Das war ganz anders als sich Waldemare geträumt, und darum trat sie bleich und enttäuscht von ihm zurück, gleich nachdem er sie begrüßt.

Sie näherte sich ihm auch den ganzen Abend über nicht wieder, und dennoch hatte der Lieutenant keine aufmerksamere Zuhörerin als die liebende Waldemare.

Der lustige Reiter hatte keine Ahnung von den Schätzen an Liebe, die er hätte sein nennen können, wenn er nur die Hand hätte ausstrecken wollen.

Wohl kannte auch der Lieutenant das Familien-Arrangement, welches ihm Waldemare zur Gemahlin bestimmte, man hatte es ihm schon mitgetheilt, als er bei den Ulanen eintrat; damals hatte er gelacht, hatte nichts dagegen gehabt, die ganze Angelegenheit aber hatte ihm stets sehr fern gestanden, und sein Wunsch war gewesen, die Verheirathung so lange als möglich aufzuschieben, damit er seine Jugend genießen könne.

Daß ihn Waldemare liebe, leidenschaftlich liebe, mit der vollen Gluth ihres warmen und edlen Herzens, mit der ganzen Fülle ihrer jungfräulichen Seele, davon hatte der Ulan keine Ahnung, würde es auch vor seinem kurzen Aufenthalte an dem Heerde des Mennoniten kaum begriffen haben.

Als sich der junge Offizier nach dem Abendbrot — man speiste damals noch zu Abend in Berlin nach guter alter Sitte — durch seine Müdigkeit entschuldigt, zurückzog und der Familie gute Nacht sagte, reichte ihm auch Waldemare ihre kühle, kleine Hand wieder; er fühlte die zarten Finger in seiner Hand zittern und sah das schöne Mädchen einen Augenblick fragend an, aber Waldemare hielt die Augen niedergeschlagen und ihre feinen Züge zeigten die vollkommenste Ruhe. „Gute Nacht, liebe Waldemare!“ „Gute Nacht, lieber Philipp!“ Damit schieden sie für diesen Abend.

Waldemare hörte noch lange mit innerer Befriedigung all' die Lobsprüche an, welche die Tanten und Oheime dem jungen Offizier

schenkten, Lobsprüche, in welche die Präsidentin lauter einstimmte, als sonst ihre Weise war.

Indessen suchte der Lieutenant, begleitet von dem Cousin Rudolph, dem jungen Beamten der Seehandlung, sein Lager.

Rudolph war derjenige Vetter in der Familie, der den Lieutenant in dessen Abwesenheit zu ersetzen bestrebt war bei allen Familienmitgliedern, am liebsten hätte er ihn natürlich bei Waldemare ersetzt, und schon vor Philipp's Abreise zur Armee hatte er mit diesem von Waldemare sprechen wollen, damals aber war er zu schüchtern gewesen, jetzt hatte ihm seine Anstellung im Staatsdienst Muth gegeben.

Harmlos plaudernd blieb er bei dem Offizier, während sich dieser entkleidete, und erst als der Lieutenant im Bette lag, sagte er: „Bist Du sehr müde, Philipp? ich möchte noch einige Worte mit Dir reden."

„Genire Dich nicht, Vetter," entgegnete der Lieutenant, „müde bin ich gar nicht, ich hatte nur das Bedürfniß, aus den Kleidern zu kommen und meine Glieder zu strecken!"

„Philipp," nahm Rudolph ernsthaft das Wort, und ließ sich auf einen kleinen Stuhl neben dem Bette des Offiziers nieder, „ich muß Dir zuerst sagen, daß ich verliebt bin!"

„Bravo, mein Junge, mache Deine Bekenntnisse, Discretion ist Parole bei Ulanen, weißt Du! In wen bist Du verliebt?"

„In unsere Cousine Waldemare!" sagte Rudolph leise.

„Das muß wahr sein!" rief der Lieutenant lachend, „wir sind eine sonderbare Familie zusammen, alle Vettern verlieben sich in Cousine Waldemare und Alle machen mich zum Vertrauten ihrer Flamme, Du warst bis jetzt der Einzige, und nun fängst Du auch mit Waldemare an!"

„Lache nicht, Philipp," bat der Liebende treuherzig, „bei mir ist es Ernst!"

„Ich will nie wieder in meinem Leben ein Glas Punsch trinken, Vetter, wenn mir das nicht noch Jeder versichert hat!"

„Nein, Philipp, Du verstehst mich nicht, ich will Waldemare heirathen, meine Stellung bei der Seehandlung, mein eigenes Vermögen erlauben mir, ihr einen Antrag zu machen."

Der Lieutenant richtete sich auf im Bette und sah seinen jungen Verwandten an; verschiedene Gedanken gingen durch seine Seele, er schwieg eine Weile, dann sagte er langsam: „Du willst die schöne Waldemare heirathen, Du bist wohlhabend, und sie ist es auch, nun, warum machst Du ihr nicht Deinen Antrag?"

„Ich weiß, daß die Familie beschlossen hat, das himmlische Mädchen Dir zur Frau zu geben!" entgegnete Rudolph.

„Hm! das weiß ich auch," meinte der Lieutenant, „aber das himmlische Mädchen hat niemals eine besondere Neigung an den Tag gelegt, meine Gemahlin zu werden, und ich, nun ich dächte, lieber Vetter, Du

könntest wissen, daß ich mich eben nicht beeilt hätte, den Wünschen der Familie nachzukommen!"

„Aber Du liebst Waldemare?"

„Gewiß, da sie ein liebenswürdiges Mädchen ist und ich als Cousin, dem Familien-Herkommen gemäß, sie lieben muß!" erwiederte der Lieutenant zwischen Ernst und Scherz.

„Ich bitte Dich, Philipp," drängte der Vetter, ungeduldig werdend, „bleibe doch einen Moment ernsthaft und höre, was ich Dir sagen will."

„Auf Ehre, ich bin ernsthafter, als Du denkst, mein guter Junge," versicherte der Lieutenant, vor dessen Seele das Bild der schönen Mennonitin Susanna neben dem der Cousine Waldemare stand.

Die arme Waldemare ahnte nicht, welche furchtbare Gegnerin sie im fernen Westpreußen hatte.

„Nun, Philipp," nahm Rudolph das Wort, „sei mir nicht böse, wenn ich einen delicaten Punkt berühre. Du bist nicht reich, Dein Gut ist schwer verschuldet, und mit der Mitgift der himmlischen Waldemare wollte Dich die Familie im Besitz erhalten. Darf ich Dir ein Anerbieten machen?"

„Rudolph," entgegnete der Lieutenant ernsthaft, „ich weiß nicht, wo hinaus Du mit Deinen Bemerkungen über mein Vermögen willst, aber ich bitte Dich, mir nicht Vorschläge zu machen, die ich nicht annehmen kann!"

„Was ich Dir anbiete," versicherte Rudolph, „kannst Du annehmen; Du brauchst Geld, ich bin Dein Vetter, ich biete Dir so viel an zu landesüblichen Zinsen, als Du brauchst."

„Und was willst Du dafür?" fragte der Offizier mißtrauisch.

„Nichts, Vetter," entgegnete der junge Mann, „ich will nur die Familie hindern, aus Rücksicht wegen der Schulden, die auf Deinem Gute haften, auf Deiner Verheirathung mit meiner Waldemare zu bestehen!"

„Ah! Deine Waldemare! Du bist also schon einig mit ihr?"

„Das geliebte Mädchen hat vielleicht eine Ahnung von meiner Liebe, gesprochen habe ich noch nicht."

„Nun denn, Vetter, lege Dich schlafen!" rief der Lieutenant, „wenn ich Geld brauche, werde ich Dich darum bitten, und bei Dir steht es, mir meine Bitte abzuschlagen, oder zu gewähren! Aber ich bitte Dich ernstlich, mir nicht mit Geldanerbietungen in dieser Angelegenheit zu kommen; siehst Du, das ist mesquin, Du meinst es gut, ja, aber mich hat's verletzt. Wärest Du zu mir gekommen und hättest gesagt: Vetter, wenn Du unsere Cousine Waldemare nicht liebst, so mach mir Platz, ich liebe sie und will sie heirathen, oder: Vetter, wir Beide lieben Waldemare, laß sie selbst wählen zwischen uns; so hätt' ich geantwortet: suche die Liebe des Mädchens zu gewinnen, denn ich liebe sie nicht, ich hätte sie

nur aus Familien-Rücksichten genommen! So aber sieht das aus wie ein Handel, Donnerwetter, damit mußt Du mir nicht kommen!"

„Ich bitte Dich, Vetter!" sagte Rudolph kleinlaut und höchst bestürzt.

„Na, sei nur ruhig," tröstete der Lieutenant, wie immer schnell besänftigt, „ich weiß ja, Du bist ein guter Kerl; da, nimm meine Hand, wir wollen morgen weiter darüber reden, und an mir soll's sicher nicht liegen, wenn Du Deine himmlische Waldemare nicht bekommst."

Rudolph drückte die Hand seines Vetters, daß der hätte schreien mögen, und entfernte sich, Seligkeit im Herzen.

Der Lieutenant aber konnte lange keinen Schlaf finden; er sah die ernsten Gesichter aller Oheime und Tanten vor sich, er erwog die Folgen seiner Auflehnung gegen den Familienbeschluß, er sagte sich selbst, daß er viel lieber mit seinen Ulanen ein feindliches Viereck niederreiten würde, als all' die Vorstellungen und Ermahnungen anhören; aber hinter all' diesen schreckhaften Vorstellungen leuchtete ihm das seltsam liebliche Bild der holden Susanna. Dann wieder sah er auf der andern Seite den Widerstand des Mennoniten voraus, er fühlte, daß er mit zwei festen Familien und ihrer berechtigten Opposition zu kämpfen haben werde, aber dennoch beschloß er, frisch und freudig den Kampf zu wagen. „Ja," sagte er zu sich selbst, „hätte ich Susanna nicht gesehen, so hätte ich wohl auch mit Waldemare glücklich werden können; auch sie ist edel und schön, und verdammt bequem hätte ich's gehabt, aber ich hätte doch keine Ahnung gehabt von dem wonnigen Gefühl, das mich durchströmt, wenn ich an das holde Mennonitenkind nur denke. Ich habe immer gelacht, wenn mir Waldemare sonst Gedichte vorlas über das schmerzliche Sehnen nach der Geliebten; dieser wonnige Schmerz, ich habe die Dichter für toll gehalten, aber sie haben doch Recht! All' dieser Qualen wäre ich ledig, die Unruhe wäre vorüber, wenn ich Susanna vergessen könnte — aber ich möchte diese süßen Qualen nicht missen, ich bin selig in diesem schmerzlichen Sehnen nach der Geliebten — Susanna heißt die Parole für alle Zeit!"

Drittes Capitel.

Unterhaltungen und Unterhandlungen.

> Was vergehen muß, vergehet;
> Was bestehen kann, bestehet;
> Was geschehen will, geschieht.
> (Herder.)

> Du willst Ulyß sein? Sei Achilles.
> Gleißenden Reden erliegt kein Hector.
> (J. Balde.)

Auf die ersten Meldungen des Grafen Louis von Narbonne aus Berlin, befahl Napoleon jene Rüstungen im riesigen Maßstabe. Ein Senatus-Consult, das an demselben Abend, an welchem es vorgelegt, auch votirt wurde, verfügte eine Aushebung von dreimalhundert und funfzigtausend Conscribirten, welche der Kanzler der Ehrenlegion in seiner Adresse an den Kaiser die „Eroberer des Friedens" nannte.

Das war eine Erinnerung, die Napoleon wohl bemerkte und mit Unmuth hinnahm, unter all den Beweisen von Hingebung, die ihm gegeben wurden. Bis auf den letzten Tropfen wurde das junge Blut von Frankreich erschöpft für den Eroberer, drei Conscriptionen auf ein Mal, in einem Jahre statt in dreien, selbst nach dem eigenen Gesetz des Kaisers verboten, darüber die tyrannische Aushebung der Ehrengarden — und doch grollte er bitter, weil man ihn zu erinnern gewagt hatte.

So riesig war die Verblendung des gewaltigen Mannes gewachsen, daß er den Groll über die leise Erinnerung, welche in der Bezeichnung „Eroberer des Friedens" lag, nicht zu verwinden vermochte; sie hat seinem hochmüthigen Sinne weher gethan als die Niederlage in Rußland, sie hat ihn dem Frieden abgeneigter gemacht — seitdem haßte Napoleon den Frieden.

Mit dem Siegerschwert von Austerlitz und Jena schlug er dröhnend an den Heerschild der französischen Bellona, und eisern klang es durch alle Lande Frankreichs; die stillen Straßen der kleinen Städte fuhren auf beim Trommelwirbel, über die Brücken rasselten mit dumpfem

Getöse die Geschütze, auf allen Plätzen stampfte der Taktschritt der zum Waffendienst sich übenden Krieger — nur der Hufschlag der Rosse war matter und dünner als er sein sollte; Napoleon war reicher an Menschen als an Pferden, darum schonte er die Pferde mehr als die Menschen. Ein weiser Feldherr! ein großer Herrscher, der Napolione Buonaparte von der Insel Corsica!

Und während nun Frankreich in Waffen klang und der Imperator die Legionen und Cohorten in Bewegung setzte, mit denen er nach Osten stürmen wollte, Preußen zu zertreten mit geharnischtem Fuß und sein Schwert auf's Neue zu kreuzen mit dem russischen Zarenschwert, während man von nichts sprach als von Waffen, Kampf und Krieg und nichts hörte als Waffen, da erinnerte sich der große Herrscher des greisen Priesters, den er im Schlosse Franz I., des Ritterkönigs, eingekerkert hatte zu Fontainebleau.

Durch die Decrete von Berlin und Mailand hatte Napoleon einst dem britischen Handel den Continent gesperrt, im Kremlin der russischen Zaren beim rothen Brande der heiligen Moskau hatte er die neuen Theatergesetze für die Pariser Comödianten decretirt — das hatte nicht verfehlt, den Franzosen und Andern gewaltig zu imponiren — darum lasset uns ein Concordat abschließen mit dem Papste, der ja gefangen sitzt in unserer Gewalt zu Fontainebleau! das wird die Franzosen begeistern, ihr Kaiser, den sie nur mit Feldzugsplänen und Vorbereitungen zu einem großen Kriege beschäftigt glauben, ihr Kaiser treibt Kirchengeschichte, streitet sich mit Bischöfen und Cardinälen über Glaubenssätze und schließt endlich ein Concordat mit dem Papste!

Der Kaiser wollte, und es geschah was er wollte; am 27. Januar 1813 kam er von Fontainebleau zurück, das Concordat ganz in der Form wie er's befohlen, das heißt völlig formlos, in der Tasche. Es hatte ihm ein wenig Mühe gekostet, den greisen Priester zu zwingen!

Aber der große Herrscher hatte sich doch getäuscht — denn der Papst Pius VII. protestirte nicht nur vor seinen Cardinälen und Freunden sogleich gegen den Zwang, der ihm angethan von dem französischen Kaiser, sondern als am 13. Februar das Concordat im Moniteur erschien, da protestirte Pius VII. öffentlich, nicht nur gegen die formlose Veröffentlichung vor Auswechselung der Ratificationen, sondern auch gegen den Inhalt des Actenstückes, so weit es ihm damals möglich war.

Der Kaiser fühlte, daß er einen falschen Zug gethan; sein Concordat hatte den Franzosen nicht imponirt, sondern es hatte die Gemüther Aller, welche noch an dem Glauben ihrer Väter hingen, aufs Neue empört gegen die Ungerechtigkeit und Härte, mit welcher Napoleon gegen das Oberhaupt der Kirche verfuhr. Er hatte den Papst seiner Staaten beraubt, er hielt ihn gefangen und ließ ihn nicht verkehren mit seinen Freunden, er maßte sich die geistlichen Rechte des

Papstes an und verlangte nun, daß der Papst selbst ihm das Recht dazu einräumen sollte.

Das Concordat hatte einen schlimmen Eindruck gemacht, und der Kaiser sah die erbärmlichen, abtrünnigen Priester, die ihm bei diesem verfehlten Streich geholfen, eben nicht mit freundlichen Blicken an. Selbst die Unverschämtheit jener Schusterseele, selbst die Unverschämtheit des Cardinals Maury, der, ohne vom Papst bestätigt zu sein, auf dem erzbischöflichen Stuhle von Paris saß, vermochte dem Kaiser die erlittene Niederlage nicht zu verheimlichen, und sein würdiger Genosse Devoisin, Bischof von Nantes, dem ein Schmeichelwort Napoleons lieber war als die Gnade Gottes, kehrte ganz bestürzt in seinen Sprengel zurück.

Es war eine traurige Zeit in Frankreich, Trauer überall, sie saß an dem Heerde der Familien, deren Versorger und Stützen, deren Väter und Söhne die eisigen Felder Rußlands mit ihrem Blute geröthet, sie schaute dräuend durch die Fenster der Häuser, wo die Schwester weinte um den jungen Bruder, die Geliebte um den verlobten Jüngling, die Mutter um den letzten jüngsten Sohn, den die Kaiser-Trommel mit ihrem lauten Schall abgefordert, damit er hinziehe unter der dreifarbigen Fahne der Revolution und sich von Preußen oder Russen todtschießen lasse für den Ruhm und das Reich des kleinen, fremden, gelben Mannes von der Insel Corsica, der durch die Revolution Herr geworden war über das schöne Frankreich.

Ja, wohl ist es ein eitles und ruhmgieriges Geschlecht, dieses französische Volk; das Blitzen der Waffen blendet seine Augen, das Rasseln der Trommel berauscht es, aber es ernüchtert sich doch schneller als man glaubt, namentlich als Napoleon glaubte — die Herzen der Väter und Mütter bluteten doch, wenn auch der Trommelschall ihre Klagen verschlang, ihre Herzen bluteten doch, daß so Sohn auf Sohn dahin ging für den Kaiser und keiner wiederkam für Frankreich, und als 1813 die letzten jüngsten und noch so zarten Schößlinge alle auf einmal abgefordert wurden, da trat jener langgenährte Haß gegen den Kaiser ins Bewußtsein der Leute, der sich später in gar verschiedenen Formen zeigte.

Und wo sollte der Greis Trost suchen, dem die Conscription den letzten Enkel, der ihn ernährte, genommen? wo sollte die Mutter Trost finden, die schon drei Söhne dahingegeben und keinen mehr wiedergesehen hatte, von deren Kindern eins in Spanien, das zweite in Deutschland und das dritte in Rußland begraben lag? nun, den vierten, letzten Sohn machte ein kaiserliches Senatsconsult zum „Eroberer des Friedens", Alles für den Kaiser!

Geht in die Kirche, Leute! die heilige Kirche hat Trost! ihre Gnaden-Mittel sind unerschöpflich!

In der Kirche ist kein Trost zu finden, denn es ist wie unter der Schreckensherrschaft ein Zwiespalt zwischen Staat und Kirche — auf

den Bischofsstühlen sitzen Männer, denen der Papst die Investitur verweigert, und an den Altären beten die treugebliebenen Priester für die Befreiung ihres Oberhirten, des Papstes, aus der Gefangenschaft der Midianiter. Die heilige Kirche spendet Trost aus dem reichen Schatze ihrer Gnadenmittel, aber sie vermag die Gemüther der beraubten Eltern nicht mit dem zu versöhnen, der seine gewaltige Hand auch keck ausgestreckt hat über die Braut Christi und ihr den Kranz genommen aus ihrem Haar!

So wächst der dumpfe Haß im Lande gegen den Kaiser!

Und im Westen, wo noch immer die breiten Blut- und Brandstraßen der „Höllencolonnen der Republik" ihre schaudervollen Spuren durch das königliche und katholische Land ziehen, wo die goldenen Lilien von Altfrankreich desto lustiger blühen in den Herzen, je sorgfältiger man bemüht ist sie auszutilgen an den öffentlichen Gebäuden — und im Süden, wo die heißen Leidenschaften das Blut durch die Adern peitschen, da ergreift die verzehrende Gluth des Hasses die Herzen mehr und mehr, denn die Priester dort sind auch Menschen mit heißen Herzen, und sie beten nicht nur um die Befreiung des heiligen Vaters aus der Gefangenschaft des Midianiter's, sondern sie flehen Gottes Strafgericht herab auf das verfehmte Haupt dessen, der es gewagt hat, seine Hand an den Nachfolger des Apostelfürsten Petrus zu legen.

Napoleon hatte keine Ahnung von dem furchtbaren Abfall, der sich vorbereitete im Innern Frankreichs; er glaubte nicht an die Treue derer, die ihn zunächst umgaben, die er jetzt mit Vorwürfen und Zornausbrüchen oft eben so ungerechtfertigt überstürzte wie einst mit Adelstiteln und Reichslehngütern, Geldsummen und militairischen Auszeichnungen; er beargwöhnte seine Generale, mißtraute seinen Marschällen, haßte seine Großwürdenträger und verachtete eigentlich nicht nur das französische Volk, sondern das ganze Menschengeschlecht.

Und für diese Verachtung, die vielleicht weniger in seinem persönlichen Wesen, als in seiner corsischen Abkunft begründet lag, erwartete und verlangte er von dem französischen Volk, von der Masse, Anhänglichkeit und Treue für sich und sein Haus.

Seine Hand war wider Jedermann, die Stunde mußte kommen, in der sich Jedermanns Hand erhob wider ihn — er hatte, gleich allen Corsen, eine hochmüthige Verachtung anderer Nationen, auch ihn mußte die specifische Abneigung treffen, welche andere Völker gegen die Corsen fühlen.

Obgleich nun Napoleon keine Ahnung hatte von dem großen Abfall, der sich gegen ihn vorbereitete, so fühlte er doch, daß er etwas thun müsse, um den übeln Eindruck etwas wenigstens zu verwischen, den die Veröffentlichung des Concordates und der Protest des Papstes dagegen gemacht.

Es war an einem der letzten Tage im Februar, als der Graf

Louis von Narbonne gegen Mittag im Schlosse der Tuilerieen erschien, wohin ihn ein besonderer Befehl des Kaisers gerufen. Der feine Edelmann war über vier Wochen von seiner Mission nach Deutschland zurückgekehrt, hatte mehrere Audienzen beim Kaiser gehabt und war mit dem Wohlwollen aufgenommen, das er für seine Bemühungen erwarten durfte, welches er verdient hatte, wenn auch die Nachrichten ziemlich traurig waren, die er über Preußen geben mußte.

Dem Grafen von Narbonne kam seine Berufung nach den Tuilerieen nicht unerwartet, denn es war bereits die Rede davon gewesen, ihn an Stelle des Grafen Otto nach Wien zu senden, der jetzt, so geschickt er in gewöhnlichen Zeiten die kaiserliche Politik dort repräsentiren mochte, den Verhältnissen nicht mehr gewachsen war. Napoleon glaubte nicht an die Möglichkeit, daß Oesterreich das Bündniß mit ihm verlassen könne; er hegte, weil er, nicht auf dem Thron geboren, Familienverbindungen für mächtiger als die Staatsraison hielt, den verhängnißvollen Irrthum, Oesterreichs Kaiser werde nie feindlich gegen ihn auftreten, weil die Kaiserin Marie Louise seine Tochter, aber er sah voraus, daß sich Oesterreich seine Bundesgenossenschaft theuer bezahlen lassen werde. Er fand das auch eigentlich in der Ordnung und wünschte nur, so billig als möglich dabei auszukommen. Deshalb wollte er den Grafen Narbonne nach Wien senden, welcher allerdings geschickter als jeder Andere war, die freundlichen Beziehungen Oesterreichs zu Frankreich zu pflegen und nicht erkalten zu lassen. Der Botschafterposten in Wien war dem Grafen von Narbonne überdem schon lange bestimmt gewesen, seine Verbindungen mit dem Feldmarschall Fürsten von Ligne und andern hervorragenden Persönlichkeiten der österreichischen Aristokratie machten ihn, abgesehen von seinen glänzenden persönlichen Eigenschaften, ganz vorzüglich geschickt dazu.

Einige Tage vorher war nun ein außerordentlicher Gesandter Oesterreichs in Paris eingetroffen, nicht der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, welcher immer noch der Titular des Botschafterpostens war, sondern ein Mann, den Napoleon nicht ohne Grund mit dem größesten Mißtrauen betrachtete, ein Mann, der in den Augen Maret's und der andern kaiserlichen Diplomaten die officielle Vorbedeutung großer Schwierigkeiten von Seiten Oesterreichs war. Dieser Mann war der Feldmarschall-Lieutenant Graf Ferdinand Bubna von Littitz, ein böhmischer Edelmann, dessen uraltes Geschlecht bis in die Zeiten der Przemisliden hinaufreichte, der unter einem einfachen, derben und zuweilen selbst plumpen Wesen die größeste Feinheit barg.

Napoleon hatte eine ihm selbst nicht erklärliche Scheu vor dem Grafen Bubna, dem vielleicht nur die Gelegenheit fehlte, sich als einen bedeutenden Feldherrn zu zeigen; jedenfalls war derselbe damals, den Fürsten Metternich nicht ausgenommen, der geschickteste und vollendetste Diplomat des österreichischen Cabinets. Der Kaiser verlangte zunächst, daß

Oesterreich ein Hülfscorps von dreißig Tausend Mann, welches nach dem Vertrage vom 15. März 1812 allerdings zur Verfügung Napoleons gestellt werden mußte, zu seiner Armee stoßen lasse; Graf Bubna versprach, dieses Verlangen seinem Hofe zu berichten, stellte dafür aber sofort eine ganze Reihe von Bedingungen und Forderungen, deren Annahme er zwar nicht trotzig forderte, die er aber doch mit großem Geschick zur Discussion zu bringen verstand.

Der Kaiser bemerkte nicht, daß der Graf Bubna dadurch bereits einen großen Sieg über seine Diplomaten errungen, denn zur Stellung des Hülfscorps von dreißig Tausend Mann war Oesterreich tractatmäßig längst verbunden, und statt die sofortige Erfüllung der Tractaten zu fordern, unterhandelten die Minister mit Oesterreich über eine Menge von Dingen und machten neue Zugeständnisse, während Oesterreich sich noch nicht einmal erklärt hatte, ob es geneigt sei, überhaupt seine alten Versprechungen zu halten.

Die Kaiserliche Diplomatie hatte ihre grenzenlose Zuversicht schon etwas verloren, und das war von je ihre beste Eigenschaft.

Graf Narbonne sah den Fehler wohl, der dem Grafen Bubna gegenüber gemacht worden war, aber er sah ihn gerne, denn seine Absicht war, Napoleon auf den Weg der Concessionen zu bringen, weil er überzeugt war, ihn nur auf diesem mit den alten Dynastieen versöhnen zu können.

Als Graf Narbonne, nicht in Uniform, sondern wie es am alten Hofe Etiquette war, im Gallakleide in das große Vorzimmer des Kaisers trat, eilte ihm der Adjutant vom Dienst entgegen, um ihm zu sagen, daß der Kaiser zwar in diesem Augenblicke ihn nicht empfangen könne, daß er aber befohlen habe, der Graf möge in jedem Falle warten.

Der alte Hofmann war anscheinend entzückt, daß der Kaiser einen besondern Befehl seinetwegen gegeben, wenigstens mußten seine Worte und seine Manieren dem Offizier das glauben machen; innerlich aber fand Narbonne, der mit seinen schweren Gedanken über die nächste Zukunft und seine Thätigkeit in derselben beschäftigt war, nicht den geringsten Geschmack an dem Aufenthalt in des Kaisers weitem Vorsaal, wo in jedem Augenblicke fast andere Gesichter erschienen und andere Begrüßungen ihn störten. Er sah deshalb den Pallast-Präfecten, Baron von Bausset, mit doppeltem Wohlwollen an, als ihm derselbe den Vorschlag machte, dem kleinen Könige von Rom einen Besuch abzustatten, denn Graf Narbonne erinnerte sich, daß er des Kaisers Sohn seit seiner Rückkehr aus Deutschland noch nicht gesehen, und daß er in Verlegenheit gerathen könne deßhalb bei einer zufälligen Frage des Kaisers.

Er folgte also mit größter Beeiferung durch die Dianen-Gallerie über die Treppe des Pavillons der Flora, auf einem Wege, der eben nur einem Pallast-Präfecten offen war, nach der Wohnung des Königs von Rom.

Eine Untergouvernante des kleinen Königs führte die beiden Herren in den Salon, in welchem sich Frau von Montesquiou mit dem Sohne des Kaisers befand.

Der zarte, aber hübsche Knabe lag in einem weißen Kleidchen auf einem großen blauen-Sammetkissen in Mitten des Gemachs am Boden und belustigte sich, mit einer ledernen Kugel Kegel umzuwerfen, welche ihm ein Diener in angemessener Entfernung immer wieder aufstellte.

Frau von Montesquiou saß mit einem Buche in der Hand neben dem spielenden Kaiserknaben auf einem Sessel. Als sich die Dame erhob, um die eintretenden Herren zu begrüßen, erhob sich auch das Kind lebhaft, strich sich die braunen Löckchen aus dem leichtgerötheten Antlitz und fragte seine Gouvernante mit kindlicher Neugier: „Wer sind die Herren, Maman?"

„Kennen Sie Herrn von Bausset nicht mehr, der Ihnen die schönen Täubchen gebracht hat jüngst?" fragte Frau von Montesquiou dagegen.

„Ah, ich liebe sehr Herrn von Bausset!" rief der Knabe freundlich und bot dem Pallast-Präfecten anmuthig die Hand zum Kusse.

Dieser beeilte sich die Hand des Kindes zu küssen, das nun Graf Narbonne auf seine Arme nahm und herzlich küßte.

„Ich habe Sie noch nie gesehen, mein Herr!" bemerkte der König von Rom, den Grafen ernsthaft anschauend.

„Ich heiße Graf von Narbonne, mein kleiner König," entgegnete der alte Cavalier, „und bin einer von des Kaisers Generalen!"

„Wollen Sie auch Marschall von Frankreich werden?" fragte der König von Rom.

„Gewiß, mein kleiner König, wenn es möglich ist!" erwiederte Narbonne.

„Oh, es ist leicht, Sie brauchen nur eine große Schlacht zu gewinnen!" sagte das Kind freundlich.

„Das aber ist's, Monseigneur, man gewinnt so leicht keine Schlacht!" versetzte Narbonne scherzend.

„Mein Papa hat viele Schlachten gewonnen, oh so viele!" Der Knabe hob seine Hand auf.

„Welcher Geist in diesem jungen Kinde!" bewunderte der Pallast-Präfect gegen die Gouvernante, welche nicht wenig geschmeichelt war.

„Hat mir der König von Rom Aufträge zu geben?" fuhr Graf Narbonne halb ernst, halb scherzend fort, „ich verreise in diesen Tagen und gehe zu dem Großvater nach Wien!"

Das Kind sah sich nach seiner Gouvernante fragend um; diese beeilte sich zu erklären: „Der Herr Graf Narbonne geht zu Maman's Papa, zu Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich."

„Ah, mein Herr, empfehlen Sie mich dem Kaiser von Oesterreich!" rief das Kind jetzt mit voller Sicherheit.

Als sich die Herren verabschiedeten, grüßte er sie mit einem anmuthigen Lächeln, ehe sie aber noch die Thür erreicht hatten, sahen sie, daß sich der Knabe bereits wieder auf sein Kissen geworfen und lustig seine ledernen Bälle in die Reihen der Kegel schleuderte.

„Wissen Sie, wem unser kleiner König von Rom sehr ähnlich sieht?“ fragte Narbonne mit dem Pallast-Präfecten in das kaiserliche Vorzimmer zurückkehrend, „aber auffallend ähnlich?“

„Nein, Herr Graf!“

„Nun dem Kaiser Joseph II.!“ rief Narbonne, „ich habe den Kaiser oft gesehen, als er in den achtziger Jahren hier zum Besuch war, aber ich habe in Brüssel und in Deutschland Bilder von ihm gesehen, aus seiner frühesten Jugend, Zug für Zug dasselbe Gesicht wie der König von Rom.“

„Das ist interessant,“ versetzte der Pallast-Präfect, „indessen muß ich bekennen, daß ich es vorgezogen hätte, das hohe Kind seinem großen Vater ähnlich zu finden.“

„Das ist es nicht,“ meinte der Graf, indessen setzte er mit seinem gewöhnlichen Aplomb hinzu, „jetzt nicht, wahrscheinlich wird der kleine König dem Kaiser ähnlicher werden, wenn er älter wird, jetzt, wie gesagt, scheint er mehr der Mutter nachzuschlagen.“

Beim Eintritt in das Vorzimmer des Kaisers kam den Herren der Ordonnanzoffizier vom Dienst bereits entgegen und flüsterte: „Herr Graf von Narbonne, Se. Majestät der Kaiser erwartet Ew. Excellenz schon seit einigen Minuten!“

Der Graf verbeugte sich grüßend gegen seinen Begleiter und trat in das Cabinet des Kaisers.

Napoleon kam ihm lebhaft einige Schritte entgegen und blieb vor dem Grafen stehen.

„Nun, mein Herr, ich erwartete Sie!“ sagte er mit einigem Mißvergnügen.

Er öffnete die Dose, die er in der Hand hielt, und streute den Taback umher, seiner Gewohnheit nach, denn er schnupfte eigentlich fast gar nicht, die Dose war nur eine Art von Zerstreuung für ihn; seine Dosen, die sonst sehr einfach von Schildpatt waren, hatten einen besonderen Werth dadurch, daß in die Deckel große silberne und goldene Erinnerungs-Münzen, die unter seiner Regierung geschlagen worden, eingelegt waren.

„Sire,“ entgegnete der Graf, „ich bitte um Verzeihung, ich machte dem Könige von Rom meine Aufwartung.“

„Ah!“ rief Napoleon, augenblicklich besänftigt, „und wie finden Sie den Burschen?“

„Ich glaube, daß Ew. Majestät zu den schönsten Hoffnungen berechtigt sind.“

„Ja, er ist ein lieber kleiner Knabe,“ sagte der Kaiser fast weich,

dann aber fuhr er plötzlich in anderem Tone fort: „Doch ich wollte nicht von dem Könige von Rom mit Ihnen reden, sondern von dem Papste, der jetzt nichts mehr in Rom zu thun hat. Wissen Sie, mein theurer Narbonne, man muß die Menschen nicht an einen Platz stellen, auf den sie nicht passen. Ich bin überzeugt, Sie würden mir in einer theologischen Angelegenheit weit nützlicher gewesen sein, als mir es der Erzbischof von Mecheln in der Politik gewesen ist. Fürwahr, der Prälat hat zu Warschau eine höchst klägliche Rolle gespielt, und ich, ich bedaure, daß ich Sie nicht als Dritten zu meinen Conferenzen mit dem Papste zugezogen habe vor drei Wochen."

„Sagen Sie das nicht, Sire," entgegnete Narbonne mit wehmüthigem Lächeln, „Ew. Majestät würden dann dort statt eines zwei Gegner zu bekämpfen gehabt haben!"

„Wie," rief der Kaiser, „steht es noch so mit Ihnen, Sie ein alter Philosoph, Diplomat und Minister? Ich habe Ihre Verehrung für den Papst wohl bemerkt, mein Lieber, Ihre Trauer über die Unfälle und Leiden, die ihm verblendete Rathgeber zugezogen haben; trotz alledem aber war ich der Meinung, daß Sie die Principien der gallicanischen Kirche festhielten. Haben Sie denn nichts mehr von den alten Traditionen Ihrer Parlamente, von dem Geist des Widerstandes gegen die römischen Uebergriffe, von dem Geiste des großen Bossuet. Ei, wie hat sich Ludwig XIV., ehe er alt und devot wurde, gegen Rom gezeigt? Wie mächtig hat er das Ansehen seines Ambassadeurs in Rom aufrecht erhalten! und wie hat er einen Papst beherrscht, der nicht weniger hartnäckig war als der meinige. Vergessen Sie nicht, daß ich, ohne an das Dogma zu rühren, der ganzen Geschichte ohne Weiteres ein Ende machen kann — ich brauche nur einen Patriarchen von Frankreich zu ernennen!"

„Sire," antwortete der Graf von Narbonne ernsthaft, „ich bekenne, daß ich geglaubt habe, das Project, einen Patriarchen zu ernennen, sei für einen Augenblick aufgetaucht in der Seele Ew. Majestät und dann wieder verschwunden; darum hat mich die Publication des Concordates im Moniteur so schmerzlich berührt. Darf ich wohl Ew. Majestät bitten, zu bedenken, daß es nichts Anderes ist, wenn Sie dem Papste die Confirmation der Bischöfe nehmen, als de facto einen Patriarchen machen, und daß Ew. Majestät selbst, oder Ihr Cultusminister die Functionen des Patriarchen vollzieht. Das hat Ludwig XIV. niemals gethan, das hat Bossuet niemals gerathen oder empfohlen. Es fanden unter dem großen Könige viele Streitigkeiten mit Rom statt, es blieben Bischofssitze lange vacant, aber Ludwig XIV. hat niemals einen Bischof weder eingesetzt, noch abgesetzt. Die Einheit der katholischen Kirche ist immer gewahrt worden, Sire!"

„Aber nehmen Sie den Cardinal Maury," versetzte der Kaiser lebhaft, „ihn, den großen Vertheidiger der Kirche und des Thrones in

der Constituante, erfüllt er seine Functionen als Erzbischof von Paris nicht vortrefflich auch ohne die päpstlichen Bullen?"

„Nein, Sire!" beharrte Narbonne mit ernster Festigkeit, „dieser Mann täuscht Ew. Majestät, er ist ein Ueberläufer aus Rom und reizt Ew. Majestät zum Kriege gegen Rom, weil er fürchtet, daß man während des Friedens ihn zur Rechenschaft ziehen könnte. Und glauben Sie mir, Sire, das Papstthum ist eine solche Nothwendigkeit für die katholische Christenheit, daß alle die Bischöfe, die jetzt Ihrem Einfluß gehorchen, wenn Sie dieselben befragen wollten, ohne Ihre Meinung vorher kund zu geben, daß sie Alle Ihnen rathen würden, dem Papste das Haus des heiligen Petrus zurückzugeben, ihm die Rechte der Nachfolger des Apostelfürsten zu lassen, und ihm weder Rom, noch die Confirmation der Bischöfe zu nehmen!"

„Ah! Rom," rief der Kaiser ungeduldig, „was Sie verlangen, ist ganz unmöglich, Rom ist das Erbtheil meines Sohnes, Rom ist die Krone des Kaiserreichs. Was die Angelegenheit der Investitur betrifft, da könnte ich allenfalls Concessionen machen. Sehen Sie zu, ob Sie einen Ausweg finden können, ich werde mit Vergnügen Ihre Ansichten darüber lesen, vielleicht hilft uns hier Ihr gesunder Laienverstand."

„Sire," antwortete der Graf, „meine Ansicht ist bald gesagt: geben Sie sofort dem Papst die Freiheit, führen Sie ihn nach Rom in seine Kirche und seinen Pallast zurück, und dann eröffnen Sie Unterhandlungen mit ihm, die gewiß zum Ziele führen werden, wenn Ew. Majestät nichts verlangen, was gegen die Freiheit und das Dogma der Kirche ist."

„Aber, mein Lieber," erwiederte Napoleon, „wie kann ich dem Papst die Freiheit geben, jetzt wo er protestirt? Wie kann ich ihn nach Rom zurückführen? das wäre eine Revolution! Doch denken Sie nach, ich bitte Sie um eine Note, in der Sie mir Ihre Ansichten entwickeln; ich werde dieselbe mit großer Aufmerksamkeit lesen, ich wünsche, daß Sie mich überzeugen!"

Damit wurde Graf Narbonne entlassen!

Graf Narbonne benahm sich während dieser ganzen Unterredung, wie ein Hofmann im schönsten Sinne des Wortes; herrschend ist die alberne Meinung, ein Hofmann müsse ein Schmeichler seines Herrn, ein Heuchler, Kriecher und Intrigant sein; oh! es giebt Hofleute, die aus ganz anderem Thon geknetet, auf ganz anderem Holz gewachsen sind. Ein ächter Hofmann ist ein Mann, der zwar auch bei Hofe ein Mann und seinem Fürsten gegenüber ein Mann, ein ganzer Mann bleibt, der aber zugleich auch versteht, höflich zu sein bei dem vollsten Bewußtsein seiner Manneswürde. Das ist ein ächter Hofmann! Es ist nicht immer die Manneswürde mit Derbheit und Rohheit vergesellschaftet, höflich feine Sitte und rechter Mannessinn gehen gern Hand in Hand. Es ist unverschämt, daß schlechte Erziehung, faule Nachlässigkeit und

bequemes Sichgehenlassen die höflich feine Sitte für Heuchelei und Schmeichelei erklären!

Als ein ächter Hofmann hatte Graf Narbonne sich nicht gescheut, dem großen Despoten zu widersprechen, da wo es auf seine religiösen Grundsätze ankam, und es lag in seinem Widerspruch und in der Art, wie er ihn vorbrachte, so viel männliche Tüchtigkeit, daß selbst Napoleon nicht zürnen konnte; unbeugsam in den Grundsätzen aber gab Narbonne augenblicklich nach, wo er nichts aufzugeben hatte, als seine Neigungen, als seine Bequemlichkeit. Mit der Stellung, die er demnächst in Wien einzunehmen bestimmt war, hinlänglich beschäftigt, war der Graf durch den Auftrag Napoleon's sehr belästigt, und war dies in um so höherm Grade, da er, von der Religionslosigkeit des Kaisers überzeugt, nichts von ihm für die Kirche hoffen konnte; aber er gab augenblicklich nach und übernahm die Abfassung einer Denkschrift über das Concordat und das Verhältniß der französischen Kirche zu dem Papstthum.

Napoleon war nicht sehr befriedigt von seiner Unterredung mit Narbonne; er war halb und halb übler Laune, aber er hatte das Gefühl, daß nicht Maury oder Einer von den andern abtrünnigen Priestern den Fehler, den er mit dem Concordat begangen, wieder gut zu machen vermöge, sondern daß das nur ein Mann könne, der wirklich zur Kirche halte, und darum hatte er den Grafen von Narbonne gewählt, weil eben die höflichen Formen des alten Cavaliers ihm am wenigsten lästig waren.

Der Kaiser war noch lebhaft mit dem Gegenstande beschäftigt, als er in den Salon trat, wo sein Dejeuner aufgetragen wurde, und der Marschall Kellermann Herzog von Valmy ihn erwartete, der an diesem Tage allein mit dem Kaiser speiste.

„Und was sagen Sie zu dem Concordat, Marschall?" fragte Napoleon, nachdem er seine Julienne ziemlich hastig gespeist.

Verwundert legte der alte Kriegsmann den Löffel hin und sah seinen Herrn an; es hatte dieser Gegenstand kein besonderes Interesse gehabt bis jetzt für den ehrlichen Kanonier von Valmy.

„Sie wissen doch, daß der Papst vor einigen Wochen ein Concordat unterzeichnet hat, welches ich ihm persönlich in Fontainebleau vorgelegt hatte, wie finden Sie dieses Concordat? He! ist's nicht vortheilhaft für Frankreich? Sie müssen es vor ein paar Tagen im Moniteur gelesen haben?"

„Oh! es ist vortrefflich, Sire!" antwortete der Marschall etwas unsicher, „ich habe mich sehr darüber gefreut!"

Der alte Kriegsmann log ganz erschrecklich, er hatte nicht eine Zeile des Concordates gelesen; aber er hörte, daß es der Kaiser selbst dem Papste vorgelegt, darum fand er es vortrefflich.

Es sind, wie man sieht, nicht immer die Hofleute, welche bei Hofe

am unverschämtesten lügen. Den Marschall Kellermann wird Keiner für einen Hofmann erklären.

„Können Sie glauben, Marschall,“ fuhr der Kaiser, erfreut über die Beistimmung des Marschalls, auf die er sonst nicht den geringsten Werth zu legen pflegte, mit großer Lebhaftigkeit fort, „daß der Papst acht Tage darauf, nachdem er dieses Concordat freiwillig unterzeichnet, mir einen lamentablen Brief schrieb, in welchem er erklärte, daß er es sehr bedauere, dasselbe unterzeichnet zu haben, daß ihm sein Gewissen Vorwürfe darüber mache und daß er mich inständig bitte, es als nicht geschehen zu betrachten. Ich antwortete ihm natürlich, daß das, was er verlange, gegen die Interessen Frankreichs sei, daß er sich übrigens, da er als Papst unfehlbar sei, nicht habe irren können, und daß sein Gewissen sehr voreilig sei, sich in diese Angelegenheiten zu mischen.“

Der Graf Narbonne hatte sehr recht, wenn er Napoleon für völlig religionslos hielt; dieser wohlfeile Spott über den Satz von der Infallibilität des Papstes, der übrigens nur von Glaubenssachen gilt, war eines katholischen Christen unwürdig, und der Kaiser hatte seinen Lohn dafür hin in dem beistimmenden Gelächter des brutalen Marschalls und der strafenden Miene des Pallast-Präfecten Bausset, der den Dienst leitete.

Ohne sich anscheinend um diese Wirkung seiner Worte zu kümmern, und mit der Miene, als ließe er sich nur von der Fülle seiner Ideen fortreißen, fuhr Napoleon einen Augenblick darauf fort: „In der That, sagen Sie, Marschall, was war Rom im Alterthum und was ist es jetzt?“

Kellermann wäre sehr verlegen um eine Antwort gewesen, denn er wußte weder etwas von dem alten noch von dem neuen Rom; glücklicher Weise für ihn verlangte Napoleon gar keine Antwort, sondern er declamirte weiter, wie das seine Art bei solchen Veranlassungen war.

„Nein!“ sagte er, „zermalmt von den nothwendigen Folgen der Revolution kann es sich niemals wieder aufrichten; Rom kann sich nicht mehr selbst erhalten!“

Seitdem Napoleon das sagte, hat ihm eine weitere Existenz Roms von fast einem halben Jahrhundert Unrecht gegeben.

„Die alte römische Gesetzgebung,“ fuhr der Kaiser fort, „war nicht vollkommen, aber sie war geeignet, in allen Fächern große Männer hervorzubringen. Das neue Rom hat auf die Politik Grundsätze angewendet, die in der Religion sehr ehrwürdig sein mögen, die aber in der Politik dem Glücke der Völker nachtheilig sind. Die Menschenliebe ist zum Beispiel die vollkommenste aller christlichen Tugenden, also muß man Allen Almosen geben, die Almosen verlangen, darum ist Rom zum Sammelplatz der Bettelnden fast aller Nationen geworden.“

Der Marschall sah Napoleon staunend an, er bewunderte offenbar die Logik seines Herrn; Andere werden auch staunen ob solcher Logik;

der große Mann war offenbar stärker in Thaten als im Raisonnement. Das wäre kein Vorwurf, wenn derselbe nicht die Gewohnheit gehabt hätte, seine Raisonnements sofort in Thaten zu übersetzen.

„Man sieht dort," so raisonnirte Napoleon weiter, „wie man mir berichtet, denn ich selbst bin nie in Rom gewesen, alle Müßiggänger der Erde vereinigt, die sich dahin flüchten, zum Voraus überzeugt, dort überflüssige Nahrung und bedeutende Geschenke zu bekommen. So leidet das päpstliche Gebiet, das durch seine Lage unter einem glücklichen Himmel, durch seine schiffbaren Flüsse und durch die Güte seines Bodens bestimmt, unermeßliche Reichthümer hervorzubringen, Mangel, großen Mangel, nur weil es an Cultur fehlt."

Diese Behauptungen Napoleon's bewiesen allerdings zur Genüge, daß er nie den Kirchenstaat gesehen.

„Berthier hat mir versichert," fuhr der Kaiser fort, „daß man dort große Strecken Landes durchreisen könne, ohne eine Spur von Menschen zu finden. Die Weiber selbst, die für die schönsten in Italien gelten, sind dort indolent und zu keiner Thätigkeit für die Sorgen des Lebens fähig. Es ist die Weichlichkeit der Sitten Asiens. Das neue Rom beschränkt sich darauf, mit den Wundern der Kunst der Alten zu prunken; wir haben aber doch ein wenig dort aufgeräumt!"

Napoleon und sein Marschall lachten.

„Das Pariser Museum," plauderte der Kaiser mit der ungezwungenen Freude eines Scythen, der seine Beute prahlend preist, weiter, „das Pariser Museum ist vollgestopft mit den Meisterwerken der Kunst der Alten, mit denen Rom so lange geprunkt hat. Doch um auf die Politik zurückzukommen, was konnte die päpstliche Regierung im Vergleich mit den andern großen Souverainetäten in Europa noch vorstellen? Diese kleinen Souveraine also gelangen in einem Alter auf ihren Thron, wo man sich nach nichts weiter mehr sehnt, als nach Ruhe. Im Alter ist Alles Uebung, Alles Gewohnheit, man denkt nur daran, seine Größe zu genießen und sie auf seine Familie zurückstrahlen zu lassen. Ein Papst kann nur mit einem durch die lange Uebung der Intrigue eingeschrumpften Geiste und mit der Furcht, sich mächtige Feinde zu machen, zur Regierung kommen, er muß stets fürchten für seine Familie, denn sein Nachfolger ist ja immer unbekannt. Genug, ein Papst kann nichts weiter wollen, als ruhig leben und sterben. Darum beschäftigt er sich immer mit Dingen, die nichts mit der Religion zu thun haben und nur geeignet sind, dem Volke Verachtung gegen eine solche Regierung einzuflößen."

Welche Ansichten! welche Urtheile! Das Beste davon war immer noch zu drei Viertheilen falsch und irrig. Diesen kaiserlichen Meinungs-Aeußerungen gegenüber war es vollkommen passend, daß Marschall Kellermann sagte: „Sire, Ew. Majestät sollten einfach befehlen, daß immer der jüngste Cardinal zum Papst gewählt würde!"

„Ich ließe mir Ihre Idee gerne gefallen,“ erwiederte Napoleon lachend, „wenn nicht eine zu große Energie des geistlichen Souverains andererseits auch ihre großen Bedenken hätte —“

Der Kaiser schwieg einen Augenblick. Der arme Marschall begriff natürlich nicht, daß Napoleon die Energielosigkeit der geistlichen Souveraine zwar tadeln, aber keineswegs energische Päpste unter der dreifachen Krone sehen wollte.

„Den einzigen Nutzen, den ich bei Ihrem Vorschlage sehen könnte, Marschall, wäre die Unterdrückung jenes politischen Serails, gewöhnlich Conclave genannt. Ich will nicht sagen Harem, Marschall, Serail bedeutet in der Sprache des Morgenlandes einen Pallast!“

Mit diesen Worten erhob sich Napoleon von der Tafel, der Marschall legte seine Serviette hin, offenbar wenig interessirt bei der sprachlichen Unterscheidung zwischen Serail und Harem.

Der Pallast-Präfect Baron von Bausset aber, ein so eifriger Anhänger Napoleon's er auch war, biß sich auf die Lippen, denn er begriff sehr gut, daß der Kaiser Harem hatte sagen wollen, und der letzte Rest von katholischem Glauben revoltirte in seinem Herzen gegen die cynische Art und Weise, in welcher sein vergötterter Herr sich über die Kirche aussprach.

Ob sich Graf Narbonne so bemüht haben würde, für den Kaiser die eingehendsten Denkschriften über die Stellung Frankreichs zu dem Papstthum auszuarbeiten, wenn er gewußt hätte, mit welchem Leichtsinn, mit welcher Kälte Napoleon die ganze Frage ansah? Mehrmals im Laufe des Märzmonats hielt er dem Kaiser Vortrag über diese Angelegenheiten; er bemerkte wohl, daß derselbe ziemlich zerstreut dabei war, er kannte auch die Religionslosigkeit seines Herrschers, aber er hielt ihn für einen tiefern Politiker und glaubte ihn fähig, die ungeheure Bedeutung der katholischen Frage zu würdigen.

„Ja, ja,“ unterbrach Napoleon einen der Vorträge Narbonne's über diesen Gegenstand, „ich verstehe Sie vollkommen; für mich aber handelt es sich bei dieser Gelegenheit nur um die beiden Titular-Souveraine Roms, die ich jetzt hier habe, den König von Rom und den Papst von Rom; ich bin auch zu Concessionen bereit, aber es versteht sich von selbst, daß ich immer der wirkliche Souverain Rom's dabei bleibe.“

Der Graf Narbonne sah seinen Kaiser halb bestürzt, halb bekümmert an.

Das hatte er nicht erwartet.

Napoleon aber fuhr fort: „Lassen wir aber jetzt die Souveraine Rom's bei Seite, mein theurer General! wir wollen diesen Gegenstand zurücklegen und ihn erst wieder vornehmen, wenn wir eine große Schlacht an den Ufern der Elbe oder der Weichsel gewonnen haben. Sie waren in Berlin anwesend, mein theurer Narbonne, an jenem Tage, an welchem Saint Marsan officiell benachrichtigt wurde von der schnö-

den Verrätherei des Generals von York, Sie waren Zeuge von der Indignation des Königs über dieses Verbrechen, Sie haben die Versprechungen gehört, welche uns dieser Hardenberg damals im Namen seines Fürsten machte. Ich muß Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, mein theurer Narbonne, daß Sie von Anfang an Preußen nicht getraut und an seine Versprechungen nicht geglaubt haben. Die Ereignisse haben Ihnen vollkommen Recht gegeben, Alles bricht gegen uns los, Preußen hat die Maske abgeworfen, es hat sich mit Rußland verbündet. Was Haß oder Furcht nicht gegen uns in's Gewehr ruft, das erkauft englisches Gold; Bernadotte ist zu Rußland übergegangen, es ist eine Coalition gegen uns von Stockholm bis Breslau. Bleibt Oesterreich, das seit dem Beginn dieses Jahres nun schon zum dritten Male die Sprache ändert. Zuerst sprach es von seiner Anhänglichkeit an das Bündniß mit mir, dann kamen die dringenden Bitten um die Herstellung des Friedens, immer begleitet von den eifrigsten Freundschaftsbetheurungen. Darauf nahm es die majestätische Miene und Sprache einer vermittelnden Macht an, und nun kommen schon die glatten Neutralitäts-Prätensionen zum Vorschein. Sie müssen sofort nach Wien, mein theurer Narbonne; ich muß genau sehen, alle Schleier müssen fallen. Mit wem habe ich es zu thun in Wien, mit Freunden oder Feinden? Reisen Sie auf der Stelle ab, Sie müssen dazu vorbereitet sein!"

Narbonne verbeugte sich zum Zeichen der Einwilligung.

„Ich kann nicht an wirkliche Feindseligkeit von Seiten meines Schwiegervaters glauben," fuhr Napolen in seiner tiefen Selbsttäuschung über diesen Punkt fort, „kommen Sie in Wien immer auf die Familienverbindung zurück, der Kaiser, mein Schwiegervater, ist billig und verständig. Er hat die ganze Last einer französischen Invasion kennen gelernt, er wird mir jetzt treu bleiben, ich zweifle nicht daran. Aber Hof-Intriguen, Salon-Eitelkeiten und kriegerische Gelüste gewisser großer Damen conspiriren dort gegen mich. Ich weiß, welcher scandaleuse Empfang einem russischen Agenten daselbst geworden ist; das muß aufhören, wird aufhören vor scharfblickenden Augen. Es wird Ihnen nicht schwer werden, dem Kaiser Franz die Nothwendigkeit der französischen Alliance zu beweisen, sie ist die natürlichste und vortheilhafteste für ihn."

Das war eins von jenen gewaltigen Sophismen, mit denen Napoleon sich zuweilen selbst verblendete. Oesterreich sollte durchaus in Rußland seinen einzigen Feind sehen, er behauptete, durch die Ereignisse des Jahres 1812 sei die Gefahr, welche Oesterreich von Rußland aus drohe, noch größer geworden, Oesterreich müsse jetzt jedes Mißtrauen gegen Frankreich schwinden lassen, gegen Frankreich, welches die Mission habe, auf Oesterreich gestützt, Central-Europa gegen die russische Uebermacht zu schützen.

Der Kaiser entließ den Grafen Narbonne sehr gnädig, nachdem er ihm noch einige Sätze dictirt hatte, auf welche gestützt der Graf mit dem Kaiser Franz und Metternich unterhandeln sollte.

Der Kaiser hoffte durch Narbonne eine Solidarität zwischen Frankreich und Oesterreich hergestellt zu sehen; der Graf aber kam traurig aus den Tuilerien zurück und rüstete sich zur sofortigen Abreise.

„Ich möchte den Kaiser so gern versöhnen mit denen, die noch nicht seine offenen Feinde sind," sagte Narbonne zu seinen näheren Freunden, die er rufen ließ, um Abschied von ihnen zu nehmen, „aber ich habe kein Glück dabei. Mit dem Papste konnte ich ihn wirklich versöhnen; es wäre mir geglückt, im Moment aber, wo der Erfolg schon gesichert, legt er die Sache bei Seite und will nichts mehr davon hören. Heute schickt er mich nach Wien; vor zwei Monaten, vor einem Monate noch hätte ich vielleicht dort Erfolg haben können, heute scheint mir derselbe mehr als zweifelhaft. Der Kaiser macht es wie die Kranken, wenn die Weisheit der gewöhnlichen Aerzte nicht mehr ausreichen und keine Linderung schaffen will, dann nehmen sie ihre Zuflucht zu sympathetischen Mitteln, über die sie sonst spotten, gewöhnlich aber ist es dann schon zu spät. Ich gehe als sympathetisches Mittel nach Wien, aber ich fürchte, daß die Alliance Frankreichs mit Oesterreich bereits dem Tode verfallen ist."

Mit so traurigen Ahnungen und Ansichten reiste Graf Narbonne nach Wien ab.

Andere hofften mehr von ihm, als er selbst. —

Viertes Capitel.

Septimanie und Honorine.

Was das Regiment der Frauen
Anbetrifft, o großer König,
So ist meine Meinung dies:
. . . .
Sonderlich im Punkt der Ehre
Gab kein Weib dem Mann Gesetze;
Durft' auch nie ihm solche geben;
Das Vergnügen ist ihr Feld.
Und da mögen sie regieren.
Sie versteh'n darauf sich besser,
Besser, dünkt mich, als die Männer —
Dies ist meine Meinung, Herr!
Und was anlangt ihre Gleichheit,
Unterwerf ich mich der Meinung
Meines Lehnsherrn. Alle taugen
Nichts, sobald der Mann nichts taugt.
(Aus dem Cid. Nach Herder.)

Ein bescheidenes, dem äußern Ansehen nach etwas heruntergekommenes Haus steht in der alten Augustinerstraße zu Paris, darin ein kleiner Salon, geziert mit alten Kupferstichen in wurmstichigen und erblindeten Goldrahmen, die Siege Ludwig's XIV. darstellend, und mit einem Gemisch von Meubles ausgestattet, das jedem Geschmack in seiner Zusammenstellung Hohn spricht, aber für den Kenner eine höchst interessante Sammlung von zum Theil sehr kostbaren Gegenständen bildet, in welcher von Ludwig XIV. bis auf Ludwig XVI. jede Geschmacksrichtung repräsentirt ist.

Das Haus in der alten Augustinerstraße ist das Eigenthum und der wunderlich ausgestattete Salon darin der Stolz der Frau Victoire Wittwe La Grange, welche in diesen Umgebungen seit zwanzig Jahren beinahe schon ein stilles und ehrbares Leben führt, das lediglich der Erinnerung an eine längstvergangene Zeit und dem Abstäuben der alten Meubles geweiht zu sein scheint.

Frau Victoire ist die Wittwe des Herrn Michel La Grange, welcher vor der Revolution die Stelle eines Maitre d'Hotel bei Sr.

Hoheit dem Herrn Prinzen von Conti bekleidete, den Titel und den Rang eines königlichen Unter-Wolfs-Jagd-Lieutenants hatte, und ein treuer Diener des hohen Hauses Condé war, bis er im Jahre 1793 guillotinirt wurde.

Seine Wittwe, welcher er zwei Kinder, kleine Mädchen von zwei und drei Jahren, und das Haus in der alten Augustinerstraße hinterließ, war bis zu ihrer Verheirathung in Diensten der Frau Prinzessin von Condé gewesen, und stammte gleich ihrem Gemahl aus einer Familie, die im Hause dieser großen Prinzen seit undenklichen Zeiten bedienstet gewesen.

Alle die Meubles, welche in dem Salon eine so interessante Sammlung, aber höchst wunderliche Ausstattung bildeten, waren als Geschenke nach und nach von den Prinzen und Prinzessinnen des hohen Hauses Condé an ihre treuen Diener und Dienerinnen in der Familie La Grange gekommen.

Frau Victoire kannte die Geschichte jedes Tisches und jeder Uhr, jeder Vase und jedes Stuhles, und erzählte sich dieselben selbst, wenn sie gerade keinen Zuhörer fand. Erzählen aber mußte sie dieselben täglich, es war, als ob sie sich verpflichtet glaubte, die alten Geschichten eben so wie die alten Stühle täglich abzustäuben und in Ordnung zu halten.

Die gute Frau, die noch die altmodigen Hauben aus der Zeit kurz vor der Revolution auf dem sorgfältig frisirten und gepuderten Haar trug, die einherrauschte knisternd in den altmodigen, verblaßten, verschossenen Seidenroben über dem Reifrock, die ihr in ihrer früheren Stellung bei der Prinzessin Condé in großer Anzahl zugekommen waren, denn die abgelegten Kleider Ihrer Hoheit bildeten einen Theil ihres Einkommens, — die gute Frau glich in ihrem Salon mehr einem Gespenst aus vergangener Zeit, als einem lebenden Wesen, und doch war Frau Victoire gar nicht so alt und ihr rundes Gesicht zeigte noch Spuren von früherer Schönheit, wie auch ihre Hände und Arme noch immer weiß und voll waren. Die gute Frau, die vielleicht niemals geistig sehr begabt gewesen, war seit dem Jahre, in welchem man ihren Gatten guillotinirte, etwas schwachsinnig geworden, in Folge einer Krankheit, in welche sie dabei verfiel. Sie hatte Alles in treuem Gedächtniß bewahrt, was sie vor der Revolution gesehen, gehört und erlebt, davon erzählte sie sich und Andern fortwährend, von da ab wußte sie nichts mehr. Die Prinzen und Prinzessinnen, denen sie gedient, der Mann, den sie geliebt, die Personen, mit denen sie Umgang gepflogen, alle, alle waren verschwunden, das hatte ihren Verstand verwirrt; sie sprach nie darüber, wenn aber Andere in ihrer Gegenwart davon sprachen, so lächelte sie, als ob sie Alles besser wisse, aber sie sprach nie davon.

Sonst erfüllte sie ihre häuslichen Pflichten mit musterhafter Sorgfalt und folgte dabei dem Rath und den Anweisungen des Sieur Gaspard

Corbin, der noch mit ihr zugleich im Hause Condé unter ihrem verstorbenen Gemahl gedient hatte und sich nun der verlassenen Frau und ihrer beiden Waisen mit redlichem Eifer annahm, auch die Wittwe in allen ihren Geschäften vertrat, welche sie nicht wohl selbst verrichten konnte. Auf dieses Freundes Rath hatte sie ihre beiden Kinder, als sie neun und zehn Jahr alt waren, in eine der klösterlichen Erziehungs-Anstalten gebracht, die man wieder einrichtete, als die Wogen der Revolution sich zu verlaufen anfingen; mit diesem Freund hatte sie alle Sonntage ihre Töchter in der Kloster-Pension besucht und sie wieder zu sich genommen, als ihre Erziehung vollendet war.

Es war ein stilles und ärmliches Leben, welches die Wittwe mit ihren beiden Töchtern führte, aber es fehlte ihnen nie an dem Nothwendigsten, dafür sorgte die Freundschaft Gaspard Corbin's, der ein wohlhabender Junggesell war und sich in zartester Weise für die Familie zu bemühen pflegte.

Gaspard Corbin war ein stattlicher Vierziger, der sich die vornehmen Manieren des großen Hauses, in welchem er gedient, erhalten hatte; in seiner ersten Jugend hatte er das Leben genossen, wie man zu sagen pflegt; die Ereignisse der furchtbaren Umwälzung aller Verhältnisse, der Untergang des Thrones und des Hauses Condé hatten ihn ernst gemacht, aber im Umgange war er noch immer ein heiterer Bursche, der Scherz liebte und sich genug von der altfranzösischen guten Laune, von dem prickelnden Witz und der anmuthigen Galanterie gegen Frauen, die vor der Revolution das gemeinsame Eigenthum der ganzen französischen Gesellschaft waren, gerettet hatte, um noch immer für einen höchst unterhaltenden Gesellschafter gelten zu können.

Der Sieur Gaspard Corbin war überall ein gern gesehener Gast, im Hause der Wittwe La Grange aber war er der hochwillkommene, einzige Gast, und wenn er, seiner Gewohnheit gemäß, sein gutes, rundes, wohlgenährtes Gesicht mit den kleinen, funkelnden, schwarzen Augen durch die halbgeöffnete Thür steckte und mit etwas näselnder Stimme fragte: „Ist es erlaubt bei Ihnen einzutreten, meine Damen?" dann verklärten sich die Gesichtszüge der Mutter sowohl wie der Töchter.

Honorine, die Jüngere, ein zierliches Figürchen mit einem allerliebsten Dosengesicht, in welchem jeder Zug, jeder Blick der braunen Augen Reiz und Leben war, flog dem Eintretenden entgegen, zog ihn in's Zimmer, hielt ihm ihre Stirn zum Kuß hin, nannte ihn ihren kleinen Papa und trieb mit ihm tausend Possen, die den äußerlich etwas gravitätischen Sieur höchlich amusirten, wenn sie ihm auch bisweilen unbequem waren.

Septimanie, Honorinen's ältere Schwester, war eine Schönheit anderer Art; ihre dunklen Augen waren schmachtend, ihre Gestalt höher, ihr ganzes Wesen stiller, ruhiger, innerlich aber war sie bewegter und leidenschaftlicher als die muntere Schwester. Auch sie empfing den alten,

treuen Freund stets mit großer Freude, wenn sich dieselbe auch nicht lebhaft äußerte.

Frau Victoire selbst pflegte die Verbeugungen Gaspard Corbin's durch die doppelte Anzahl von Knixen zu erwiedern, reichte die Hand zum Kuß, genau in derselben Attitude, in welcher Ihre Hoheit die Frau Prinzeß von Condé das vor dreißig Jahren gethan haben mochte, und begann dann sofort zu erzählen: „Der Stuhl, auf welchem Sie eben Platz genommen, mein Herr, gehörte zu dem Mobiliar des westlichen Pavillon's in Chantilly; als dasselbe bei der Vermählung des Herrn Herzogs von Bourbrn durch ein neues ersetzt wurde, bat mein seliger Schwiegervater sich diesen Stuhl zum Andenken aus, weil er an dem Tage darauf gesessen, an welchem der Herr Herzog von Bourbon geboren wurde. Es war das der Lieblingssessel meines seligen Schwievaters, und so lange derselbe lebte, hat es nie Einer von uns gewagt, sich darauf zu setzen!" Da der wackere Corbin alle diese Geschichten schon ganz genau kannte, er auch überdem wußte, daß sich die gute Frau gar nicht darum bekümmere, ob ihr Jemand zuhöre oder nicht, so hatte er sich angewöhnt, wenig auf diese Mittheilungen zu achten und sofort seine große Bonbonniere zu öffnen, deren Inhalt er in die Hände Honorinens zu leeren pflegte, welche ihm das junge Mädchen bittend wie ein Kind vorhielt.

So war der Umgang des Junggesellen mit der Familie in dem kleinen Hause in der alten Augustinerstraße einige Jahre friedlich fortgegangen, seit die beiden Mädchen dahin zurückgekehrt aus der Kloster-Pension.

Seit einigen Wochen aber war eine Veränderung eingetreten, denn am Neujahrstage **1813** war der Sieur Gaspard Corbin noch geputzter als gewöhnlich erschienen und hatte den Damen auseinander gesetzt, daß er in eine noch innigere Verbindung mit ihnen zu treten wünsche, kurz er hatte um die Hand der schönen Septimanie gebeten, und dieselbe war ihm sofort zugesagt worden. Seit diesem Tage sorgte Corbin in reichlicher Weise für den Hausstand, er hatte alle Ausgaben übernommen; und auch die entfernte Zukunft der Familie, die er liebte, war sicher gestellt durch seine Vermählung mit der schönen Septimanie. Das war die Hauptabsicht, die er bei seiner Bewerbung um das junge Mädchen gehabt, er sprach das auch ganz offen aus, und wenn die gute Mutter ihn auch nicht begriff, so war sie doch vollkommen zufrieden mit allem, was Corbin vorschlug und anordnete.

Septimanie selbst war nicht eben eine glückliche Braut, aber sie hatte ohne Zögern und Bedenken dem alten Freunde ihrer Mutter, der von Kindheit auf wie ein Vater für sie und die Ihrigen gesorgt, ihre Hand gegeben, sie hegte eine kindliche Liebe und Dankbarkeit für ihn und konnte an seiner herzlichen Zuneigung nicht zweifeln.

Die Hochzeit war für den Monat Mai bestimmt, bis dahin soll-

ten einige bauliche Reparaturen in dem kleinen Hause in der alten Augustinerstraße beendet werden, denn da Frau Victoire ihr Haus nicht verlassen wollte, so entschloß sich der Sieur Gaspard Corbin rasch, sein Haus zu verkaufen, weil er mit der Familie seiner Zukünftigen eine Wirthschaft führen wollte.

Am meisten freute sich Honorine auf die bevorstehende Hochzeit; ihrer Heiterkeit dünkte die Zeit bis dahin unendlich lang, weder Septimanie noch ihr Bräutigam waren so ungeduldig wie sie. Im Gegentheil, je näher der bestimmte Hochzeitstag rückte, desto ernster, schweigsamer und trüber wurde die Braut, und wenn auch weder die Mutter, noch der Bräutigam eine Veränderung in Septimaniens Wesen bemerkten, den hellen braunen Augen Honorinen's entging sie nicht; sie überraschte ihre Schwester oft in Thränen, aber sie sagte nichts, sondern erwartete, daß dieselbe sie zur Vertrauten ihres Kummers machen werde, da dieselbe sonst nie ein Geheimniß vor ihr gehabt.

Septimanie aber schwieg und wurde immer trauriger.

Es war an einem ungewöhnlich heiteren Apriltage; die gute Frau Victoire hatte die Fenster ihres Salons geöffnet und milde Lenzluft durchströmte die Räume, die nur an den Duft altmodisch köstlicher Parfums gewöhnt waren; Frau Victoire saß in einem Lehnstuhl, von dessen früheren Besitzern sie vor sich hin erzählte, während sie die silbernen Beschläge eines prachtvollen Gebetbuches mit dem eingelegten Wappen der Condé, den drei Lilien und dem Schrägbalken in der Vertiefung dazwischen, auf dem Deckel putzte. Septimanie lag in einem Sopha, der offenbar zur Zeit der Regentschaft gearbeitet worden war; die Braut weinte.

Da näherte sich ihr die heitere Schwester; sie blieb einen Augenblick vor der Weinenden stehen, die vergeblich ihre Thränen zu verbergen suchte, dann warf sie sich neben der Schwester auf dem Sopha nieder, umschlang sie heftig mit beiden Armen, küßte sie und flüsterte: „Du sagst mir nichts, meine Septimanie? wenn Du mich noch liebst, so sagst Du mir auf der Stelle, warum Du seit Wochen schon so traurig bist und so viel weinst!"

„Ach Honorine!" entgegnete Septimanie, und ihre Thränen flossen stärker.

„Ich weiß schon Alles, schweige nur, wenn es Dir zu schwer wird, zu sprechen," sagte Honorine hastig, „ich will Dir Alles vorsagen und Du brauchst nur mit dem Kopf zu nicken, damit ich sehe, ob ich mich getäuscht habe oder nicht. Du zitterst, wenn Dich Dein Bräutigam küßt, seine Liebkosungen sind Dir unangenehm, also ist es Dir schrecklich, ihn zu heirathen. Habe ich recht?"

Septimanie nickte.

„Aber, warum ist es Dir schrecklich, unsern alten Freund und Wohlthäter zu heirathen?" fuhr Honorine fort. „Ich will es Dir sagen,

Du denkst an Gervais Sainte-Pallaie, Du machst Dir Gewissensnoth, weil Du dem Lieutenant Dein Wort gegeben, Du denkst, es sei möglich, daß derselbe noch zurückkehre; das ist albern von Dir, denn der Lieutenant hat, seit er vor drei Jahren nach Spanien marschirte, nichts von sich hören lassen; er ist also todt, oder hat Dich vergessen, ist ungetreu, und das Andenken an ihn darf Dich in keinem Falle hindern, die Frau unseres guten Corbin zu werden. Nimm Dich in Acht, Septimanie, ich werde es nicht leiden, daß meinem kleinen Papa etwas Unangenehmes geschieht!"

Das sonst so heitere Mädchen sprach im höchsten Grade ernsthaft. Der entschiedene Ton, in dem sie sprach, schien der ältern Schwester zu imponiren; sie neigte ihr schönes bethräntes Antlitz Honorinen zu und flüsterte, sie flehend anblickend: „Habe Mitleid mit mir, der arme Sainte-Pallaie! er ist weder untreu noch todt, ich habe ihn gesehen, gesprochen!"

„So, und was sagt der Herr Lieutenant?" versetzte Honorine trocken, „warum hat er seit drei Jahren nichts von sich hören lassen?"

„Sei nicht ungerecht gegen ihn, Schwester," nahm Septimanie eifrig das Wort, „er wurde blessirt und gefangen, er ist zwei Jahre in Gefangenschaft gewesen und durch Zufall befreit. Oh, Du solltest ihn sehen, wie bleich und elend er aussieht; abgemagert und traurig stand er vor mir, und ich, ich hatte den Muth nicht, ihm zu sagen, daß ich die Braut eines Anderen sei!"

Honorine rieb sich die Stirn mit der kleinen Faust, wie sie zu thun pflegte, wenn sie nicht gleich mit sich aufs Reine kommen konnte; sie pflegte dann immer unmuthig gegen sich selbst die Faust zu ballen, denn klar und in Ordnung wollte sie stets Alles um sich her haben.

„Also mager und bleich ist der arme Gervais Sainte-Pallaie geworden!" entgegnete sie endlich, „da muß es allerdings hart an ihn gekommen sein, denn trotz seiner aetherischen Liebe zu Dir und trotz seiner Romantik, hatte er immer hübsche, dicke, rothe Backen und einen tapfern Appetit. Also Du hast ihm noch nicht gesagt, daß Du Braut bist? Hm! Der Gervais war immer ein guter Junge, ich möchte ihm gern helfen, aber mein kleiner Papa darf nicht darunter leiden! Weine doch nicht, Septimanie, ich bitte Dich; Du hast schon rothe Augen, und nichts ist abscheulicher als rothe Augen!"

„Ist's erlaubt einzutreten?" fragte Gaspard Corbin, der eben die Thür öffnete.

Honorine sprang auf und eilte dem Bräutigam ihrer Schwester entgegen.

„Ich habe Ihnen etwas allein zu sagen, mein kleiner Papa!" rief sie und bemühte sich, den Eintretenden bei der Hand durch den Salon nach der Thür des Nebenzimmers zu ziehen.

„Ach! Mademoiselle, nehmen Sie sich doch in Acht," wehrte sich

dieser scherzend, „Sie werden mir die schönen Spitzenmanschetten zerreißen, lassen Sie mich doch meine Braut begrüßen!“

„Das hat Zeit bis nachher!“ drängte Honorine.

„Die verehrte Maman!“

„Wird sich zu trösten wissen, bis ich mit Ihnen geredet, mein Herr, kommen Sie!“ befahl Honorine.

Dieser Entschiedenheit gab der Sieur Gaspard Corbin lachend nach und folgte ihr in das Nebenzimmer.

Honorine schloß die Thür, bat den wackern Mann Platz zu nehmen, rückte sich einen Stuhl neben den seinigen, setzte sich neben ihm nieder, strich sich die braunen Locken aus dem erglühenden Gesichtchen und sagte: „Sie wissen, daß ich Sie sehr lieb habe, mein Herr!“

„Ja, meine kleine Freundin, ich zweifle nicht daran!“ entgegnete Corbin heiter und neugierig.

„Lieben Sie mich eben so sehr wie meine Schwester?“ fuhr Honorine fort.

„In der That, mein Kind,“ versetzte Corbin, aufmerksam werdend, „ich begreife Ihre Frage nicht.“

„So antworten Sie doch!“ bat Honorine.

„Nun ja, ich liebe Sie eben so herzlich wie Septimanie,“ sagte der Junggesell, „doch was soll das?“

„Ist das ganz wahr? aber ganz?“

„Es ist die Wahrheit, aber . . .“

„Sie würden mich also eben so gern heirathen als Septimanie?“

Honorine wurde sehr roth bei dieser Frage.

„Mein Kind, aber ich bin ja . . .“

Den guten Mann machten diese Fragen verlegen.

„Sie sind der Bräutigam meiner Schwester,“ fuhr Honorine, ohne sich beirren zu lassen, fort, „ich weiß es, Sie sind im Begriff, Septimanie zu heirathen, aber wenn meine Schwester nun nicht da wäre, dann . . .“

„Dann würde ich Sie heirathen, aber . . .“

„Ist das gewiß?“

„Gewiß, liebes Kind, ich liebe Sie beide gleich herzlich, Sie kennen meine Absichten, ich wollte Eine von Beiden zur Frau nehmen, damit die Zukunft Beider und Ihrer Mutter gesichert sei; aber jetzt sagen Sie mir, liebe Honorine, wo wollen Sie mit diesen sonderbaren Fragen hinaus?“

„Sie werden es gleich hören, mein Herr; würde es Ihnen unangenehm sein, wenn Sie meine Schwester nicht heirathen könnten, wenn ich an Septimanien's Stelle Ihre Frau würde?“

„Es würde mir ohne Zweifel sehr schmerzlich sein, Demoiselle Septimanie, welche ich zärtlich liebe, nicht heirathen zu können, aber Sie, meine kleine Freundin, würden mir hinlänglich Ersatz bieten!“

„Glauben Sie, daß Sie mit mir eben so glücklich sein würden, wie mit meiner Schwester? Aber sein Sie aufrichtig!“

„Gewiß, ich bin überzeugt davon, mein liebenswürdiges Kind!“

„Das ist's, was ich wissen wollte,“ rief Honorine, in die Hände klatschend, „und nun hören Sie, nun will ich Ihnen das Räthsel lösen. Sie wissen, vor einigen Jahren besuchten wir zuweilen unsere Tante Gisela, die damals noch lebte; dort fanden wir immer einen jungen Mann, den Sohn einer Freundin der Tante. Sie besinnen sich vielleicht auf einen hübschen Jungen mit rothen Wangen; nun der Bursch war eben so schwärmerisch wie Septimanie, sie fingen die Liebe mit Musik und Gedichten an, fuhren mit Spaziergängen im Mondschein fort, bei denen ich mich schrecklich langweilte, und waren endlich ein höchst sentimentales Liebespaar. Der junge Mann wurde vor drei Jahren Offizier und ging mit seinem Regiment nach Spanien, nachdem er sich vor mir, die ich die einzige Zeugin war, den Mond abgerechnet, denn sie thaten Alles bei Mondschein, mit meiner Schwester feierlich verlobt hatte. Seit er nach Spanien gezogen, ließ der Herr Lieutenant Gervais de Sainte-Pallair nichts mehr von sich hören, und ich mußte die Trösterin der armen Septimanie spielen!“

„Arme Septimanie, armes Mädchen!“ seufzte Corbin voll Mitgefühl.

„Ja darum war sie immer so traurig,“ fuhr Honorine fort, „sie beweinte den Lieutenant als einen Todten; ich war mehr geneigt, ihn für ein Ungeheuer an Untreue zu halten, denn alle Männer sind Ungeheuer in der Liebe, außer Ihnen, mein Freund!“

Corbin drückte die kleine Hand zärtlich, die ihm Honorine reichte.

„Nun denken Sie, vor ein paar Wochen kommt der zärtliche Gervais aus Spanien zurück, er ist weder todt noch untreu gewesen, sondern nur blessirt und gefangen. Septimanie kann sein elendes Aussehen nicht jammervoll genug beschreiben; ich glaube, sie liebt ihn nun noch mehr als früher, weil er keine rothe Wangen mehr hat und recht abgemagert ist. Das weiche Mädchen hat weder den Muth, dem bleichen Lieutenant zu sagen, daß sie Braut, noch so viel Herz, Ihnen offen zu bekennen, daß ihr früherer Geliebter, den sie todt geglaubt hat, zurückgekehrt ist; sie schleppt sich Wochen lang herum mit dem Jammer und sagt selbst mir nichts; ich glaube, ihr ist ordentlich wohl gewesen in ihren Thränen und ihrem Liebeselend.“

„Arme Septimanie! armes Kind!“ sagte Corbin, der den herzlichsten Antheil nahm.

„Erst kurz bevor Sie eintraten, mein Freund, habe ich meiner Schwester das Geheimniß ihrer Schmerzen abgepreßt; jetzt habe ich Ihnen Alles gesagt, und an Ihnen ist's, sich zu entscheiden.“

Der wackre Mann nahm die Hand Honorinen's, drückte sie an seine Lippen und sagte: „Meiner Treu, ich glaube, liebes Kind, daß ich

mit Ihnen doch glücklicher werde, als ich mit Septimanie geworden wäre, unser Charakter paßt besser zusammen, wir sind Beide lustige Leute."

Honorine fühlte wohl, welche Zartheit in dieser Aeußeruug Corbin's lag, denn sie hatte eine Ahnung davon, daß das stille Wesen ihrer Schwester dem ältlichen Junggesellen doch wenigstens bequemer gewesen wäre, als ihre laute Fröhlichkeit, ihr unruhiges Treiben. Sie sah darum den braven Freund so dankbar zärtlich an, daß dieser in der That nun glaubte, er liebe Honorinen mehr als deren Schwester.

Er schwieg eine Weile, seinen Gefühlen nachdenkend, dann sagte er: „Aber, liebes Kind, wie Sie Alles angefangen haben, so müssen Sie auch Alles zu Ende bringen; ich werde nie den Muth haben, einer Dame, mit der ich verlobt, zu sagen, daß ich zufrieden bin, ihre Schwester statt ihrer zu heirathen. Sie begreifen, das ist nicht artig gegen eine Dame!"

Honorine sprang auf und küßte Corbin auf beide Wangen, dann rief sie lustig: „Ach, was sind Sie für ein prächtiger Mensch, kleiner Papa; warten Sie, ich werde Septimanie sagen, ich sei in Sie verliebt, es ist das auch ganz wahr, Sie können stolz sein auf dieses Bekenntniß; ich werde Septimanie bitten, sie möge auf Ihre Hand verzichten, damit ich Ihre Frau werden könne. Oh, was wird sie stolz sein, Entsagung üben zu können! Ist's so recht?"

„Es ist Alles gut und schön, was Sie thun, liebenswürdiges Kind," rief Corbin begeistert, „und damit der armen Septimanie der Verlust eines Bräutigams, wie ich bin, nicht das Herz bricht, darum werde ich sorgen, daß sie so bald als möglich ihren bleichen Lieutenant bekommt, und wir feiern unsere Hochzeit an einem Tage; ist's so recht, kleine Liebe?"

„Alles, was Sie thun," entgegnete Honorine fröhlich lachend, „ist gut und schön!"

Man konnte unmöglich etwas Reizenderes sehen, als das glückliche Gesichtchen der übermüthigen und doch halb verlegenen Honorine; sie zupfte an den langen Manschetten, welche aus dem kurzen Oberärmel des überall glatt anschließenden Kleidchens von blauer Indienne bis auf den zierlichen Ellenbogen herabfielen, und schwieg eine Weile. Es war, als käme jetzt erst die Erinnerung an Alles, was sie mit Corbin gesprochen und was sie zu ihm gesagt, über sie und erfülle sie mit mädchenhafter Bangigkeit. Da der würdige Sieur Gaspard Corbin aber nichts sagte, sondern sich begnügte, sie mit stillem Entzücken zu betrachten, und da sie sein Schweigen und seine Blicke immer verlegener machten, so nahm sie wieder einen raschen Anlauf und sagte: „Ich will mit meiner Schwester reden, mein Freund, reden Sie mit Maman — Sie finden doch nicht, daß ich Ihnen eine schwierige Aufgabe lasse?" setzte sie gleich wieder, halb neckend, hinzu.

„Nein, mit dieser guten Maman will ich sehr gern reden," beeilte sich Corbin zu antworten und stand auf; „an's Werk, meine theure, meine liebenswürdige Honorine!"

Er hatte gewiß nicht die Absicht und das schöne Mädchen hatte auch nicht die Absicht, es war von keiner Seite Berechnung, und doch lag Honorine plötzlich an der Brust des ältlichen Herrn und ließ sich, geduldig wie ein Lamm beim Opfer, von ihm auf die Lippen küssen.

Dann flog sie hinaus, der Bräutigam aber trat mit stattlich schwerem Schritt und noch rötherm Antlitz als gewöhnlich in den Salon, wo Frau Victoire Wittwe La Grange allein saß.

Der Salon duftete wieder stark nach Fleurs d'Oranges, denn die alte Dienerin des Hauses Condé hatte die Fenster geschlossen und alle ihre Riechfläschchen geöffnet.

Corbin setzte sich seiner alten Freundin gegenüber, präsentirte ihr seine Dose und begann: „Ich habe Ihnen merkwürdige Dinge mitzutheilen, Madame; Ihre jüngere Demoiselle Tochter hat alle unsere Einrichtungen umgestoßen, um andere zu treffen, und ich muß bekennen, daß ich nicht den Muth gefunden habe, mich zu widersetzen!"

Frau Victoire lächelte ihrem alten Freund verbindlich zu. Wer ihr Wesen und ihren Zustand nicht kannte, mußte darauf schwören, daß sie Corbin nicht nur aufmerksam zuhöre, sondern auch, daß sie schon wisse, was da kommen werde, daß ihre Tochter nur auf ihren Rath gehandelt. Und doch war die gute Frau weit weg nach Zeit und Raum und sann eben ernsthaft darüber nach, ob das grüne Amazonenkleid, das die Frau Herzogin von Bourbon getragen, als der König zum letzten Mal zur Jagd in Chantilly war, dunkelgrüne oder schwarze Passements gehabt. Erst als Corbin direct fragte: „Darf ich hoffen, Madame, daß Sie mein Verfahren billigen?" antwortete sie: „Gewiß, wir werden sehen, und wenn die Frau Herzogin nichts dagegen hat, so sehe ich nicht ein!"

„Unsere liebenswürdige Honorine will ihre Schwester mit einem Herrn von Sainte-Pallaie vermählen," fuhr Corbin fort, „und dann die Güte haben, die Meinige zu werden an Septimanien's Stelle. Das ist ein sehr anmuthiger Ersatz, und ich widerstrebe durchaus nicht, denn ich bin zufrieden, wenn ich überhaupt nur Eine von Ihren reizenden Töchtern zur Frau bekomme, Madame!"

Jetzt aber hatte ihm Frau Victoire gar nicht zugehört. „Sainte-Pallaie!" flüsterte sie und sann; endlich stand sie auf und sagte: „Sainte-Pallaie, Gervais de Sainte-Pallaie, ich kenne den Herrn, er ist Adjoint bei dem Herrn Großfalkenmeister von Frankreich, er heirathete die erste Kammerfrau der Frau Marquise Dauvet von Marêts, der Tante des Herrn Großfalkenmeisters. Julie war sehr hübsch; ja, Gervais von Sainte-Pallaie, ich kenne den Herrn und sehe die Sache als abgemacht an!"

Corbin bemerkte wohl, daß Frau Victoire von dem Vater, oder Oheim, oder sonst einem Verwandten des jungen Mannes rede, aber er wußte schon, daß er weiter nichts aus ihr herausbekommen werde, deshalb sah er auch seinerseits die Sache als abgemacht an, empfahl

sich seiner zukünftigen Schwiegermutter mit den zwischen ihnen herkömmlichen Förmlichkeiten und suchte dann Honorine, um von ihr Abschied zu nehmen und sich nach der Wohnung des Herrn von Sainte-Pallaie zu erkundigen.

Der wackere Mann ging; er war aber die Treppe kaum halb hinabgestiegen, als er sich rufen hörte. Er drehte sich um, da flog die schöne Septimanie die Treppe hinab, umarmte ihn zärtlich und küßte ihn, ihr bethräntes, aber glückseliges Angesicht an seine Wange lehnend. Dann flog sie eben so behend, als sie gekommen, die Treppe wieder hinauf.

„Der Umgang mit so hübschen, so reizenden Geschöpfen ist doch angenehm," murmelte Corbin, das Haus verlassend, und rieb sich die Hände. „Befinde mich da in einer allerliebsten Situation, Beide sind hinreißend, die Eine küßt mich, weil ich sie heirathe, und die Andere küßt mich, weil ich sie nicht heirathe! Welches Glück! Warum ist mir doch nie etwas Aehnliches vorgekommen, als ich noch jung war?"

Herr Gaspard Corbin pflegte nichts halb zu thun und nichts aufzuschieben, wenn er ein Mal entschlossen war.

Am Nachmittage desselben Tages noch begab er sich nach der Wohnung des Lieutenants Sainte-Pallaie, welche er im vierten Stockwerk eines Hauses am Boulevard du Temple nach sehr langem Suchen so glücklich war zu finden.

Als er klingelte, öffnete ihm ein einfach, aber elegant gekleideter junger Mann die Thür, dessen Aussehen allerdings verrieth, daß er noch nicht lange eine schwere Krankheit überwunden haben müsse, der aber doch zugleich so schmuck und hübsch war, daß der gute Corbin plötzlich die Thränen der schönen Septimanie begriff.

„Herr von Sainte-Pallaie?" fragte der Bräutigam der reizenden Honorine, den jungen Mann mit großem Wohlwollen betrachtend.

„Zu dienen, mein Herr, wen habe ich die Ehre?" antwortete der Lieutenant mit ungemein wohlklingender Stimme.

„Ich bin Gaspard Corbin, ehemals bedienstet im hohen Hause der Herren Prinzen von Condé!" entgegnete der wackere Mann und nahm den Stuhl an, den ihm der Offizier präsentirte.

Der junge Mann mußte diesen Namen kennen, auch sagte derselbe sofort mit leichtem Erröthen: „Der Herr ist der Freund einer Familie, welche —"

„Mit welcher Sie auch befreundet sind, mein junger Tapferer!" half Corbin gutmüthig weiter, „Sie kennen Demoiselle Septimanie La Grange?"

„Oh!" rief der Lieutenant erbleichend.

„Sie leiden noch an Ihrer Wunde?" fragte Corbin wirklich besorgt.

„Weniger an meiner Wunde," entgegnete der Verliebte sich zusammennehmend, „es war eine ungefährliche und gutgeheilte Schußwunde,

als an den Folgen einer harten Gefangenschaft und eines Nervenfiebers, das ich während derselben zu überstehen hatte!"

„Armer junger Mann," bedauerte Corbin im herzlichsten Tone, „das ist viel Unglück auf ein Mal, blessirt, gefangen, Nervenfieber und," setzte er mit freundlichem Lächeln ermuthigend hinzu, „so lange getrennt von der schönen Septimanie!"

Der Offizier blickte einen Augenblick verlegen vor sich hin, dann hob er den weichen Blick seiner braunen Augen auf zu seinem Besuch und sagte: „Sie sind der Freund, der Wohlthäter der Familie La Grange, mein Herr, ich weiß nicht . . ."

„Sie wissen nicht, ob Septimanie Sie noch liebt, nach dreijähriger Abwesenheit, wollten Sie das sagen?"

„Oh nein, mein Herr," erwiderte der junge Mann purpurroth, „legen Sie mir das nicht als Eitelkeit aus, ich bin überzeugt, daß diese angebetete Septimanie mich noch liebt, ich bin überzeugt davon, obgleich ich sie nur drei Mal gesehen habe nach meiner Rückkehr, und obwohl sie bei jedem Zusammentreffen ängstlich vermieden hat, mit mir von dem zu sprechen, was mir am meisten am Herzen lag. Ich habe der Geliebten in fernem Lande stets gedacht, auf dem Schlachtfelde, im Lazareth, in der Gefangenschaft, überall stand ihr süßes Bild vor mir, und müßte ich darauf verzichten, Septimanie die Meinige nennen zu dürfen, so wollte ich lieber, die britische Musketenkugel hätte mich besser getroffen, oder mein spanischer Kerkermeister hätte mich verhungern lassen."

Corbin hörte dem jungen Mann mit Vergnügen zu; der ältere Mann lauschte mit Entzücken der Sprache der Leidenschaft und Jugend, die auch er einst geredet, er lauschte und dachte sich dabei in seine Jugend zurück; der Offizier aber fuhr fort: „Sie haben bei Ihrem Besuch einen Zweck gehabt, mein Herr, wie sollten Sie sonst darauf kommen, mich, den Sie nicht kennen, aufzusuchen? Ich gestehe Ihnen, daß ich mit bangem Zittern Ihre Erklärung erwarte; ja, Ihre Güte und Freundlichkeit macht mich ganz besonders ängstlich, Sie haben eine Botschaft für mich, eine Botschaft von Ihr, Sie wollen mir sagen, daß Septimanie für mich verloren ist, und Sie zögern damit, weil Sie fühlen, wie hart der Schlag ist, der mich damit trifft. Doch reden Sie, ich will wenigstens die Gewißheit meines Unglücks."

Der junge Offizier war auffallend bleich und seine Erregung so groß, daß es Corbin für seine Pflicht hielt, derselben sofort ein Ende zu machen. „Nein, mein Tapfrer," sagte er, „ich komme hierher, nicht um Ihnen wehe zu thun, ich komme hierher nur, um den Mann kennen zu lernen, den die schöne Septimanie, den ein Mädchen liebt, für das ich seit Jahren Sorge getragen, mit dem ich bald durch noch innigere Bande vereinigt sein werde."

Sainte-Pallaie sah dem guten Mann verwundert in's Gesicht, er hatte ihn nicht ganz verstanden.

„Muth, mein Tapfrer,“ fuhr Corbin fort und reichte dem Offizier die Hand, „die schöne Septimanie liebt Sie noch eben so innig wie vor drei Jahren, sie hat Sie als Todten betrauert und liebt Sie jetzt noch mehr, wenn meine reizende Honorine mit ihrem Scherz Recht hat, weil Sie jetzt bleich sind, wie es einem Verliebten ziemt. Ich bin der Bräutigam der Schwester Septimanien's und mache in den ersten Tagen des künftigen Monats Hochzeit. In Ihrer Stelle, Herr von Sainte-Pallaie, würde ich zu der schönen Septimanie gehen und sie darauf aufmerksam machen, daß es der älteren Schwester nicht zieme, später zu heirathen, als die jüngere, he! was meinen Sie?“

„Großer Gott! wäre es möglich!“ rief der Lieutenant, beide Hände Corbin's ergreifend und ihn verklärt anschauend, „wissen Sie, mein Herr, man hatte mir gesagt, Septimanie sei die Braut eines Mannes, der für ihre Familie sorge, man hatte auch Ihren Namen genannt, deshalb meine Bestürzung; oh! Sie sind der Bräutigam der reizenden Honorine, oh! wie glücklich löst sich dieses Mißverständniß!“

„Es ist nicht so ganz Mißverständniß, mein Tapfrer,“ nahm Corbin mit schlauem Lächeln das Wort, „sehen Sie, ich habe ein hübsches Vermögen und nur sehr entfernte Vettern, die ich nicht leiden mag, weil sie von je Revolutionärs waren; nun habe ich mich seit zwanzig Jahren an die lieben Mädchen und Frau Victoire, die Wittwe meines seligen Freundes, gewöhnt. Um die Zukunft dieser drei Personen sicher zu stellen und auch, ich will es gestehen, um mir für mein Alter eine bequeme Häuslichkeit zu bilden, wollte ich Eine von den beiden Mädchen heirathen. Ich machte zuerst der schönen Septimanie meinen Antrag, lediglich, weil sie die Aeltere, denn ich liebe die eine Schwester eben so herzlich, als die andere; da ich aber erfuhr, daß Septimanie einen jungen Offizier liebe, so zog ich mich zurück und verlobte mich mit der jüngern Schwester; für meinen Zweck war das dasselbe, und seit ich mit der reizenden Honorine verlobt bin, glaube ich, daß ich noch glücklicher mit ihr sein werde, denn ich bin ein heiterer alter Bursche und Honorine ist eben auch munter, ich bin mit ihr mehr eines Temperaments, als mit der ernsten, stolzen Septimanie!“

Gaspard Corbin konnte seine diplomatische Rede, in der er keine Unwahrheit sagte, wohl aber schlau verschwieg, daß er erst seit ein paar Stunden mit Honorine verlobt sei, kaum zu Ende bringen, denn der Lieutenant umarmte und küßte ihn und war so entzückt, daß er eigentlich nicht mehr recht wußte, was er that. Der ältliche Junggeselle erquickte sich an der Seligkeit des jungen Mannes; „wie er sie liebt, der brave Junge!“ sagte er leise zu sich selbst, und ihn machte die Gewißheit froh, daß Septimanie glücklich werden müsse mit einem Manne, den sie liebe und von dem sie wieder geliebt werde in solcher Weise.

„Nun,“ fragte Corbin endlich aufstehend, „wollen wir zusammen einen Besuch machen bei unsern Bräuten?“

Er lächelte freundlich, als er das sagte, denn er wußte, welche Freude er dem jungen Mann mit dieser Bezeichnung machte. Der aber wurde plötzlich ernst und erwiderte ängstlich: „Ich will um die Geliebte werben, und was kann ich ihr bieten? ich habe nichts als meinen Degen und mein Band!“

Er deutete auf das rothe Band der Ehrenlegion in seinem Knopfloch.

„So muthig vor dem Feinde und so verzagt vor einem schönen Mädchen?“ lachte Corbin. „Kommen Sie, ich stehe Ihnen dafür, daß Sie wegen Mangels an Renten nicht abgewiesen werden, Septimanie wird genug haben an Ihrer Lieutenants-Gage; junge Leute brauchen keinen Luxus zu treiben, und wenn sie sich so lieben, wie Sie und Septimanie, so ist die Haushaltung nicht kostspielig!“

„Ich kann hoffen, bald Capitain zu werden!“ sagte der Lieutenant entschlossen und nahm seines Hut.

„Werden Sie doch gleich General, oder Marschall von Frankreich!“ lachte der heit're Junggeselle und zog den jungen Mann mit sich fort.

Honorine erwartete mit Ungeduld ihren Verlobten; sie wußte, daß er den Geliebten ihrer Schwester aufgesucht hatte, sie stand schon lange am Fenster, denn die Stunde war vorüber, zu welcher der sehr pünktliche Corbin fast täglich gegen Abend zu erscheinen pflegte. Endlich sah sie ihren Verlobten mit einem jungen Manne, in welchem sie augenblicklich Sainte-Pallaie erkannte, über die Straße kommen. Sie betrachtete die beiden Männer einen Moment mit großer Aufmerksamkeit, dann sagte sie zu sich selbst: „Das ist nun ein junger, hübscher Mann, aber ich kann doch nicht sagen, daß er mir besser gefiele, als dieser gute Gaspard Corbin, und wenn ich noch die Wahl hätte zwischen Beiden, ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen; ich bin dem alten Freunde immer herzlich gut gewesen, aber seit heute Morgen fühle ich mich ordentlich verliebt in ihn. Oh, ich will schon eine vergnügte Wirthschaft mit ihm führen!“

Honorine drehte sich auf dem Absatz herum, klatschte in die Hände und eilte hinaus.

Sie öffnete den beiden Herren die Thür, bevor sie klingelten, und ließ sie eintreten.

„Guten Abend, mein Herr Gervais von Sainte-Pellaie,“ sagte sie mit tiefem Knix vor dem Lieutenant, während sie ihrem Verlobten die Hand reichte und seinen Händedruck herzlich erwiederte.

„Wir kommen, um unsere kleinen Bräute zu besuchen!“ rief Corbin heiter.

„Fräulein Honorine!“ flüsterte der Offizier verlegen.

„Gehen Sie in den Salon zu Maman, Herr Corbin,“ befahl Honorine, „diesen Herrn werde ich führen!“

Lachend trat Corbin bei seiner Schwiegermutter ein.

„Folgen Sie mir, mein Herr!“

Das junge Mädchen hüpfte die Stufen der Treppe hinauf, mit großer Beklemmung folgte ihr der Offizier, er versuchte zwei Mal seine Führerin anzureden, aber Honorine antwortete nicht. Vor der Thür zu Septimanien's Zimmer blieb sie stehen, öffnete sie leise und sagte listig: „Hier treten Sie einstweilen ein, mein Herr, ich werde Ihnen meine Schwester schicken!“

Der junge Mann trat hastig ein und Honorine schloß die Thür augenblicklich hinter ihm.

Sie vernahm nur den leisen Ausruf der Ueberraschung, des Entzückens, mit welchem ihre Schwester den Geliebten begrüßte, dann flog sie laut lachend die Treppe wieder hinunter, um im Salon ihrem Bräutigam zu erzählen, was sie gethan, der seinerseits nicht verfehlte, sich höchlich über diese kleine Eulenspiegelei zu belustigen.

Corbin und seine heitre Braut versuchten nun, der guten Frau Victoire begreiflich zu machen, daß nicht Septimanie, sondern Honorine die Braut des alten Freundes, daß aber Herr von Sainte-Pallaie bald erscheinen werde, sie um Septimaniens Hand zu bitten. Die Wittwe lächelte fein und gab durch allerlei hingeworfene Redensarten zu verstehen, daß sie durch die Frau Herzogin selbst schon längst von diesen Arrangements in Kenntniß gesetzt worden sei, und daß sie es über sich nehme und Alles bei ihrem abwesenden Gemahl verantworten wolle. „Ich wage nichts,“ sagte sie freundlich, „wenn ich Euch Beiden meine Einwilligung gebe, denn da die Frau Herzogin damit einverstanden ist, so glaube ich nicht, daß La Grange etwas dagegen hat!“

„Es ist ein wahres Glück, daß die Frau Herzogin einverstanden ist!“ sagte Corbin halb scherzend, halb seufzend.

„Ja, Ihre Hoheit sind sehr gütig,“ antwortete Frau Victoire stolz, „die Frau Herzogin nehmen immer großen Theil an Allem, was meine Familie betrifft!“

Die Wittwe erging sich nun in Erzählungen über alle möglichen Zeichen von Theilnahme, welche sie je von dem Hause Condé empfangen, sie oder ihr Gemahl, oder ihre Mutter, oder ihr Großvater. Bei einem solchen Thema fand die redselige Wittwe nie ein Ende.

„Wissen Sie, liebenswürdige Honorine,“ wendete sich Corbin an seine Braut, „daß die gute Maman recht glücklich ist in ihren alten Erinnerungen!“

„Ich will nicht hoffen, mein Herr, daß Sie mit der Gegenwart weniger zufrieden sind, als Maman mit der Vergangenheit —“

Honorine wollte scherzen, aber das Geplauder ihrer Mutter stimmte sie oft wehmüthig, so lange Jahre sie es auch gehört hatte, so sehr sie daran gewöhnt war, so genau sie alle die hundert kleinen Geschichtchen kannte, welche die Wittwe zumeist sich selbst, Andern aber nur nebenbei zu erzählen pflegte. Das lebhafte, heitere Mädchen hatte viel mehr

Theilnahme und zärtliche Zuneigung zu ihrer armen kleinen Mutter, wie sie zu sagen pflegte, als die ernstere, leidenschaftlichere Schwester. Septimanie hatte sich nie eines Dienstes geweigert, dessen die Mutter bedurfte, aber unwillkürlich war die ganze Pflege der Frau Victoire der jüngern Schwester anheimgefallen. Septimanie liebte ihre Mutter gewiß auch, aber in ihrer etwas romantischen Weise fühlte sie eine eigene Scheu vor der alten Frau, und deren Reden von der Vergangenheit, ihr Sprechen mit längst Verstorbenen hatte etwas Beängstigendes, Grauenhaftes für die ältere Schwester, während die Jüngere zwar zuweilen dadurch wehmüthig gestimmt wurde, es sonst aber ganz harmlos fand. Wenn Honorine ihre Mutter längere Zeit nicht reden hörte, beeilte sie sich sofort, durch irgend eine Frage, irgend ein Wort, bekannte Erinnerungen in dem umnachteten Geiste wach zu rufen. Es war das wie das Anstoßen eines Perpendikels, die Uhr war sofort im Gange. Die treue Tochter that das gern, denn sie sah bei solchen Gelegenheiten ihre Mutter heiter lächeln wie ein Kind, und sie liebte dieses Lächeln viel mehr, als die Miene vornehmer Freundlichkeit und ruhiger Ueberlegenheit, mit welcher die Wittwe La Grange sonst jede Mittheilung, jede Anrede aufzunehmen pflegte.

Eine Stunde fast war verflossen, seit Honorine den Lieutenant zu ihrer Schwester geführt, Corbin sah Honorine fragend an.

„Ah, Sie vergessen, daß ich jetzt Ihre Braut bin, mein Herr," entgegnete das heitere Mädchen auf den fragenden Blick, „Sie dürfen jetzt gar keine Sehnsucht mehr nach Septimanie zeigen, ich verbitte mir das!"

„Aber mich dünkt," meinte der Junggesell, „die Feier des Wiedersehens könnte nun vorüber sein und Septimanie könnte ihrer Mutter den Bräutigam vorstellen!"

„Wir würden mit unserm Wiedersehen gewiß schon fertig sein, mein guter Freund," lachte Honorine, „aber ein so romantisches, so poetisches Liebespaar, bedenken Sie doch, wie viel Thränen der Rührung da erst geweint werden müssen, ehe die Liebenden, nach den Regeln der Liebesdichter, der Worte mächtig werden. Und wenn es endlich so weit ist, so wird erst eine ganze Weile in abgebrochenen Sylben gesprochen, dann kommen Worte, die man nicht ohne Ausrufungszeichen schreibt, dann endlich Sätze, aber ganz kleine!"

Corbin lachte so laut, daß sich Frau Victoire halb nach ihm umdrehte, ihn eine Weile ansah und dann, plötzlich ihre Geschichte unterbrechend, von dem Herzoge von Roquelaure erzählte, derselbe habe einst an der Tafel Ihrer Hoheit einen Lachkrampf bekommen.

„Lachen Sie, mein kleiner Papa," rief Honorine lustig, „darin werde ich Sie stets unterstützen; meine Schwester ist eigentlich nur glücklich, wenn sie ein nasses Taschentuch in der Hand hat; ich bin zufrieden, wenn ich lachen kann!"

In dem Augenblick öffnete sich die Thür des Salons, und Septimanie erschien schön und stolz am Arme des schlanken Offiziers; allerdings sah man ihr an, daß sie geweint hatte, aber die letzte Thräne an ihrer Wimper blitzte im Freudenstrahl ihres Blicks, wie der Thautropfen am Rand des Rosenblattes blitzt im ersten Morgenstrahl.

Der gute Corbin faßte den Lieutenant bei der Hand und führte ihn zu dem Sessel der Frau Victoire.

„Du hast ihm doch gesagt, wie Maman ist?“ fragte Honorine ihre Schwester besorgt.

Diese aber warf sich weinend an die Brust der Schwester und antwortete nicht.

„Ich glaube, Du hast weder im Glück, noch im Unglück Worte, sondern immer nur Thränen!“ schalt Honorine und trocknete die Augen der Schwester mit ihrem Tuch.

„Erlauben Sie, verehrte Freundin, liebe Maman,“ begann Corbin feierlich, „daß ich Ihnen meinen Freund, Herrn Gervais von Sainte-Pallaie, vorstelle, welcher —“

„Wozu die Umstände,“ unterbrach Frau Victoire herablassend lächelnd, „Herr von Sainte-Pallaie und ich sind alte Freunde —“

Sie reichte dem jungen Mann die Hand, die dieser ehrerbietig küßte.

„Ich kenne Herrn von Sainte-Pallaie länger, als Sie, mein lieber Corbin, und da ich weiß, warum er kommt, da die Frau Herzogin damit einverstanden ist, so bedarf es keiner weitern Förmlichkeiten. Wer hätte das gedacht, lieber Sainte-Pallaie, daß Sie mein Schwiegersohn werden würden, als Sie sich mit der schönen Julie vermählten! Sie haben sich sehr gut conservirt, wissen Sie, lieber Sainte-Pallaie, und Septimanie sieht Ihrer seligen Julie so ähnlich, daß ich mich gar nicht wundere, daß Sie meine Tochter heirathen wollen. Meinen Sie nicht, lieber Corbin, daß Septimanie der seligen Julie von Sainte-Pallaie sehr ähnlich sieht? Die Frau Herzogin sind in diesem Punkt ganz meiner Ansicht. Ich kann mich rühmen, daß die Frau Herzogin fast immer meiner Ansicht sind, und wir pflegen zuweilen unsere Ansichten durchzusetzen!“ sagte die gute Frau plötzlich höchst determinirt, als habe sie einen großen Widerstand zu bekämpfen. Darauf schwieg sie und nahm keinen weiteren Antheil an dem Gespräch, als daß sie zuweilen sagte: „Apropos, lieber Corbin, hat die kleine Duthé heut den Dienst im Schloß, oder die Féval? Wenn heute Donnerstag ist, so muß die Féval den Dienst haben, oder die kleine Duthé hat mit ihr getauscht. Ich will hoffen, daß es mit Zustimmung Ihrer Hoheit geschehen ist.“

Die Gedanken der guten Frau waren noch immer und unausgesetzt im Dienst des hohen Hauses Condé; Alles, was nicht mit ihrem Dienst zusammenhing, war Nebensache für sie.

Die beiden verlobten Paare sprachen indessen über ihre bevor-

stehende Hochzeit, die sie an einem Tage feiern wollten; dabei schwelgten Septimanie und Gervais im Glück des Beieinanderseins, sprachen sehr wenig und überließen alle Anordnungen und Bestimmungen dem andern Paar, das lachend und plaudernd den Hochzeittag festsetzte und, ohne auf Widerspruch zu stoßen, auch über die Zukunft des Lieutenants verfügte.

„Wir wollen morgen," sagte Honorine, „eine Wohnung für Septimanie miethen; zwei Häuser von hier ist neulich ein sehr hübsches Quartier frei geworden, denn in der Nähe müssen wir sie behalten, sonst machen die jungen Leute Thorenstreiche!"

„Sainte-Pallaie wird seinen Abschied nehmen," meinte Corbin, als habe er allein darüber zu entscheiden, „ich werde ihm einen kleinen hübschen Platz bei der Octroi verschaffen."

„Versteht sich, er muß seinen Abschied nehmen," versicherte Honorine, „Septimanie zerflösse ganz und gar in Thränen, wenn er noch ein Mal in den Krieg ginge; ich weis noch, wie sie vor drei Jahren geweint hat, es war ein Bild des Jammers; verschaffen Sie ihm nur einen Platz bei der Octroi, mein lieber guter Freund, denn junge Leute müssen etwas zu thun haben."

Corbin war entzückt über das verständige Wesen seiner Braut, aber er beeilte sich, ihr zu versichern, daß Septimanie eine Rente von Tausend französischen Thalern habe, daß Sainte-Pallaie also nicht benöthigt sei, sich zu quälen.

Honorine drückte zärtlich die Hand ihres Verlobten, sie wollte seine Großmuth gegen ihrer Schwester damit belohnen.

Zu später Stunde erst entfernten sich die beiden Herren, sie gingen, Jeder seines Glücks gewiß, eine Weile schweigend neben einander her, plötzlich faßte der Offizier die Hand Corbin's und sagte mit bewegter Stimme: „Edler Freund, ich betrachte Sie als den Vater meiner Septimanie, deshalb halte ich's für meine Pflicht, Ihnen sofort eine Mittheilung zu machen, damit Sie mich nicht später der Unaufrichtigkeit zeihen. Ich habe Ihrem Gespräch mit Honorine entnommen, daß Sie darauf rechnen, daß ich meinen Abschied nehme, Sie wollen mir sogar eine Anstellung verschaffen, — verzeihen Sie mir, mein Herr, ich kann meinen Abschied jetzt nicht verlangen."

„Und warum können Sie Ihren Abschied nicht nehmen, wenn ich fragen darf?" entgegnete Corbin mit unwilligem Ton, denn er war durch die Erklärung des Lieutenants unangenehm überrascht.

„Weil ein Feldzug bevorsteht, mein Herr!"

„Pah!" rief Corbin, „Sie fürchten für feig gehalten zu werden, lieber junger Mann? Wer sich so geschlagen hat, daß er gleich im ersten Feldzuge decorirt wurde, wer blessirt wurde wie Sie, wer noch so an den Folgen harter Gefangenschaft leidet wie Sie, der kann seinen Abschied verlangen, ohne sich einem Vorwurf auszusetzen."

„Es ist unmöglich, lieber Herr!“ beharrte der Lieutenant.

„Warum denn? sprechen Sie doch?“ Corbin wurde heftig.

„Weil ich Ritter der Ehrenlegion bin!“

„Mein Gott, weil Sie zur Belohnung für Ihre Tapferkeit den Orden bekommen haben, deshalb müssen Sie nun wieder in den Krieg ziehen, eine junge Frau in Thränen verlassen, die Ruhe der Familie stören?!“

„Mein theurer Herr,“ versetzte der Lieutenant, „den Orden hat mir der Kaiser gegeben, nicht weil ich ihn verdient habe, denn sonst hätten ihn die meisten meiner Kameraden auch bekommen müssen, sondern damit ich mich künftig durch meine Thaten der Auszeichnung würdig beweise, die mir vor vielen Andern zu Theil geworden!“

„Aber da ist ja gar kein Verstand darin, keine Spur von Verstand!“ schrie Corbin ärgerlich.

„Mehr als Sie glauben, der junge Offizier hat Recht!“ sagte plötzlich eine Stimme, die einen eigenthümlich vibrirenden Metallklang hatte.

Sainte-Pallaie und Corbin drehten sich um und standen vor zwei Männern, welche ihnen schon seit einer Weile gefolgt waren und einen Theil ihres Gespräches gehört haben mochten.

„Ihre Gesinnungen machen Ihnen Ehre,“ fuhr der kleinere der Beiden fort, der einen grauen Ueberrock trug. „Wie heißen Sie? von welchem Regiment?“

„Sainte-Pallaie,“ antwortete der junge Mann, sich militairisch aufrichtend, „Lieutenant im 74. leichten Regiment, decorirt für Auszeichnung bei Torres-Vedras, blessirt bei Rola, gefangen, zwei Jahre in Gefangenschaft, seit sechs Wochen zurück aus Spanien, gegenwärtig als Reconvalescent beim Gouvernement Paris gemeldet.“

„Ich kenne Sie,“ sagte Napoleon, denn er war es, „Sie sind auf der Kriegsschule zu Saint Cyr erzogen; ich ernenne Sie zum Capitain bei den reitenden Grenadieren der Garde, melden Sie sich morgen bei dem Herzoge von Istrien, für Ihre Equigage werde ich sorgen; Duroc, besorgen Sie das Nöthige; auf Wiedersehen, Capitain, im Felde!“

Napoleon und sein getreuer Duroc gingen; sie waren schon weit entfernt, als Corbin und Sainte-Pallaie einander noch immer erstaunt gegenüber standen.

„Das ist wie im Buche der Mährchen von Tausend und Einer Nacht,“ sagte der gute Corbin, endlich von seinem Erstaunen zurückkommend. „Der Kaiser spielt den Kalifen Harun al Raschid und Duroc den Mesrur!“

„Mein Kaiser! mein großer Kaiser!“ entgegnete Sainte-Pallaie begeistert.

„Nun kommen Sie nur zu sich,“ bat Corbin, „ich gratulire Ihnen, Herr Capitain!“

„Capitain bei der Garde!“ sagte der junge Offizier stolz.

„Ich halte Sie jetzt wahrhaftig nicht,“ lachte der Junggesell fröhlich, „gehen Sie in Gottes Namen in den Krieg, denn wer solches Glück hat, daß er an einem Tage eine Braut wie Septimanie und den Capitainsgrad erlangt, der wird nicht todt geschossen. Glückliche Septimanie, sie wird die Gemahlin eines Capitains bei der reitenden Grenadieren der kaiserlichen Garde!“

„Mein Kaiser! mein großer Kaiser!“ wiederholte der junge Offizier.

Der gute Corbin brachte den entzückten Capitain nach Hause, den das Glück dieses Tages völlig betäubt zu haben schien. Beim Abschied aber mußte er dem Glücklichen versprechen, seine Beförderung nicht zu verrathen und ihn selbst sein Glück verkünden zu lassen.

Fünftes Capitel.

Das eiserne Kreuz und der bräutliche Kranz.

„Viel vermögen bei den Damen
Tapfre Männer Deines Gleichen,
Denn sie lieben tapfre Männer."
(Hist. de las guerras civiles de Granada.)

„Für die süße, zarte Liebe,
Was ist Lorbeer, was ist Kranz?
Wenn er ewig grünend bliebe,
Für die zarte, süße Liebe
Nichtig ist des Ruhmes Glanz!"
(Französische Romanze.)

Die Nacht, die schwere, bange Nacht, die mit ihren Schrecknissen, mit dem Alpdruck der Fremdherrschaft auf Preußen gelegen, die Nacht von Jena, sie war vorüber, und angebrochen war der Tag so jugend- und heldenschön, als dessen bleicher Morgenstern Schill voran- und untergegangen im Jahre 1809: der Tag preußischer Waffenherrlichkeit war da, und seine ersten Strahlen blitzten und glänzten in den Preußendegen, die, von dem unendlichen Jubelschrei eines ganzen Volkes von Waffenbrüdern begleitet, klirrend aus den Scheiden fuhren auf des Königs Ruf!

Vorwärts! erklang des Königs Ruf im ehernen Trompetenklang und fuhr wie Sturmes Brausen durch das ganze Preußenland; vorwärts! donnerte es in die stillen Schlösser der Ritterschaften in Brandenburg und Pommern, mit deren Blut die großen Hohenzollern das preußische Reich zusammengekittet haben; vorwärts! schlug es an die engen Hütten und die lebenvollen Häuser der Bürger und Bauern in den preußischen Kernlanden, die Friedrich der Große so oft zum Siege geführt; vorwärts! mahnte des Königs Ruf in den Provinzen, wo des Königthums Wiege stand, und vorwärts! scholl es durch Schlesien, das wie ein Edelstein prangt in der goldenen Preußenkrone.

Mit Gott, für König und Vaterland! wurde die preußische Parole in Breslau ausgegeben.

Mit Gott, für König und Vaterland! antworteten jauchzend die Lande.

Alle Zwietracht schwieg, der Hader ward vergessen, ein einig Volk mit seinem König in großer Waffenbrüderschaft!

Da schoben sich die festen Keile der Landwehren zwischen die eisernen Pfeiler der alten Regimenter und bildeten einen Riesenwall. Da trat in leuchtender Glorie hervor jener wunderbare preußische Heerbau, Scharnhorst's unsterbliches Meisterstück!

Alle Herzen flammten und alle Fahnen flogen. Die Fahnen aus König Friedrich's Zeit, auf denen mit goldenen Buchstaben stand „pro gloria et patria," die zerfetzte Fahne, die der Dessauer entfalten ließ, die, mit welcher Schwerin in sein Heldenblut sank, die Standarte, die Seydlitz bei Roßbach trug, und alle, die je ein Welfe gehalten in hochfürstlicher Hand für Preußen im Sturme der Schlacht. Das alte Zeughaus von Chur-Brandenburg wurde lebendig auf einen Schlag, die Fahnen des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, die vor Warschau weheten und bei Fehrbellin, die der Görtzcke geführt bei der Schwedenhetze und der Treffenfeld, die der Derfflinger schwung in der eisernen Faust, mit denen Schöning und Barfuß die Türken gescheucht, sie rauschten frisch in den Morgen hinein, und ihr Rauschen klang wie des preußischen Adlers Flügelschlag.

Und die alten Banden des preußischen Waffenthums, die Regimenter, auf deren Schultern Friedrich seinen Staat, als auf die festesten Säulen, gebaut, sie waren wieder auferstanden in alter Kraft mit neuer Weihe. Da zogen die Dragoner her — von Anspach-Baireuth vor Zeit genannt, bis sie der Königin-Dragoner wurden; Anspach und Baireuth sind verloren, der Preußen-Könige angestammte Länder, die Königin Louise ist todt, gestorben in Gram während der Nacht des Grames; Dragoner, denkt an die Namen, die ihr tragt, und an den unsterblichen Ruhm, den ihr unter diesen beiden Namen errungen dereinst! Die alten Schlachthaufen aus Pommerland, von denen es im Liede klingt:

In gelben Kalbfellhosen,
In Ellendsbandoulier,
Sie schlugen die Franzosen
Bei Fleurus und Namur.

Des Königs Gardes du Corps auf hohen Rossen, die keine Schlacht für verloren halten, in welcher sie noch nicht attackirt haben; die Ziethen'schen Husaren, vor denen „niemals nichts" sicher, die einst in Holland selbst feindliche Fregatten nahmen, weil sie doch ein Mal geschworen, ihrem Könige treu zu dienen „zu Wasser wie zu Lande".

Der unermeßliche Schatz altpreußischen und churbrandenburgischen Kriegsruhms war aufgethan, und wie eine berauschende Fluth floß die Fülle großer Erinnerungen durch alle Herzen, vereinigte sich mit der

Liebe zu König und Vaterland und brauste, mit bitterm Haß gegen den fremden Gewaltherrn gemischt, dahin, — ein gewaltiger Strom unendlicher Kriegsbegeisterung.

Die alten Bünde Preußens mit Rußland waren erneuert zu Kalisch und Breslau, die Kriegsherren Friedrich Wilhelm und Alexander bildeten Heermassen, aus preußischen und russischen Regimentern zusammengesetzt; hier commandirte ein russischer Feldherr preußische Colonnen, dort rückten russische Geschwader vor auf preußisches Commando.

Da begann die preußisch-russische Waffenbrüderschaft!

Wie ein Palladium führte das vereinigte Heer mit sich den greisen Kutusow, der Russenfeldherren höchsten, der, siegesmüde und ruhmessatt, der von Lorbeern bedeckt, schon halb vom Schlummer des Todes befangen, sterben wollte in seiner eigentlichen Heimath, auf dem Schlachtfelde.

Vorwärts zogen die preußisch-russischen Heersäulen, immer weiter zurück wichen die Adler des französischen Kaisers, die Kosaken ließen schon im Rücken des Feindes ihre windschnellen Steppenrosse aus den Fluthen der Weser trinken, und der leichtgefugte Bau des Königreichs Westphalen brach morsch auseinander.

Hinter den langsam vordringenden Heeren aber verwandelte sich das Land in eine ungeheuere Kriegswerkstätte, und die Invaliden aus König Friedrich's Zeit, die den Fahnen nicht mehr folgen konnten, wurden die Lehr- und Exerciermeister der waffenfreudigen Jugend, welche die Nacht von Jena in der Kinderstube überrascht hatte.

In allen Städten und Flecken klang die Trommel und tönte das Commando; mit schlechten Waffen oft, aber mit gutem Muthe immer, rückte Schaar auf Schaar dem Heere nach.

In allen Städten, in allen Flecken traten die Frauen und Jungfrauen zusammen zur Pflege der Verwundeten und Kranken, zu dem stillen, aber segensreichen Kampfe auf dem traurigen Schlachtfelde des Lazareths.

In dieser Zeit, an einem hellen Nachmittage in der letzten Hälfte des April 1813 kam ein Ulanen-Offizier mit seinem Ordonnanzreiter vom Schlosse her die Linden heruntergesprengt und hielt vor dem Hause der Präsidentin v. Lohmeier; er schwang sich leicht aus dem Sattel, warf dem Ulanen die Zügel zu und lief eilig die Treppe hinauf. Mit glühendem Angesicht trat er in das Zimmer der Präsidentin, die, wie immer, einige der ältern und jungen Familienglieder bei sich hatte.

„Gnädige Tante," rief der Lieutenant, „überrasche Sie wieder, ganz wie zu Weihnachten, komme immer, wie aus der Pistole geschossen, ist mal so bei den Ulanen!"

„Mein Philipp, mein wackrer Philipp!" entgegnete die Präsidentin, ihren Liebling umarmend.

„Auf Ehre," lachte der stolze Lanzenreiter, „gnädige Tante hat immer, wie ein General im Felde, den Generalstab der Familie um sich,

bin im Hauptquartier der Familie hier, kann Alles erfahren, grüß Dich Gott, Oheim Hermann, Tante Niedlich, wie immer nett und niedlich; Apropos! im Hauptquartier ist auch immer bessere Verpflegung als auf Vorposten, möchte ein Glas Wein trinken, ein Stück Butterbrot oder sonst einen ähnlichen Leckerbissen genießen; man vergißt im Felde die Nahrung gebildeter Menschen, bin vor einer Stunde angekommen und muß in einer Stunde wieder abreiten."

Es wurde Speise und Trank für den Lieutenant aufgetragen, der sich's wohl schmecken ließ und dazwischen mit seinen Verwandten plauderte und erzählte vom Kriege, von dem er freilich nicht viel zu erzählen wußte, weil er noch nicht ins Gefecht gekommen war und man in Berlin über die allgemeinen Bewegungen der Armee besser unterrichtet war, als es der Offizier sein konnte, der mit einer Depesche aus Sachsen kam.

Plötzlich setzte der junge Mann sein Glas nieder und rief: „Donnerwetter, entschuldigen Sie, gnädige Tante, wo ist meine schöne Cousine Waldemare?"

„Fragst Du wirklich noch nach ihr, Du undankbarer Mensch?" entgegnete die Präsidentin mit einem Anfluge von Unmuth, „nach dem Briefe, den Du ihr von Breslau aus geschrieben?"

„Was kümmert Dich die Braut eines Andern, roher Lanzenknecht?" fragte Onkel Hermann zwischen Ernst und Scherz.

„Nun, es ist immer seine Cousine," sagte die Präsidentin mildern Tones, „auch ist Waldemare noch nicht Rudolph's Braut."

„Noch nicht? Der arme Rudolph!" rief der Lieutenant offenherzig.

„Vielleicht wird sie auch gar nicht Rudolph's Braut!" meinte die Tante, seltsam lächelnd.

„Aber ich bitte Sie, gnädige Tante," drängte der Offizier, „Onkel Hermann, sagt mir doch endlich, wie steht es mit meiner Cousine und Rudolph?"

„Du bist ja der Vertraute Rudolph's!" sprach die Tante mit leichtem Spott.

„Discretion ist Parole bei den Ulanen," rief der junge Offizier ungeduldig, „aber ich will Euch Alles sagen, nur spannt mich nicht länger auf die Folter; Cousin Rudolph war in meine schöne Cousine verliebt; welcher Vetter in der Familie ist das nicht? Fand das ganz in Ordnung, bat mich, kläglich und himmelblau, wie das Sitte bei Verliebten, ich möchte bei Waldemare ein gut Wort für ihn einlegen; versprach das als Vetter, mußte damals schnell fort, wie Ihr Alle wißt; schrieb deshalb an Waldemare, sie möge doch, wenn sie irgend könne, das Glück des armen Burschen machen, und seitdem habe ich weder von ihm noch von ihr ein Wort gehört."

„Waldemare hat Deinen weisen Rath befolgt," spottete Onkel Herrmann, „Du leichtsinniger Reiter!"

„Aber erst, nachdem sie sich zwei Monat besonnen!" sagte Walde-

mare's ältere Schwester, welche in der Familie Tante Niedlich genannt wurde, und blickte Philipp bedeutungsvoll an.

Die Präsidentin nahm eine Prise und erklärte dann: „Lieber Philipp, Du kannst denken, daß wir Alle über Deinen Brief sehr erstaunt waren, denn nach dem, was in der Familie beschlossen war, wurde Waldemare als Deine Braut betrachtet; Dein Brief war sehr niederschlagend für mich, für uns Alle, ich rede nicht von Waldemare, deren Gefühle Du in jedem Falle etwas mehr hättest berücksichtigen sollen. Doch ich will und kann Dir jetzt keine Vorwürfe machen, sondern Dir nur sagen, daß Waldemare vor etwa sechs Wochen den Cousin Rudolph rufen ließ und ihm in Gegenwart der ganzen Familie erklärte: sie habe ihren Cousin Philipp von Jugend auf geliebt und liebe denselben noch, da dieser selbst aber ihr den Rath ertheile, dem Cousin Rudolph ihre Hand zu reichen, so wolle sie ihrem Cousin Philipp den höchsten Beweis ihrer Liebe dadurch geben, daß sie seinem Rathe folge; unter der Bedingung jedoch, daß Rudolph die Waffen für das Vaterland trage und mit dem eisernen Kreuz zurückkehre. In diesem Falle werde sie dem vaterländischen Krieger bei seiner Rückkehr ihre Hand reichen, weil es ihr Vetter Philipp wünsche! Das erklärte Deine Cousine Waldemare, lieber Philipp, und ich habe mir erlaubt, dem Rudolph noch ausdrücklich zu sagen, daß er trotz alledem die Hand meiner Tochter nicht bekommen werde, wenn Du nicht noch einmal feierlich Deine Zustimmung zu diesem Arrangement ertheiltest."

Der Lieutenant stand auf und ging ein paarmal auf und ab im Zimmer.

„Ausgezeichnetes Mädchen," sprach er halb laut mit sich, „liebes Mädchen, edles Herz, liebe Waldemare!"

Der junge Mann war ergriffen, er kämpfte einige Augenblicke mit sich, dann sagte er: „Mein Ulane unten, gnädige Tante, ausgezeichneter Mensch, heißt Eitas, Litthauer von Geburt, könnte der nicht einen Trunk und einen Bissen bekommen? Bin den Engel nicht werth, auf Ehre, bin's nicht werth!"

„Was, Du nennst Deinen Burschen einen Engel?" rief Tante Niedlich auffahrend.

„Nun, Dein Engel hat einen hübschen langen Bart!" sagte Onkel Hermann, der durchs Fenster gesehen.

„Du bist Deines Burschen nicht werth?" fragte eine andere Tante staunend.

„Laßt ihn, laßt meinen armen Jungen doch!" wehrte die Präsidentin, ihren Liebling in Schutz nehmend, dann zog sie die Klingel und befahl, für des Ulanen Erquickung Sorge zu tragen.

„Und was ist aus Rudolph geworden? Bitte, Tante, sagen Sie?"

„Der gute Bursche," warf Onkel Hermann spöttisch dazwischen, „hat sich alle diese Bedingungen ruhig gefallen lassen, obwohl er anfäng-

lich gar nicht die Absicht hatte, einzutreten, sondern entschlossen war, bei der Intendantur Dienste zu thun. Mir that der arme Schelm ordentlich leid, denn es wurde ihm blutsauer, das Exercitium zu lernen, — jetzt ist er schon vierzehn Tage fort und steht im freiwilligen Jägerdetachement beim brandenburgischen Kürassier-Regiment; bekommt er die schöne Nichte noch, so hat er sie in der That redlich verdient."

„Und Waldemare?" fragte der Lieutenant mit bewegter Stimme.

„Heißt Dich herzlich willkommen!" sagte eine liebliche Mädchenstimme hinter dem Fragenden.

„Waldemare!" rief der Lieutenant sich umbrehend und dann mit ächt chevalereskem Anstande das Knie vor seiner Cousine beugend, „Waldemare, liebes, edles Mädchen, verzeihe mir, ich bin ein Thor, ein undankbarer Thor, ich jage einem Schatten nach und lasse einem Andern einen köstlichen Schatz. —"

Er sprang auf, eine Thräne stand in seinen Augen, heftig drückte er das schlanke, schöne Mädchen an sich, streifte ihre Stirn mit einem flüchtigen Kuß und sprach mit schwankender Stimme: „Gott segne Dich, edles, schönes Mädchen, leb wohl, leb wohl und sei glücklich! Lebt wohl, Alle!"

Damit stürzte er hinaus und flog klirrend die Treppe hinab; eine Minute später verkündete der rasche Hufschlag seines Rosses, daß er im Galopp davon sprenge.

„Das war ein Abschied für's Leben!" sagte Waldemare leise und doch von Allen verstanden, denn alle Anwesenden verharrten in einem tiefen Schweigen.

Das schöne bleiche Mädchen lächelte ihrer Mutter durch Thränen zu.

„Meine Waldemare! mein Kind!"

Die Präsidentin stand auf und schloß ihre Tochter in ihre Arme.

Von unten herauf hörte man die grimmigen Flüche, mit denen Citas, der Ulan, seinem Offizier nachsprengte.

„Er jagt einem Schatten nach!" sprach Onkel Hermann sinnend; „da er schon weiß, daß es ein Schatten ist, was er verfolgt, so wird er nicht lange mehr nachjagen, tröste Dich, meine arme Waldemare!"

„Ich bitte Sie, mein Oheim!" sagte Waldemare, sich stolz aufrichtend, während ein feines Roth ihre zarten Wangen überlief, „ich bitte Sie, mich nicht zu bedauern, ich bin nicht arm, ich bin reich; ich bin sehr zu beneiden, denn zwei edle junge Männer meiner Familie, die für den König die Waffen tragen, für das Vaterland in den Kampf gehen, sind mir in Liebe zugethan, kann ein deutsches Mädchen reicher sein? Ich möchte über keinen von Beiden ein tadelndes Wort hören, der ritterlich kühne Philipp, der ehrliche, wackere Rudolph, die Familie hat Ursache auf Beide stolz zu sein!"

„Aber, Waldemare," bat der Oheim fast demüthig, „ich wollte weder Dich, noch einen Deiner Ritter kränken."

Waldemare reichte dem Oheim die Hand mit der Huld einer verzeihenden Fürstin, dann schritt sie hinaus, durch eine Bewegung die Begleitung ihrer Schwester ablehnend, welche ihr folgen wollte.

Mit mütterlicher Besorgniß, zugleich aber mit großer Genugthuung sah die Präsidentin ihrer Tochter nach, Onkel Hermann aber erklärte, daß die Familie nicht nur auf Philipp und Rudolph, sondern auch in noch höherem Grade auf Waldemare stolz sein müsse und daß er es heute tiefer als je beklage, nicht mehr im Stande zu sein, ins Feld zu ziehen. Der alte Herr erschöpfte sich begeistert in dem Lobe seiner Nichte und die Präsidentin reichte ihm mit großer Befriedigung ihre Dose, eine Gunstbezeugung, mit der sie sonst eben nicht freigebig zu sein pflegte.

Unterdessen schritt Waldemare, nachdem sie das Gemach ihrer Mutter verlassen, ruhig durch den Salon und trat in ihr eigenes Zimmer, dessen Thür sie sorgfältig hinter sich verschloß.

Waldemare setzte sich auf den kleinen Sopha und drückte ihre beiden feinen Hände fest auf die Brust, als wolle sie durch den äußern Druck die innere Bewegung bewältigen, welche den Busen heftig auf und nieder wogen ließ.

Einzelne Thränen rollten schwer und langsam nieder über die zarten Wangen, oder hingen an der Wimper.

Waldemare wußte nicht, daß sie weine, und mit leiser trauriger Stimme sagte sie vor sich hin: „Ich hätte mich so schwach doch nicht geglaubt, das Herz thut mir so weh, meine Füße waren so schwer, daß ich kaum bis hierher gehen konnte! Und was ist geschehen? warum thut mir das Herz so weh? Ich habe die Freude gehabt, Philipp zu sehen, Philipp, der mich doch mehr liebt, als er selbst weiß, mehr als ich ahnete. Früher sah ich in Philipp den Geliebten, er war das Ideal meiner Träume, und ich war glückselig dabei; dann kam die schwere Enttäuschung, ich erfuhr, daß er meine Liebe nicht erwiedere, nicht einmal verstehe, aber ich sah in ihm meinen künftigen Gemahl, und ich beruhigte mich endlich dabei, überzeugt, daß es mir gelingen müsse, seine Liebe zu gewinnen, wenn er mir erst verbunden sei. Ich trug die Gegenwart und freute mich der Zukunft. Aber auch das war noch zu viel für mich, es sollte nicht sein! Philipp selbst bat mich, meine Hand einem Andern zu geben! Das war recht schwer und sehr bitter, aber er konnte es ja nicht wissen, wie wehe er mir damit thun würde, er hatte ja keine Ahnung von der innigen Liebe, die er so grausam verschmähete. Ich habe Rudolph meine Hand versprochen, weil Philipp es wünschte, aber ich würde es doch nicht gethan haben, wenn ich nicht dadurch zugleich einen Krieger für das Vaterland gewonnen hätte; ja, ich habe Rudolph in den Kampf für's Vaterland geschickt, wenigstens

will ich nur den Namen eines Mannes tragen, der dem Könige und dem Vaterlande mit den Waffen gedient; ja, ich habe Rudolph meine Hand versprochen, aber nicht mein Herz, das wird Philipp's Herz bleiben, so lange es noch schlägt. Ich bedaure Rudolph, ich gebe ihm für Hand und Herz nur meine Hand; aber er kann mich keiner Täuschung zeihen, und so wie ich einst hoffte, Philipp's Liebe zu gewinnen, wenn er mit mir vermählt, so hofft er, meine Liebe zu gewinnen, wenn er mit mir verbunden. Er täuscht sich, ich habe es ihm gesagt, Waldemare hat nur ein Herz zu vergeben. Philipp jagt einem Schatten nach, sagt er, er hegt eine Liebe in seinem Herzen, ich verstand ihn wohl; er ist für mich verloren, und ich fühle, daß ich ihn lieber beweinen würde als einen Todten, der gefallen für König und Vaterland, als ihn glücklich sehen an der Hand einer Andern! Wie erbärmlich das doch eigentlich ist! Das nennt man nun Liebe! Das Glück, welches ich nicht selbst genießen kann, das gönne ich auch keiner Andern, lieber will ich den Mann meiner Liebe todt wissen? Es ist in der That jämmerlich, ich hielt mich so oft für stärker und edler, als andere Frauen sind; barmherziger Gott, ich bin eben so schwach und selbstsüchtig wie Alle. Aber wissen soll das Niemand, Niemand, Niemand!"

Waldemare stand auf und trat vor den Spiegel, der erst verrieth ihr, daß sie geweint; sie schüttelte in bitterm Unmuth gegen sich selbst ihr Haupt, benetzte ihr Taschentuch mit klarem Wasser und wusch sich die Thränenspuren von den Wangen.

„Bin ich auch nicht stärker als andere Frauen," sagte sie darauf mit fester Stimme, „so habe ich doch den Muth, stärker zu scheinen als sie; die ganze Familie weiß, daß ich Philipp liebe, aber Niemand soll ahnen, daß ich in elendem Egoismus ihm lieber den Tod, als ein Liebesglück gönne mit einer Andern!"

Das schöne Mädchen setzte sich an's offene Clavier und ließ in mächtigen Klängen die Aufregung ihrer stolzen Seele austoben. Erst war es ein wildes Chaos von Tönen, das sie umwirbelte. Wie düstere Fluthen auf- und niederrauschen am Felsenriff, so brausten die Klänge auf und sanken in sich zusammen, dann klang erst ein einzelner klarer, heller Accord durch das finstere Grollen, nach und nach reiheten sich andere an, dann war's, als ob die Sonne plötzlich durchgebrochen sei. Das Antlitz der armen Waldemare begann sich zu verklären und leise erschien ein liebliches Roth auf ihrer bleichen Wange. Eine Weile noch kämpften und rangen die Töne mit einander, aber immer schwächer ward das Toben des Unmuthes, immer heiterer und fester gestalteten sich die Tongebilde, und endlich ging das Spiel freudig und stolz in die unverzagte prächtige Choralmelodie: „Alles ist an Gottes Segen 2c." über. Waldemare spielte die Melodie durch, dann begann sie, erst mit leiser, dann aber mit einer immer klarer, reiner und mächtiger anschwellenden Stimme zu singen:

Unser Leben ist ein Streiten,
Feinde rechts und links zur Seiten,
Waffen klirren rings umher;
Keine Tage ohne Plage,
Keine Nächte ohn' Gefechte
Für die Menschenkinder mehr.

Aller Aengsten bin entschlagen,
Seit ich Gottes Wehr getragen,
Keine Feinde fürcht' ich nicht.
Ich will proben all' sein Toben,
Ich zersetze all' die Netze,
Die er hinterlistig flicht.

Der am Himmelsbogen wachet,
Rings von Wolken überdachet,
Der der Sterne Heer regiert,
Er wird kämpfen, Er wird dämpfen
Feindes Stärke, daß man merke,
Wie Er meine Sache führt.

Er wird brechen Bogen, Pfeile,
Und des Ew'gen Flammensäule
Frisset meiner Feinde Wehr;
Dann den Krieger und den Sieger,
Reich an Ehren und Lorbeeren,
Grüßet froh der Engel Heer!

Mit leuchtendem Antlitz, mit dem Blick einer Siegerin erhob sich Waldemare vom Clavier, stolz schaute sie um sich und ein glückseliges Lächeln schwebte um ihre Lippen, als sie sagte: „Gott sei mit Dir, mein edler, theurer Philipp, Gott schütze Dich vor Tod und Wunden, kehre heim als Sieger und werde glücklich, ja werde recht glücklich, auch wenn ich Dein Glück nicht theilen darf!"

Eine schöne, stolze Zeit war's, ein Zug freudiger Erhebung ging durch alle Seelen, und Kämpfe wurden damals gekämpft und Siege errungen im Innern der Menschenherzen, die ohne den mächtigen Schwung patriotischer Begeisterung nie gekämpft, am wenigsten aber siegreich gekämpft worden wären.

Waldemare war nicht die einzige Preußenjungfrau, die dem um sie werbenden Jüngling versprach, sich für ihn den bräutlichen Kranz in's Haar zu flechten, wenn er heimkehre aus dem Kampfe mit dem eisernen Kreuze. Damals hat manch' ein überwallendes Herz selbst dem ungeliebten Manne sich zugeschworen unter ähnlichen Bedingungen in vaterländischer Begeisterung, aber oft war's auch die innigste Liebe selbst, welche den Geliebten hinaus in den Kampf für das Vaterland schickte, das bange Zagen der Seele heldenmüthig bekämpfend. Die junge Gattin sah den Gatten scheiden, die Braut den Bräutigam, Frauen von zarten Kindern umgeben mußten den Ernährer in's Feld ziehen sehen, Greise die Stützen ihres gebrechlichen Alters, Wittwen die einzigen Söhne — die große Idee, das Vaterland befreien zu helfen, riß Alles

fort erhabenen Schwunges, aber es waren mit nichten die kleinsten und leichtesten Opfer, welche die Frauen dem Vaterlande brachten. Wie manche Mutter rang im stillen Kämmerlein jammervoll die Arme, der Zukunft ihrer Kleinen gedenkend, wenn der Tod den Vater ereilen sollte im Donner der Schlacht! Wie manche Greisin streckte flehend die zitternden Hände gen Himmel für ihren Sohn, für ihr einziges Kind! Wie manche junge Gattin, wie manche bleiche Braut rang heimlich in Thränen und Gebet für den geliebten Mann, dem sie mit strahlenden Augen und gerötheten Wangen den letzten Gruß noch zugewinkt beim Abmarsch!

Ach, die Trommel, die Trommel, sie klang so laut! ihr Schall übertönte manchen schweren Seufzer, manch ein banges Weinen! —

In dem Lehnstuhl am Fenster saß am Abend des Tages, an welchem der Lieutenant von Krummensee in Berlin gewesen, der ehemalige Kriegs- und Domainenrath Scheffer; er rauchte seine Pfeife und schleuderte Blicke voll Aerger und Zorn nach dem alten mit schwarzem Leder überzogenen Canapé am Ofen, auf welchem unter einem abscheulich gesudelten Bilde des großen Königs Friedrich zwei weinende Frauen saßen, die sich innig umschlungen hielten und unter Thränen flüsternd mit einander sprachen.

Vergebens gab der Kriegs- und Domainenrath seinem eigentlich unbeschreiblich gutmüthigen Gesicht den Ausdruck wilden Grimmes, vergebens klopfte er die Asche seiner Pfeife mit solcher Vehemenz aus in den hölzernen grün angestrichenen Spuckkasten, daß selbst das muntere Rothkehlchen, das sich doch längst an die Launen seines Freundes und Ernährers gewöhnt, erschrocken einige Schritte von ihm zurückhüpfte, — es wollte dem zornig-unmuthigen Manne nicht gelingen, die Aufmerksamkeit der beiden weinenden Frauen zu erregen.

Eine dieser Frauen war schon ziemlich ältlich, doch sah sie jünger aus, als sie war, denn ein stattliches Embonpoint und frische Farben gaben ihr Ansehen, und ihre sehr einfache Kleidung war gut gewählt; diese Frau hielt ein junges Mädchen in ihren Armen, gesund und derb von Wuchs, dem mochte der Schmerz die Wangen etwas gebleicht haben in dem runden Gesicht, abgemagert hatte er sie noch nicht.

Wüthend schob der Kriegs- und Domainenrath eine etwas schäbige Tuchmütze mit rundem Teller und viereckigem Schirm hin und her auf seinem kahlen Schädel, grimmig knöpfte er den alten blauen Rock bis an den Hals hinauf zu, und sich zurückwerfend in seinem Lehnstuhl, sagte er endlich mit einer Stimme, die drohend klingen sollte: „Du würdest mir einen Gefallen thun, Wilhelmine, und auch Sie, werthgeschätzte Jungfer Antonie, wenn Du Dir einen anderen Fleck aussuchen wolltest zum Weinen; widersprich mir nicht immer, Frau, ich will es nun einmal nicht leiden, daß Du unter des alten Fritzen Bilde weinst, es ist eine Beleidigung für den großen König; unser Sohn hat seine Pflicht gethan,

nichts als seine Pflicht; ich würde ihn nicht mehr für meinen Sohn gehalten haben, wenn er zu Hause geblieben wäre; ja, ich liebe meinen Jungen, auch ich habe ihn immer geliebt, jetzt aber, da er im Felde steht, liebe ich ihn doppelt; laßt das Weinen, Kinder, oder geht wenigstens in die Kammer!"

„Ei, laß uns, Vater," entgegnete die Frau, sich halb nach ihrem Gatten umdrehend, „stelle Dich nicht bärbeißiger, als Du bist; ich weiß doch, daß auch Dir weich um's Herz ist, Du willst uns nur nicht weinen sehen, weil Du fürchtest, daß wir Dich anstecken; geh! Alter, hab' ich Dich nicht gestern erst mit Thränen in den Augen ertappt?"

„Ja, weil ich gehustet hatte, nur, weil ich hustete," vertheidigte sich der alte Mann mit einiger Verlegenheit, aber er fuhr muthig fort zu schelten: „Schämt Euch! schämt Euch! da seht die anderen Frauen und Mädchen, wie stolz die sind, daß ihre Söhne oder ihre Bräutigams die Ehre haben, für Seine Majestät und das preußische Vaterland zu kämpfen; ihr solltet nur hören, was sie gestern Alles erzählten bei Rundens in der Bierstube; alle Männer sind stolz auf den Muth ihrer Weiber und Töchter, und nur der Kriegs- und Domainenrath Scheffer muß voll Scham schweigen, denn seine Frau sitzt den ganzen Tag und weint um ihren großen Jungen, als wenn der sich gleich von den Franzosen fressen lassen würde! He, Jungfer Antonie, haben Sie denn eine so schlechte Meinung von Ihrem Geliebten, von Ihrem verlobten Bräutigam? Glauben Sie wirklich, daß sich mein Sohn nicht gehörig wehren wird?"

„Ach, lieber Vater, ich kann nicht anders, lassen Sie mich weinen; die Thränen erleichtern mir das Herz!" bat das junge Mädchen mit rührender Stimme.

„Das kommt davon, daß Ihr Alle gar keine Vorstellung vom Kriege habt," schalt der Alte weiter, „Ihr denkt immer gleich an den Tod; ich bitte Euch, Kinder, vergeßt doch nicht, daß nicht alle Soldaten todtgeschossen werden, und denkt an die Freude, wenn der Wilhelm zurückkommt, vielleicht mit dem eisernen Kreuz geschmückt; einen Bräutigam mit dem eisernen Kreuz, Jungfer Antonie, bedenken Sie doch!"

„Ach, Vater," entgegnete das Mädchen, „wenn er nur wiederkommt, ich werde gewiß nicht darnach sehen, ob er das eiserne Kreuz hat!"

„Nun, so werde ich desto mehr darnach sehen," rief der Vater mit erhobener Stimme, „nämlich, wenn er's hat!" setzte er, sich selbst herabstimmend, hinzu. „Sei ruhig, Mutter, Dein Sohn wird eher wiederkommen, als Du denkst, und nun gieb mir zu essen, denn ich bin hungrig. Wollen Sie unser Gast sein, Jungfer Antonie, freilich ist unser Abendessen sehr einfach, aber man wird doch auch satt, und wenn mich die Lust ankommt, etwas Besseres zu haben, was mir doch mitunter passirt, dann brauche ich nur daran zu denken, daß die Ausrüstung meines

Sohnes Sr. Majestät dem Könige nicht einen Groschen kostet; durch das magere Abendbrod bringen wir's wieder ein, Jungfer Antonie!"

„Gehst Du heute nicht in Deine Bierstube, Scheffer?" fragte die Kriegs- und Domainenräthin staunend, denn seit Jahren pflegte der Alte allabendlich eine Bierstube in der Nähe seiner Wohnung zu besuchen, um dort bei dem bescheidenen Genuß einer Stange Weißbier und einer Pfeife Taback die Ereignisse des Tages mit gleichgesinnten alten Bekannten zu besprechen. In der letzten bewegten Zeit hatte der alte Mann oft die gewohnte Abendstunde nicht erwarten können, um Nachrichten von der Armee zu erfahren. Die gute Frau staunte also nicht wenig, als ihr Mann auf ihre Frage mit barschem Ton erwiederte: „Nein, ich bleibe heute zu Hause!"

„Aber Vater, so erfährst Du ja nichts von der Armee!" bemerkte sie.

„Erfahre es zeitig genug, Runde schickt mir morgen früh die Zeitung", antwortete der alte Mann und sah eifrig zum Fenster hinaus, obwohl es schon finster wurde und er eigentlich gar nichts mehr sehen konnte. Er wollte es vermeiden, seiner Frau in's Gesicht zu blicken, die aufgestanden war und sich ihm näherte.

„Höre, Scheffer," sprach die wohlbeleibte, gute Frau, ihre Hand auf seinen Arm legend, und ihn so zwingend, sie anzusehen, „Scheffer, das leide ich nicht, ein Mann in Deinen Jahren muß sich nicht von seinen alten Gewohnheiten losreißen wollen, das ist nicht gut, und dann, was willst Du mir denn heute Abend erzählen, Du weißt, ich kann nicht mehr einschlafen, wenn ich nicht höre, wo die Preußen und die Russen stehen, weil unser Sohn auch mit dabei ist. Väterchen! Geh Du nur zu Rundens und trinke Dein Bier!"

„Nein, wird nichts draus," versetzte der Alte barsch, „wenn wieder Frieden ist, ja, so lange der Krieg dauert, gehe ich nur drei Mal die Woche zu Bier; jetzt tragen Sie Ihr Abendbrod auf, Frau Kriegs- und Domainenräthin!"

„Wenn ich nur wüßte, was wieder mit dem Manne wäre!" seufzte die Frau und ging hinaus.

„Jungfer Antonie," rief der wackre Mann das junge Mädchen zu sich, „da will ich Ihnen was schenken, was Ihnen vielleicht lieb ist!"

Das junge Mädchen näherte sich dem Vater ihres Bräutigams, der reichte ihr ein Buch in schwarzem vergriffenen Ledereinband und sagte mit weicher Stimme, die weit mehr zu des Mannes weichem Wesen stimmte, als der barsche Ton, den er so gern anzunehmen pflegte: „Das ist die Bibel Wilhelm's, aus der er zuerst in der Schule gelernt hat; hab sie an mich genommen damals, da der Junge von seinem Pathen eine schöne neue Bibel mit Goldschnitt bekam, als er confirmirt wurde; ich denke, so ein Geschenk ist einer Braut lieb!"

Antonie umarmte und küßte den Kriegs- und Domainenrath mit

einer Innigkeit, die wohl verrieth, wie lieb und werth ihr die Gabe, aber ihren Dank in Worten auszusprechen, dazu hatte sie keine Zeit, denn in dem Augenblick kam die gute Frau Kriegs- und Domainenräthin noch röther als gewöhnlich in's Zimmer zurück und rief in höchster Aufregung: „Scheffer, das leide ich nicht, siehst Du, so machst Du's immer! nun weiß ich, warum Du nicht zu Biere gehen willst, ach, Antonie, liebe Antonie, Sie wissen gar nicht, was das für ein Mann ist!"

Dabei umfaßte die wohlbeleibte Frau mit großer Lebendigkeit bald ihren Mann, bald die Braut ihres Sohnes und drückte sie an ihre breite Brust.

„Aber Mutter, sei doch still!" bat der Kriegs- und Domainenrath.

„Nein, ich will nicht still sein, ich brauche nicht still zu sein, Du willst mich immer übertreffen, nein, Scheffer!"

„Mutter, ich bin hungrig, ich will mein Brod!" commandirte der Alte und stampfte mit dem Fuße. — Es war ein zorniger Mann.

Die aufgeregte Frau aber, die fortwährend zwischen Zorn und Rührung schwankte, erzählte, ohne sich um das Commando ihres Eheherrn zu bekümmern: „Sehen Sie, liebe Antonie, dieser Mann legt sich alle möglichen Entbehrungen auf, er ißt Abends trocknes Brod, er raucht nur zwei Pfeifen täglich, er will nur einen Tag um den andern Fleisch auf den Tisch, und Alles, was er erspart, trägt er in die Kriegskasse, um seine Schuld an König und Vaterland zu tilgen, wie er sagt, weil er nicht selbst mehr zu Felde ziehen könne. Nun ist es doch meine Pflicht als Frau, ihm auch dabei zu helfen; sonst habe ich seine guten Bissen redlich getheilt mit ihm, und nun will er mich nicht Antheil nehmen lassen an seinen Entbehrungen, dieser Mann! Ich hatte mir vorgenommen, ach, schon vor sechs Wochen, keinen Kaffee und keinen Zucker mehr zu kaufen; ich hab' auch weder Kaffee noch Zucker gekauft seitdem, sondern das Geld gespart und vorgestern auf die Lazarethkasse getragen; aber mein Zucker und mein Kaffee werden nicht alle, gestern hatte ich keine Bohne Kaffee mehr, kein Korn Zucker, heute liegt wieder ein halb Pfund Kaffee da und ein halb Pfund Zucker! so macht's der Mann immer, und darum will er nicht zu Biere gehen; versagt sich seine einzige Freude, um mir Kaffee und Zucker zu kaufen. So ein Mann ist er."

Antonie hatte noch viele Mühe, die Mutter ihres Wilhelm zu beruhigen und den edeln Streit, der unter den beiden alten Leuten entbrannt war, beizulegen. Dann aß sie trocknes Brot mit ihnen, und es schmeckte ihr besser, als die Leckerbissen an der Tafel ihres reichen Oheim's, wo man sie während dieser Zeit schon vergeblich erwartet hatte.

Es war schon ziemlich spät, als Antonie nach einem herzlichen Abschiede von den Aeltern ihres Verlobten, dessen alte Schulbibel unter dem Arm, den Heimweg antrat. Das junge Mädchen war recht trau-

rig und schweren Herzens gekommen; sie ging fast heiter, ausgeweint hatte sie sich mit der guten Frau, und das etwas wunderliche, aber eigenthümlich anregende und innerlich wahrhaft Liebenswürdige des alten Kriegs- und Domainenrathes hatte sie mit mehr Festigkeit und größerem Muth erfüllt, als sie seit längerer Zeit in sich gefühlt. Antonie sagte sich mit einiger Beschämung, daß die beiden alten Leute, die sich ihre kleinen Erholungen und Erquickungen versagten, um dem Vaterlande ihre Scherflein zu opfern, in ihrer Weise auch Helden seien mit Gott für König und Vaterland, und daß es ihre Pflicht sei, nicht nur muthig, wie Jene die Trennung von dem einzigen Sohn, die Trennung von dem Geliebten zu tragen, sondern auch, ihnen nacheifernd, durch die That zu beweisen, daß sie würdig sei des geliebten jungen Helden im Felde.

Antonie war eine wenig bemittelte Waise; den Vater hatte sie in der frühesten Kindheit, die Mutter vor einem Jahre erst verloren. Seit dem Tode der Mutter befand sie sich im Hause eines Oheims, eines reichen Kaufmannes, der ihr anfänglich nicht abgeneigt war und sie gern an den reichen Sohn seines Compagnon's verheirathet hätte. Zu seinem großen Verdruß hatte er erfahren, daß sich Antonie schon bei Lebzeiten ihrer Mutter, und zwar mit deren herzlicher Zustimmung, verlobt mit Wilhelm Scheffer, einem jungen Referendarius vom Kammergericht, dem Sohne eines ganz vermögenslosen Mannes.

Anfänglich hatte der Oheim die Hoffnung genährt, Antonie werde in die Aufhebung ihrer Verlobung willigen, aber das sonst so weiche und schüchterne Mädchen zeigte in dieser Hinsicht eine unerschütterliche Festigkeit. Dieser Umstand hatte das Wohlwollen des reichen Handelsherrn für das junge Mädchen sehr abgekühlt, und die Tante, eine neidische, selbstsüchtige, harte Person, machte dem armen Kinde manche schwere Stunde und ließ es ihm oft genug schwer fühlen, daß man sie in's Haus genommen aus Barmherzigkeit. Das heißt nicht aus wirklicher Barmherzigkeit, sondern aus Furcht vor dem Gerede der Leute, die nicht ermangelt haben würden, dem reichen Manne einen Vorwurf daraus zu machen, daß er sich nicht um die Tochter seines Bruders bekümmere.

„Der Herr hat schon zweimal nach Ihnen geschickt, Fräulein Antonie!“ flüsterte das Dienstmädchen, als Antonie in den Hausflur trat, „gehen Sie rasch hinein, sie sind schon lange bei Tische!“

Hastig und ängstlich legte Antonie Hut und Tuch ab und bat das Dienstmädchen, die Bibel hinauf in ihr Zimmer zu tragen; dann eilte sie, ihren Oheim zu begrüßen.

Schüchtern, verlegen trat sie in das elegante, hell erleuchtete Speisezimmer. Der Lichtglanz blendete sie, da sie aus der Dunkelheit kam, sie blieb einen Augenblick linkisch an der Thür stehen. Der Oheim, in's Gespräch mit den beiden Herren vertieft, die rechts und links neben ihm saßen, bemerkte Antonien's Eintritt nicht gleich, die treffliche Tante

aber beeilte sich, ihn darauf aufmerksam zu machen, denn mit jener süßlichen Art, die sie immer in Gegenwart Anderer gegen ihre Nichte annahm, rief sie: „Ei! da bist Du ja! tritt doch näher, mein liebes Kind, Du hast uns warten lassen, Dein Oheim war etwas böse, aber Du weißt, das dauert nicht lange bei ihm; komm', setze Dich und iß, ich werde Dir vorlegen!"

Antonie setzte sich und wagte die Augen nicht aufzuschlagen. Einer der Herren, die sie begrüßt, war der Sohn des Compagnon's, mit welchem sie ihr Oheim verheirathen wollte; sie fühlte, daß die blaßgrünen Augen dieses nicht mehr ganz jungen Mannes mit einem unzarten Blick auf ihrem Gesicht ruheten. Das junge Mädchen war nicht schön, ihre Figur war mehr rund und gesund, als zart und zierlich; auch ihre Gesichtszüge waren nur anmuthig durch einen lieblichen Ausdruck von Kindlichkeit und durch die guten, freundlichen blauen Augen; dennoch hatte ihre Jugendfrische Herrn Alexander, dem Sohn des Compagnon's, jene Art von Leidenschaft eingeflößt, deren Männer seiner Art einzig fähig sind.

Der Oheim hatte das arme Mädchen einige Augenblicke unwillig angesehen, aber vielleicht hätte er geschwiegen, denn er war eigentlich nicht bösartig, aber die süßlichen Redensarten seiner Frau, die mit eben so viel Absichtlichkeit als diabolisch richtiger Berechnung angebracht wurden, reizten ihn, und mit rauhem Tone fragte der Handelsherr: „Wo bist Du so lange gewesen, Antonie?"

„Bei den Aeltern meines Verlobten!" antwortete das junge Mädchen leise und schüchtern.

„Es schickt sich nicht, daß Du so spät noch allein geh'st!" schalt der Oheim.

„In der That, Fräulein Antonie," sprach Herr Alexander dazwischen, „ich würde untröstlich sein, wenn Ihnen einmal bei einem solchen Gange ein Unfall zustieße. Versprechen Sie mir, künftighin Abends nicht allein zu gehen, ich bin stets bereit, Sie zu begleiten!"

„He! mein Sohn ist ein galanter Herr!" lachte der alte Pillersberg, Antonien mit seinen kleinen Aeuglein zunickend, die genau so länglich rund waren und so schief standen, wie all' die Nullen, die er je in seine Bücher geschrieben.

Antonie blickte unverwandt auf ihren Teller, den die Tante mit Speisen füllte, aus einer andern Berechnung.

„Du issest nicht, mein Kind? auch nicht einen Bissen?" fragte die hämische Person mit katzenfreundlicher Miene und Stimme.

„Ich danke, liebe Tante, ich habe schon gegessen!" sagte Antonie unvorsichtig.

„Ah! darf ich wissen, was sie heute bei dem Herrn Kriegs- und Domainenrath Scheffer gespeis't haben?" fragte der Oheim auf's Neue

ärgerlich, denn stets ärgerte er sich, wenn man an seinem Tische saß und nicht aß.

„Führt wohl einen guten Tisch, der alte Herr?" kicherte Compagnon Pillersberg, der in seinem Geldstolz nur die Männer nicht verachtete, die reicher waren, als er.

„Nun, werde ich erfahren, Antonie, was Du heute zu Abend gespeis't? oder ist's ein Geheimniß?" wiederholte der Oheim seine Frage mit zornigem Nachdruck.

„Aber, mein Gott, liebes Kind, warum antwortest Du denn Deinem Oheim nicht?" stachelte die Tante, welche merkte, daß Antonie in großer Verlegenheit war.

„Sollte ein Häring mit Kartoffeln das Festmahl gebildet haben, he?" meinte der Compagnon des Hauses höhnisch.

Antonie schwankte einen Moment, dann entschied sie sich und sagte bittend: „Lieber Oheim, spotte der armen Leute nicht, die Equipirung ihres Sohnes hat ihnen viel gekostet, deshalb essen sie jetzt Abends nur trockenes Brot!"

Die beiden Pillersberge, Vater und Sohn, brachen in ein schallendes Gelächter aus, der Oheim Antoniens aber wurde roth; das bessere Gefühl regte sich mächtig in ihm, und ernsthaft sprach er zu seinem Compagnon: „Das kommt uns lächerlich vor, Pillersberg, und doch ist's höchst ehrenwerth; der alte Mann darbt sich den Bissen vom Munde ab und ißt trocknes Brod mit seiner Frau, um seinen Sohn, den er in's Feld schickt, selbst equipiren und dem Staate eine Last abnehmen zu können. Ja, ein guter preußischer Patriot war der Kriegs- und Domainenrath immer!"

Antonie warf einen rührenden Dankblick auf ihren Oheim.

„Ungeheuer achtungswerth," flüsterte Herr Alexander Pillersberg, sein dünnes Haar hoch hinaufstreichend, seinem Vater zu, „wenn's nämlich wahr ist, ich glaube es nicht!"

„Ich auch nicht, he!" kicherte der Alte, „bin kein solcher Narr!"

„Es ist doch etwas Großes um die Begeisterung für König und Vaterland," fuhr Antoniens Oheim sinnend fort, „ich habe keinen Sohn, den ich dem Könige geben könnte, aber ich habe Geld —"

„Viel Geld, Herr Compagnon!" nickte der ältere Pillersberg.

„Sehr viel Geld!" bekräftigte Herr Alexander, sich vor dem Chef des Hauses verneigend.

„Ich werde morgen noch tausend Thaler an die Kriegskasse senden!" entschied sich Herr Rost.

„Welcher Patriotismus!" bewunderte Herr Alexander.

„Sehr gut," kicherte der Compagnon, „werden Zinsen tragen die tausend Thaler, neuer Glanz für die Firma Rost und Pillersberg, höchst patriotisches Haus, das!"

„Lassen Sie diese Bemerkungen, ich bitte Sie, Pillersberg, ich

gebe mein Geld dem Könige und dem Vaterlande, ohne Nebenabsichten, ohne Berechnung. —" erklärte Antoniens Oheim, dann aber fragte er lebhaft: „Und Sie, Herr Compagnon, soll ich für Sie eine gleiche Summe einzahlen?"

„Sie scherzen, Herr Rost," rief der alte Geizhalz entsetzt, „bedenken Sie, daß ich für einen Sohn zu sorgen habe!"

„Nun, ich denke, unser trefflicher Alexander sorgt so ganz erträglich für sich selbst!" lachte der Handelsherr, seine gute Laune wieder gewinnend. „Wenigstens für seine Sicherheit hat er gesorgt, denn er ist nicht mit in's Feld gezogen!"

„Allerdings," nahm der jüngere Pillersberg mit einiger Verlegenheit das Wort, „sorge ich nach Kräften für mich, ich bedarf indessen noch sehr der Unterstützung meines Vaters, und meine Sicherheit, ach, theurer Herr Rost, ich bekenne ganz offen, daß ich mich nicht zum Soldaten geboren fühle; ich bin zum Kaufmann geboren und erzogen, ich habe blanke Waffen nie ohne Widerwillen gesehen, ich würde eine sehr schlechte Figur als Soldat spielen; aber Sie dürfen deshalb nicht an meinem Patriotismus zweifeln, ich glaube, ich habe über meine Kräfte gegeben, mein Vater hat mir Vorwürfe darüber gemacht!"

„Ach, lieber Alexander," lachte Herr Rost, „um Vorwürfe von meinem trefflichen Compagnon hören zu müssen, da brauchen Sie noch so gar viel nicht gegeben zu haben! Doch, stoßen wir an, ich bezweifle Ihre patriotische Freigebigkeit nicht, ich scherzte und mache Ihnen auch keinen Vorwurf daraus, daß Sie nicht selbst mit in's Feld gezogen sind, denn sicherlich ist dem Könige und dem Vaterlande mehr mit Ihrem Gelde gedient, als mit Ihrem persönlichen Kriegsdienste!"

Antonie benutzte die gute Laune ihres Oheims mit einer Kühnheit, die sie sich kaum selbst zugetraut, sie bat ihn nämlich um Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, da sie sich sehr ermüdet fühle.

Der Handelsherr ertheilte ihr diese Erlaubniß zum großen Aerger seiner Gemahlin, welche das arme Mädchen gern noch fürder gequält, und zum höchsten Verdruß des Herrn Alexander, welcher die frischen Reize Antoniens gern noch länger angestiert hätte.

Keiner von den vier Personen aber, die bei dem reichen Dessert noch lange bei einander saßen, hatte eine Ahnung davon, daß das junge Mädchen oben glückselig allein sitze, in der Schulbibel ihres Verlobten eifrig lesend und seiner gedenkend im stillen Gebete. —

Sechstes Capitel.

Die Ritter der Königin.

Horch in tieferm Tone
Bebt die Saite! Wer ist's? Eines Ermiten Ton,
Der, ein heiliger Barde,
Sich beseufzt und das Vaterland!
Horch, an Babylons Weiden
Klang die Harfe so dumpf und so erhaben jetzt!
Da die Freude der Zukunft
Hell in Tönen frohlockend singt.
(Nach Thomson.)

Durch Alles waltet Gott zum Menschenwohl,
Der stumme Schlaf wird Lehrer, selbst der Traum
Mit seinem Gaukeln winkt uns Wahrheit zu.
(Young: Nachtgedanken I.)

Auf der alten Schädelstätte, auf der so oft schon das Schwert in die Waage fiel, schwer und entscheidend, in den weiten Ebenen von Lützen-Leipzig, wo schon so oft das Schicksal des Krieges an dem Ausgange der Schlacht hing, war auch die erste Schlacht des Befreiungskampfes geschlagen worden. Die erste Schlacht des deutschen Befreiungskampfes, geschlagen von Preußen und Russen gegen Franzosen und Deutsche!

Der furchtbar blutige Kampf bei Großgörschen brachte den Waffen Preußens und Rußlands keinen entscheidenden Sieg, aber das edle Heldenblut, das dort am grünen Maientage in Strömen geflossen, dampfte nicht umsonst gen Himmel! Die Russen hatten den Ruhm ihrer Kriegstapferkeit bewahrt, die Preußen aber hatten sich mit dem Tage von Lützen und Großgörschen ihren alten Ehrenplatz wieder erobert unter den streitbaren Völkern.

An jenem Maientage wurde das Meisterstück Scharnhorst's, die neue Heerbildung, zum ersten Male in die Feuerprobe genommen, und siehe da, es bestand wohl, und damit nichts fehle, wurde sie geweiht und gefeit durch das edle Heldenblut des Werk- und Baumeisters, Scharnhorst's, selbst und so vieler treuer Preußen, die ihm geholfen am großen Werk mit nimmer lässiger Hand.

Großgörschen, glorreicher Heldentag Preußens, reich an unsterblichen Erinnerungen! Großgörschen, wo die Königssöhne Preußens neben ihren treuen märkischen und pommerschen Landwehren im selben Kugelregen standen, wo die alten Regimenter wetteiferten mit den von Napoleon so verächtlich und falsch taxirten „Kreuzbauern" im blutigen Waffentanz! Großgörschen, wo man den jugendlichen Kronprinzen, den König, der jetzt Preußens Krone trägt, mit dem feurigen Heldenungestüm der Hohenzollern ins feindliche Feuer jagen sah, wo Prinz Wilhelm von Preußen den schönen Lorbeer des Reiterfeldherrn pflückte, wo so viele Preußendegen, nachmals hochberühmt in Krieg und Frieden, das erste Blatt zu dem Kranze brachen, der sie in späteren Tagen so prächtig schmückte! Bei Großgörschen im Blut, da erwuchs neben den stattlichen, weitragenden Heldenbäumen die junge Ehrensaat Preußens, die Wrangel, die Brandenburg, die Dohna, die Stolberg, — wer kann sie alle nennen! — die in einer spätern Zeit, des jugendlichen Heldenthums von Großgörschen gedenkend, Preußen noch einmal stützten mit ihren guten Klingen, mit ihren starken Herzen!

Auf dem Felde von Großgörschen war's, wo die Berliner Jugend sich des Ruhmes der Hauptstadt würdig zeigte und mit ihrem Blut die Flecken abwusch, die auf dem Bärenschilde der preußischen Königsstadt rosten mochten — glorreiches Gardejäger-Bataillon! Keine preußische Truppe, die auf jenem Maifelde preußischen Ruhmes zum Gefecht kam, hat sich ohne Auszeichnung geschlagen; sie schlugen sich, daß die alten Kriegsobersten der Russen staunten, und die brandenburgischen Kürassiere entrissen durch ihre beispiellose Bravour dem russischen General Miloradowitsch den Ausruf: „Ah! diese Kürassiere von Brandenburg, sie schlagen sich wie die Engel!" Großgörschen ist auch der ganz besondere Ehrentag der preußischen Garden.

Aber der ruhmreiche, wenn auch sieglose, Kampf bei Großgörschen war mit Nichten die schwerste Probe, welcher das Werk Scharnhorst's unterworfen wurde. Der Rückzug aus Sachsen war die schwerere!

Napoleon staunte — es ward ihm unheimlich bei diesem Rückzug eines Gegners, dem er kein Stück Geschütz abnehmen konnte.

Auf diesem Rückzuge waren preußische Offiziere von verschiedenen Waffen und Regimentern versammelt in der ärmlichen Schenke des sächsischen Dorfes Corbitz; die umliegenden Orte lagen dicht voll Truppen, und hinter Corbitz stand eine bedeutende Anzahl von Geschützen; verschiedene Regiments- und Bataillonsstäbe lagen im Ort selbst.

Fast den ganzen Tag lang hatte es geregnet, gegen Abend war das Wetter besser geworden, zugleich aber auch eine empfindliche Kühle eingetreten. Die Offiziere an den ochsenblutfarben angestrichenen Holztischen und auf den handfesten Holzbänken der zwar sehr niedrigen, aber doch auch sehr geräumigen Schenkstube mußten immer dichter zusammenrücken, denn je mehr die Dämmerung draußen zunahm, desto mehr Ka-

meraden suchten Unterkunft, Unterhaltung und Erquickung in der Schenke.

Mit leiblicher Erquickung sah es indessen ziemlich kläglich aus; offenbar war die sächsische Wirthschaft nicht auf so viele preußische Gäste eingerichtet gewesen; den geringen Vorrath vaterländischen Gerstensaftes hatten Hunderte von durstigen Kehlen bald erschöpft, einige Flaschen Meißner Wein hatten einige leichtsinnige Lieutenants an sich genommen und die Stärke ihrer Magen daran probirt, für die Uebrigen blieb nichts übrig, als sich an die Branntwein-Vorräthe zu halten, die denn glücklicher Weise noch nicht ganz erschöpft waren. Mit der Speise war es noch schlechter bestellt, als mit dem Getränk, und die meisten Offiziere sahen sich auf den Inhalt der Brodwagen beschränkt, die glücklicher Weise noch zur rechten Zeit angekommen waren.

Deßhalb erregten einige ältere Artillerie-Offiziere, welche gleich vorn an der Thür, dem Schenktisch zunächst, saßen und zu ihrem Brod ein mächtiges Stück Schinken speisten, von dem sie mit vereinten Kräften Scheibe auf Scheibe herunterschnitten, hier und da einen Seufzer, auch wohl einen neidischen Wink, den die alten Feldsoldaten, man sah es ihnen auf den ersten Blick an, daß sie Erfahrung in solchen Dingen hatten, zwar sehr wohl bemerkten, aber nicht im Geringsten beachteten.

Je mäßiger es nun mit der Erquickung des Leibes bestellt war, desto lebhafter war die Unterhaltung, die in allen möglichen deutschen Dialecten geführt wurde, zu der aber auch mit einem Eifer Taback geraucht wurde, daß das weite niedrige Gemach bald von so dichten Dampfwolken erfüllt war, daß Keiner mehr seinen Nebenmann recht erkennen konnte.

Als jeder Platz in der Schenkstube seinen rechtmäßigen „Besitzer" hatte und auch die Stehplätze zumeist durch „Standespersonen" eingenommen waren, wie das der dicke Artillerie-Lieutenant Schmidt bemerkte, der als Artillerist und Berliner immer die Batterieen seines Witzes spielen ließ, öffnete sich die Thür noch einmal und eine frische Stimme sagte: „Auf Ehre, von Arenstorff, nichts als Kameraden und Tabacksqualm, Donnerwetter, hierher sollte Tante Lohmeier mal kommen, die schon die Nase zieht, wenn sie bei einer zärtlichen Umarmung meiner geschätzten Person meiner Frisur anriecht, daß ich Taback geraucht habe!"

„Ist denn gar kein Plätzchen mehr?" antwortete der Hauptmann von Arenstorff, muthig eindringend.

„Ah! da ist von Arenstorff," rief ein Bekannter, „suchen Sie hier Ihr Landwehr-Bataillon?"

Der Capitain von Arenstorff war zum Führer eines Landwehr-Bataillons ernannt worden, vor mehreren Tagen schon, aber bis jetzt war es ihm noch nicht möglich gewesen, dasselbe bei dem fortwährenden Hin- und Hermarschiren aufzufinden.

„Herr Capitain," sagte der dicke Artillerie-Lieutenant aus Berlin,

der die Gesellschaft höchst ausdauernd mit zwölfzölligen Wortspielen bombardirte, „trösten Sie sich, Sie finden Ihr Bataillon hier jedenfalls eher, als einen Platz für sich und den langen Ulanen. Guten Abend, Ulanerich!“ wendete er sich an den Lieutenant von Krummensee, mit dem er von Berlin aus befreundet war, „Sie haben da an der Tischecke einen beneidenswerthen „Stand“, zumal wenn Sie heute eine lange „Sitzung“ gehabt haben sollten im Sattel. Witz von mir!“ schrie der dicke Artillerist lustig und Alle lachten.

Im Felde macht man sehr bescheidene Ansprüche.

Der Ulan entgegnete mit guter Laune: „Plagt Sie der Teufel, dicke Seele, daß Sie hier noch Witze machen, ich bin hundemüde!“

„Ich sage, va banque!“ rief der wohlbeleibte Artillerist, gutmüthig aufstehend, „da setzen Sie sich an meinen Platz, müder Ulanerich, der Bank ist's egal, wer auf ihr sitzt, im Gegentheil muß das Biest, — hart genug ist's ohnehin, — mir noch sehr dankbar sein, denn der lange Ulan ist wenigstens einen halben Centner leichter als ich.“

Alles lachte laut und der Lieutenant nahm ohne weitere Complimente den Platz ein, den ihm der gutmüthige Witzbold räumte.

„Donnerwetter!“ schrie plötzlich eine Stimme aus dem Dunkel heraus: „Herr Kamerad, wo haben Sie denn diese appetitlich aussehenden Würste her?“

Der Capitain von Arenstorff hielt sechs Paar jener kleinen, sehr fest geräucherten Würstchen in der Hand, die unter dem bezeichnenden Namen von Knackwürsten zu den ländlichen Delicatessen Sachsens gezählt werden.

„Wenn der Schöpfer dieser Würste,“ rief der Lieutenant Schmidt, „geahnet hätte, daß selbige heute in diesem Salon verspeist werden würden, so hätte er sich sicherlich die Mühe erspart, sie vorher in den Rauchfang zu hängen!“

„Würste! Würste! Herr Kamerad, wo haben Sie die Würste her?“ fragten mehrere Stimmen.

„Von einem Bauer hier schräg gegenüber in dessen Hof gekauft!“ antwortete der Capitain, mit den Augen blinzelnd, „theuer genug, das Paar acht Groschen!“

Mit einem Rucke, wie auf Commando, fuhren sechs bis acht Offiziere von ihren Sitzen empor und polterten klirrend und stolpernd zur Thür hinaus.

Der Capitain nahm behaglich einen der leergewordenen Plätze in Besitz und stimmte fröhlich in das Lachen des Lieutenants Schmidt ein, welcher sich neben ihn setzte und ihm versicherte: es scheine den Kameraden doch nicht Alles „Wurst“ zu sein!

„Aber für Sie, Herr Kamerad, ist wenigstens dieses Stück Wurst!“ sagte der Capitain, und theilte dem dicken Mann freigebig mit.

„Ausgezeichneter Witz, Herr Capitain," erwiederte der Artillerist, „ich schätze Ihre „Mittheilungen" außerordentlich!"

Die drei Offiziere hatten in unglaublich kurzer Zeit die Würste vertilgt, und der Artillerist, eine mächtige Feldflasche zum Vorschein bringend, sagte auf die Wurstschaalen blickend mit Emphase: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" dann that er einen nicht eben kleinen Zug aus der Flasche und reichte sie dem Capitain, dieser trank und gab sie an den Ulanen.

„Wo erst die Artillerie," lachte dieser, „und dann noch Infanterie im Quartier gelegen, da findet ein armer Cavallerist sicher nichts mehr!"

Er machte die Nagelprobe und es lief allerdings kein Tropfen mehr aus der Flasche.

„Es ist erschrecklich, was diese Infanteristen leisten können!" sagte der Artillerist mit komischer Theilnahme zu dem Ulanen.

„Ich protestire," entgegnete der Capitain, „ich habe nur noch eine höchst schwache Besatzung in der Flasche gefunden."

„Na, ich will's gestehen," bekannte Lieutenant Schmidt, „das Kanon hatte kaum die Viertel-Ladung, aber wir können ja frisch laden, abgeprotzt!" schrie er, und sprang mit großer Behendigkeit auf und lief nach dem Schänktisch, um sich seine Feldflasche wieder füllen zu lassen.

„Nun, Ulanerich," sagte er zurückkehrend und Krummensee die Flasche reichend: „volle Ladung, gerichtet ist, Feuer!"

Die Unterhaltung hatte sich unterdessen mehr und mehr belebt, hier wurden die Bewegungen der Armee, dort die Verpflegung, hier ein neuer Major, dort ein neues Waffenstück kritisirt. Bald wurde nicht mehr gesprochen, sondern geschrieen, denn es war gar nicht möglich sonst, sich verständlich zu machen. Dann begann Einer ein Lied zu singen, den Text kannten die Wenigsten, aber der Refrain wurde desto lauter und kräftiger mit gesungen. Aber wie Alles seine Zeit hat, so verstummten auch allgemach die Kriegsgesänge, die Offiziere, die nicht im Ort selbst in Quartier lagen, entfernten sich nach und nach, und endlich brachen auch der Capitain von Arenstorff und der Lieutenant von Krummensee auf.

„Es ist fast neun!" rief der dicke Artillerie-Offizier possenhaft, „ich kann Sie unmöglich allein nach Hause gehen lassen, meine Damen, nehmen Sie meinen Arm, es liegen jetzt so viele Truppen hier, leichtfüßige Infanterie und leichtfertige Cavallerie, ich werde Sie begleiten, damit Sie keine unangenehmen Begegnungen haben!"

„Wie weit wird uns dieser schlanke Ritter führen?" lachte der Capitain.

„Gerade bis zu seinen Kanonen vor dem Dorf!" entgegnete der Lieutenant, „gewiß keinen Schritt weiter."

„Schnöder Undank," versetzte der Artillerist emphatisch, „aber,"

setzte er lachend hinzu, „wenn Infanterie und Cavallerie erst hinter den Kanonen, dann haben Sie auch nichts mehr zu fürchten!“

Arm in Arm gingen die drei Offiziere durch das Dorf, wechselten im Vorübergehen hier und da ein Wort mit den begegnenden Kameraden und kamen in's freie Feld.

Ringsum leuchteten die Wachtfeuer der bivouaquirenden Bataillone auf Erden und die Sterne am Himmel drüber. Von allen Seiten klangen Lieder.

„Concert mit Illumination!“ rief der Artillerist vergnügt, „Entrée gratis, Mitwirkung wird gewünscht!“ und zugleich begann er so fürchterlich zu singen, daß sich seine Gefährten von ihm losrissen und sich die Ohren zuhielten.

Einige hundert Schritt rechts von der Straße war eine große Feldwache, und vernehmlich erklang das Schelmenlied aus heiseren Kehlen herüber:

Wohlan, die Zeit ist kommen, mein Pferd, das muß gesattelt sein,
Ich hab's mir vorgenommen, geritten muß es sein;
Geh Du nur hin, ich hab' mein Theil, ich lieb' Dich nur aus Narrethei,
Ohne Dich kann ich schon leben, ohne Dich kann ich schon sein!

„Ich will wetten, das sind Husaren, alte Soldaten, die das singen!“ sagte der Capitain, „ich kann immer schon aus den Liedern heraushören, was für Leute in einem Bivouac liegen.“

„Wahrhaftig, Sie haben's getroffen,“ entgegnete der Ulan, „es sind von den schwarzen Husaren bei der Feldwacht, die Stößel bekommen hat!“

„Da hört,“ mahnte der Capitain, „wie feierlich schön das dagegen klingt, das sind freiwillige Jäger! ich wette darauf, solche Lieder hörte man früher nicht im Felde, horch, wie frisch die Stimmen!“

Ström' hin, mein Blut, so purpurroth,
Dich rächten meines Schwertes Hiebe;
Ich hielt den Schwur: treu bis zum Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe!

Die Offiziere lauschten dem Kriegsgesange der Jugend eine Weile, dann gingen sie weiter; der dicke Artillerist war ganz weich geworden, und in ganz anderm Ton als sonst sagte er: „Die guten braven Jungen, da singen sie nun, als wenn sie noch in der Singestunde in der Schule wären, so fein und zierlich, und Alle haben sie was Liebes daheim, ein Bräutchen mit blauen Aeuglein und blonden Löckchen, oder eine alte Mutter und morgen vielleicht schon werden sie todtgeschossen! ach! der Krieg! der Krieg!“

Da fiel's wie eine Bombe in die Sentimentalität des Artillerie-Offiziers — denn dicht vor ihm bei einer Masse, die sich dunkler im Dunkel abschattete, erhob sich ein Gesang in den rauhesten Kehltönen:

Was der Andre ist gewesen, thut man auch in Büchern lesen,
Dies war Churfürst Friederich. Kerle, seid nicht lüderlich!
Dieser goß die „faule Grete“ und eroberte viel Städte,
Zerschoß die Burgen und dadurch wurde groß Haus Brandenburg.
Darauf ging es an's Belohnen, und die schönste der Kanonen,
Die „faule Gret“ ward aufgericht't und ihr das Zündloch wohl verpicht.
Dann ließ man sie mit Weine füllen, und die Artill'rie, die trank im Stillen,
Daher noch jetzt, zu jeder Frist, trinkt der preuß'sche Artillerist!

Sobald Lieutenant Schmidt den ersten Ton seines Lieblingsgesanges gehört, war seine Sentimentalität wie weggeblasen; er stimmte fröhlich mit ein und ließ sich durch die Meldung des Bombardiers, — der seinen Offizier an seinem falschen Singen auch in der Dunkelheit, denn es war natürlich kein Feuer bei den Kanonen, erkannte und dienstlich rapportirte, daß nichts vorgefallen sei, — nicht stören in der Ausübung seiner Fertigkeit im Gesang.

Singend schüttelte er den beiden Offizieren die Hand, welche rasch weiter schritten, um sich aus der Hörweite des furchtbaren Sängers zu entfernen; aber sie hatten schon ein ziemlich Stück Weges zurückgelegt, als sie noch immer den holden Gesang des dicken Artillerie-Offiziers deutlich vernahmen.

„Hier trennen sich unsere Wege eigentlich,“ sagte der Capitain, der schon seit einer Weile geschwiegen, „hier in diesem Dorfe habe ich mein Quartier, und wenn mich nicht Alles trügt, so müssen Sie zu Ihrem Regiment dort hinüber.“

Der Lieutenant blickte sich flüchtig um und nickte.

„Mein theurer junger Kamerad,“ nahm der Capitain das Wort wieder, „da ich noch mit Ihnen zu sprechen habe, Sie aber noch in der Nacht auf Feldwache müssen, so ist es billig, daß ich Sie begleite.“

„Sie sind feierlich, von Arenstorff,“ verwunderte sich der Ulan.

„Hören Sie mich an, mein Kamerad,“ sagte der Capitain weiterschreitend, „hoffentlich führt uns ein Sieg bald vorwärts, bis zum Rhein, bis über den Rhein, der Friede ist nicht mehr möglich zwischen dem französischen Kaiser und Preußen; entweder er wird besiegt, oder wir gehen glorios zu Grunde, es ist also ein langer Krieg, welcher uns bevorsteht. In einem langen Kriege aber werden die Herzen hart und die Gemüther verwildern, das Waffenhandwerk ist ein rohes, gewaltsames, und nur der Sinn und Geist, in welchem es geübt wird, vermag es zu adeln. Nicht mehr, wie in früheren Kriegen, führen wir eine mehr oder minder gut dressirte Masse zum Kampf, es ist die Blüthe der Nation, es ist die ganze männliche Jugend Preußens, welche wir commandiren. Sie folgt uns jetzt, von einem erhabenen Schwunge vaterländischer Begeisterung fortgerissen. Dieser begeisterte Schwung aber kann nicht ausdauern, er wird, er muß erlahmen nach und nach in regnerischen Bivouacsnächten, auf endlosen Hin- und Hermärschen, auf Rückzügen — bitte, ich weiß, was Sie sagen wollen, ja, an Tagen der Schlacht,

an welchen die Poesie des Soldatenlebens in ihre prächtige blutrothe Blüthe tritt, da wird die Begeisterung immer wieder schlachtenfroh aufflammen und Heldenthaten thun, ohne Zweifel, mein junger Kamerad; aber in den Zwischenzeiten, im Bivouac, in den Quartieren, auf den Märschen, bei Kälte, Mangel, Hunger und Durst, da kommt der Egoismus zu Tage, die schlechte Seite der Menschennatur; Sie müssen das auch in Rußland bemerkt haben!"

„Gewiß," entgegnete der Ulan, „aber jetzt ist das ganz anders, hier ist's nicht so!"

„Nein, bis jetzt ist's nicht so," fuhr der Capitain fort, „aber wir sind auch erst am Anfang und die Begeisterung ist noch frisch; nun denn, scheint es Ihnen nicht wünschenswerth im höchsten Grade, der preußischen Jugend unter den Waffen und während des Krieges denselben Geist und den edeln, reinen Eifer so viel als möglich zu erhalten, mit denen sie unter die Waffen getreten ist? Mit einem Wort, der vaterländischen Erhebung so lange als möglich ihren reinen Charakter zu erhalten?"

„Das hoffe ich," erwiederte der Lieutenant eifrig, „es darf nie vergessen werden, daß wir einen heiligen Kampf mit Gott, für König und Vaterland kämpfen."

„Gut," antwortete der Capitain, „von Oben wird gewiß Alles gethan werden, dem Kriege diesen reinen, heiligen Charakter zu erhalten; Sie wissen aber selbst, daß nicht Alles, was den Geist einer Truppe betrifft, von Oben herunter commandirt werden kann; Sie wissen dagegen, wie mächtig einzelne Persönlichkeiten einwirken können auf den Geist des Soldaten! Nun haben, vor der Schlacht bei Groß-Görschen schon, mehrere Offiziere sich zusammengethan und sich das Wort gegeben, nach Kräften, Jeder in seinem Kreise, dahin zu wirken, daß unter den Truppen der Geist des heiligen Befreiungskampfes rein erhalten werde. Sie wollen auf die Truppen wirken, zunächst und hauptsächlich durch ihr Beispiel, dann aber auch durch Unterredungen mit den Soldaten, durch Verbreitung passender Lieder und durch strenge Aufsicht. Der preußische Soldatenname soll nicht befleckt werden, weder im Siege, noch in der Niederlage, durch Rohheit gegen die Besiegten, durch Plünderung fremden Eigenthums, durch muthwillige Beschädigung desselben, durch Mißhandlung Wehrloser, durch Frechheit gegen Frauen und Mädchen; er soll vielmehr einen neuen Glanz bekommen durch Menschlichkeit gegen Wehrlose und Gefangene, durch Schonung der Besiegten, durch Pflege der Verwundeten, und alle diese und ähnliche Dinge, die zwar an sich schon Pflicht und Gebot sind, die man aber sonst im Kriege nur zu geneigt ist zu übersehen. Zu diesem Zweck haben sich eine Anzahl von Offizieren mit einander verbunden, und zum Gedächtniß der unvergeßlichen Königin Louise nennen sich diese Offiziere die „Ritter der Königin". Ich gehöre zu diesem Ritterbunde der Königin, am Tage vor

der Schlacht bei Groß-Görschen hat mich der Lieutenant de Lamotte Fouqué, der die freiwillige Jäger-Schwadron des brandenburgischen Kürassier-Regiments führt, aufgenommen, und ich frage Sie nun, mein lieber junger Kamerad, wollen Sie der Unsere sein, wollen Sie eintreten in den Bund der „Ritter der Königin?"

„Von ganzem Herzen!" rief der Ulanen-Offizier begeistert.

Der Capitain umarmte den jungen Mann, küßte ihn und sprach feierlich bewegt: „So nehme ich Sie auf in den Bund der „Ritter der Königin" und wünsche Ihnen Gottes Schutz und Segen für die heilige Thätigkeit, der Sie sich weihen, Stärke zur Erfüllung der schönen Pflichten, die Ihnen der Bund auflegt, und ermahne Sie, den Bund zu erweitern durch Aufnahme solcher Männer, welche sich bereits bewährt haben dadurch, daß sie als Männer gestanden im Feuer und vor dem Feinde, solcher Männer, von denen Sie hoffen, daß sie im Sinne unseres Bundes zu wirken befähigt sind. Wenn Sie aber einen preußischen Krieger aufnehmen in unsern Bund, so sollen Sie es thun unter Anrufung von Gottes Hülfe und zum Gedächtniß der Königin Louise! Gott helfe dem Könige und dem Vaterlande!"

Die beiden Krieger standen einander gegenüber, in festem Druck fanden sich ihre Hände.

„Mein theurer junger Ritter der Königin," sagte der Capitain endlich wieder, „unser Bund hat keine geheimen Zeichen, an ihren Thaten sollen sich die Ritter erkennen; da aber, wo Sie zu Hülfe gerufen werden im Namen der Königin, da ruft Sie der Bund, und wo Sie Beistand heischen im Namen der Königin, da wird Ihnen der Bund zur Seite stehen. Vergessen Sie nicht, daß Sie Jeden, den Sie für uns passend finden, aufnehmen können in den Bund, wenn er ein geborner Preuße ist und tapfer vor dem Feind sich bereits gezeigt; jeder Offizier und jeder Freiwillige kann ein Ritter der Königin sein!"

Die beiden Ritter der Königin schüttelten sich noch einmal die Hände, dann schieden sie, und während der Capitain mit langen Schritten dem Dorfe zueilte, wo sein Bataillon lag, ging der Lieutenant aufgeregt und überrascht durch das, was wir eben geschildert, langsam der Feldwacht seines Regimentes zu.

Die Pferde stampften am Piquetpfahl, die Lanzenreiter lagen um ein kleines Feuer, das dem Erlöschen nahe war, und schliefen, zumeist in ihre Mäntel gehüllt, oder ruheten doch; nur Eitas, der alte Tovarczy, ein Ulan, auf den das ganze Regiment stolz war, und ein Trompeter, saßen zusammen und hielten gemeinschaftlich ein spätes Abendbrot. Der Offizier, welcher die Feldwacht commandirte, ging mit großen Schritten auf und ab, schien aber mehr mit sich selbst, als mit seiner Feldwacht, auf der sich übrigens Alles in Ordnung befand, beschäftigt. Er grüßte die herantretenden Kameraden nur mit einer leichten Neigung seines Hauptes und fuhr fort, auf und abzuwandeln.

Citas, der alte Ulan, war aufgesprungen, als sich sein Offizier näherte, hatte sich aber auf dessen Wink sofort wieder niedergelassen und fuhr fort zu kauen.

Krummensee warf sich neben dem Feuer nieder, stützte seinen Kopf auf den Ellenbogen und starrte, den Reden des Capitains nachdenkend, in die kleine Flamme, die gemach erlosch.

Er lag so eine Weile, dann übermannte ihn die Müdigkeit, seine Augen schlossen sich, und er schlief ein.

Im Einschlafen hörte er wohl noch den Gesang aus der Ferne, denn an manchen Bivouac-Feuern schienen sie keine Müdigkeit zu kennen; er vernahm das Stampfen der Rosse am Piquetpfahl, er hörte das ferne Anrufen der Posten, aber er schlief endlich fest ein und träumte von der schönen Mennonitin Susanna und seiner Cousine Waldemare, deren edle Erscheinung in seinen Träumen oft das liebliche Gesicht Susanna's verdrängte.

Plötzlich ertönte ein heller Trompetenstoß und klang dicht über ihn hin; er fuhr schlaftrunken auf und sprang auf seine Beine, er stand einige Schritt weit von dem Trompeter, der ihm die Reveille mit aller Macht gerade in's Gesicht schmetterte. Der Morgen graute, von allen Seiten bliesen die Trompeter die Reveille, die Trommeln wirbelten drein, und die Hörner klangen weckend und grüßend dazwischen.

Der Lieutenant schüttelte sich schauernd in der frischen Morgenluft und nahm begierig den blechernen Feldbecher, in welchem Citas, der nie zu schlafen schien, ihm Kaffee gekocht hatte. Es war nicht leicht, den Kaffee aus dem Gefäß selbst zu trinken, in welchem er gekocht war, doch man lernt Allerlei im Felde, und Krummensee war mit seinem Frühstück zu Ende, als ihm Citas seinen schönen Schweißfuchs vorführte, der seinem Herrn freudig entgegenwieherte. Leicht schwang sich der Offizier in den Sattel, weithin schweifte sein Blick über die Ebene, über der sich die Morgennebel zu heben begannen, die von Streitern zu Fuß und zu Roß wimmelte. Mächtiger hob sich die Brust des Ulanen, der edle Schweißfuchs unter ihm schnob in den Wind und tanzte auf den zierlichen Füßen, die Ohren klug spitzend bei der Trompete muthigem Klang. Der Ulan wiegte sich behaglich im Sattel, ein rechter Reiter, fühlte er sich nirgend so heimisch, wie im Sattel; so voll stolzer Reiterlust und ächter Kriegsfreudigkeit hielt er da, bald den schallenden Zuruf eines vorübermarschirenden Bataillons so recht eigentlich von Oben herab, aber freundlich und freudig zugleich erwiedernd, bald die Morgentoilette seiner Ulanen und ihrer Pferde überwachend.

Da reichte ihm Citas die kleine Pfeife mit dem kurzen Rohr und dem schief darauf stehenden Kopf, sie hatte bereits den vorjährigen Feldzug nach Rußland mitgemacht, hinauf auf's Pferd; sie war gestopft nach allen Regeln der Raucherkunst, fest oben, locker unten, ein großes Stück brennender Schwamm lag darauf unter dem gelben Drahtdeckel;

der glimmende Schwamm roch köstlich durch den Morgennebel. Begierig griff Krummensee nach der Pfeife; es giebt keinen größern Genuß für den Raucher, als eine Pfeife beim ersten Morgengrauen im Freien!

Die Offiziere des Regiments kamen zusammen und begrüßten sich, der Adjutant traf aus dem Hauptquartier ein, und bald ritten die Ulanen in langem Zuge im Schritt dahin; langsam in verschiedenen Windungen, wie eine Schlange, ringelte sich das Regiment an den sanft ansteigenden Höhen ostwärts hinauf. Der Major trabte mit Krummensee und einigen andern Offizieren neben der marschirenden Colonne her und sprengte endlich bergauf. Sie erreichten den Rücken des Höhenzugs einige Minuten früher als die Tête des Regiments.

„Sehen Sie da, Herr Oberstwachtmeister!“ rief unser Lieutenant, der seine Blicke nach Rechts schweifen ließ, plötzlich und deutete auf weiße Rauchwölkchen, die aus dem Nebel hervorquollen, sich aber im Licht der eben aufgehenden Sonne scharf gegen den Nebel absetzten.

„Kanonenfeuer!“ rief der Major überrascht.

In demselben Augenblicke schlug der dumpfe Donner fernen Geschützfeuers, vom Morgenwinde aus Nordost herübergetragen, an die Ohren der Ulanen. Der Lieutenant sah seinen Commandeur fragend an, dieser winkte, und dahin flog Krummensee auf seinem Schweißfuchs; er stob an den Têten mehrerer Regimenter vorüber, welche aus dem Thal heraufstiegen. Mancher Offizier frug auch wohl: „Wo das Kanonenfeuer, Herr Kamerad?“ Krummensee hielt sich aber nirgends auf. Er kam bald so nahe, daß er unterscheiden konnte; er hörte jetzt auch den Donner der feindlichen Kanonen, deren Dampf er bis jetzt nur gesehen, gehört hatte er den Hall der Geschütze, die diesseits antworteten. Da kam ihm ein Reiter entgegen im vollen Rosseslauf, es war ein Husar.

„Karl von Bredow!“ schrie der Ulan den Reiter von Weitem an; sein Auge war scharf, wie das Auge des Falken.

„Von Krummensee!“ antwortete der Husar, näher kommend, „was ist von Cavallerie herauf?“

„Zwei Escadrons von unserm Regiment!“ antwortete der Lieutenant, „aber was giebt's da drüben?“

„Die Russen sind mit Uebermacht angegriffen,“ antwortete der Husar, sein Pferd mit Mühe zügelnd, „sie müssen Zeit behalten, ihre schweren, grünen Kanonen den Berg hinauf zu bringen, und sie haben nichts dem Feind entgegen zu setzen, außer drei Escadrons von unserem Regiment. Der Feind hat viel Cavallerie, Garde-Cavallerie, entwickelt! Ich soll Cavallerie holen.“

„Kommen Sie, von Bredow, wir holen mein Regiment!“ lautete die Antwort Krummensee's; dann flogen die beiden Reiter wie zwei von einer Sehne abgeschnellte Pfeile davon.

„Französische Garde-Cavallerie!“ rief Krummensee, von dem Gedanken entzückt, mit seinen Ulanen französische Garde-Cavallerie attaki-

ren zu können. — „Sind Sie gewiß, von Bredow, daß Sie Garde-Cavallerie vor sich hatten?" fragte er dann.

„Meine Augen sind gut," entgegnete der Husar, „und ich habe die Bärenmützen der grenadiers à cheval selbst gesehen!"

Einige Minuten später hatten sie die Ulanen erreicht, der Major empfing die Meldung, und sofort ließ er das Gewehr aufnehmen und schwenkte mit seinen zwei Escadrons ein. Der Husar führte, dahin gings in vollem Trabe.

Die Lehne des Berges war bald erreicht, ein Theil der russischen Artillerie hatte schon oben Posto gefaßt, aber sie mußten hart gedrängt werden, denn es herrschte große Verwirrung; ein russischer General kam den Ulanen entgegen und besprach sich mit dem Major. Gleich darauf zogen die Ulanen sich seitwärts und ritten im Schritt bergunter. Dann schwenkten sie links und hatten die Ebene vor sich. Es waren französische Lanciers und die grenadiers à cheval der Kaisergarde, welche immer und immer wieder sich auf ein preußisches Husaren-Regiment und ein russisches Dragoner-Regiment warfen, welche den Rückzug der Geschütze deckten, die mühselig langsam den Berg hinauf krochen.

„Wahrhaftig Garde-Cavallerie!" rief Krummensee glückselig, „Kinder," wendete er sich an seine Ulanen, „heute regnet's eiserne Kugeln und eiserne Kreuze. Jeder sehe, was er kriegen kann, aber Alles mit Gott für König und Vaterland!"

In dem Augenblick schmetterten die Trompeten, und über das Tosen der Cavallerie-Charge hin brauste das kampflustige Hurrah! der preußischen Lanzenreiter.

Die grenadiers à cheval machten sogleich Front gegen unsere Ulanen, sie hielten und gaben aus ziemlicher Entfernung noch eine Karabinersalve, aber die Ulanen preschten vorwärts, ob auch einige Sättel leer wurden; die feindliche Cavallerie wartete den Choc nicht ab, sondern retirirte im vollen Trabe. Erhitzt folgten ihnen die Ulanen, plötzlich aber pfiffen ihnen Musketenkugeln um die Ohren, und die bebänderten Czakos der Garde-Marine-Soldaten wurden an der Lisière eines kleinen Gehölzes rechts sichtbar.

Der Major ließ „kehrt" blasen.

Im Schritt gingen die Ulanen zurück, augenblicklich aber trabten nun die Grenadiere zu Pferde wieder vor; der Ulanen-Major ließ Front blasen, und auf's Neue setzten die Ulanen ein, die Grenadiere gaben ihre Salve ab, wie vorher, und retirirten; dieses Mal folgten die Ulanen ihnen vorsichtig nur bis an den Busch; so gings noch ein paar Mal hin und her. Der Major war sehr zufrieden, auf diese Weise einen Theil der feindlichen Cavallerie zu beschäftigen und so den Russen Zeit zu geben, ihre Kanonen zu retten. Als die letzte Kanone den Berg hinauf war, schlossen sich die Ulanen den russischen Dragonern an und ritten,

unverfolgt vom Feinde, in dessen Bewegungen ein plötzlicher Stillstand eingetreten war, hinter den russischen Geschützen her.

Der russische General aber sprengte an den Major heran, dankte ihm mit großer Höflichkeit für die Rettung seiner großen Kanonen und belobte mit Wärme die Präcision, mit welcher die Ulanen alle Bewegungen ausgeführt; er meinte, die Bewegungen hätten auf dem Exerzierplatz nicht mit mehr Sicherheit und Ruhe ausgeführt werden können, als hier im Feuer!

So zufrieden nun auch der Major mit seiner kleinen Waffenthat und der Haltung der Mannschaften war, so unzufrieden waren die jungen Heißsporne, namentlich der Lieutenant von Krummensee, der gar zu gern mit feindlicher Garde-Cavallerie ins Handgemenge gekommen wäre. Mit seiner gewöhnlichen Naivetät beschwerte er sich bei dem Major förmlich über die Haltung der französischen Cavallerie, über ihre Karabiner-Salve und über Retiriren in Trab, kurz die grenadiers à cheval der französischen Kaiser-Garde hatten es dem königlich preußischen Premier-Lieutenant Herrn von Krummensee so wenig recht gemacht, daß er einen förmlichen Haß auf diese schöne Truppe warf und fest beschloß, sich an ihnen zu rächen. Der Major, der den jungen ritterlichen Kameraden liebte, lachte über dessen Zorn, konnte ihn aber nicht bewegen, Geschmack an der eigenthümlichen Fechtweise der französischen Cavallerie zu finden.

Die Ulanen verließen am Mittag die russischen Geschütze und beeilten sich so viel als möglich, nicht zu spät bei dem bestimmten Rendezvous anzukommen, — sie setzten ihren Marsch in immer steigender Aufregung fort, denn der Kanonendonner, der anfänglich bald hier, bald dort hinter ihnen laut geworden war, begann immer gewaltiger zu brüllen, und das unaufhörliche Rollen verrieth, daß es eine förmliche Schlacht war, die nicht fern von ihnen tobte.

Die Offiziere verzehrten sich in Unruhe. Es wurde eine Schlacht geschlagen ganz in ihrer Nähe und sie waren nicht dabei, sie erschöpften sich in Vermuthungen; Krummensee sprach kein Wort, er rauchte nicht einmal mehr. Sie stießen auf Bataillons, die aus dem Feuer kamen; den Mittheilungen ließ sich nur entnehmen, daß sie im Gefecht gewesen und daß sie durch andere Truppen abgelöst waren.

Kein Zweifel, Napoleon hatte angegriffen, hatte versucht, die Verbündeten fest zu halten; die Feldherrn Preußen's und Rußland's boten ihm die Stirn so lange, als nöthig war, um sich ihren Rückzug zu sichern. Napoleon aber mußte hartnäckig sein in seinen Angriffen, denn der Kanonendonner brüllte schon stundenlang und unsere Reiter stießen auf Züge von Verwundeten.

Endlich, es war schon spät am Nachmittag, jagte ein Adjutant quer über's Feld heran: „Zweites schlesisches Ulanen-Regiment!“ rief er, sobald sich seine Stimme vernehmlich machen konnte. —

Der Major ritt ihm entgegen; nach einer kurzen Besprechung jagte der Adjutant weiter, der Major aber ließ schwenken und trabte neben der Straße auf den Feldern rückwärts dem Feuer entgegen.

Ein heller jubelnder Hurrahruf antwortete auf dieses Commando.

Auf der Straße, neben welcher die Ulanen hintrabten, bewegte sich der Rückzug, aber in musterhafter Ordnung, Bataillon auf Bataillon, erschöpft Viele, muthlos Keiner.

Krummensee bemerkte, daß mit ihnen auf gleicher Höhe auf der andern Seite der Straße ebenfalls Cavallerie vorgehe, aber die langen Züge rückwärts gehender Artillerie machten es unmöglich, ihnen näher zu kommen.

Wie ein dichter Schleier hingen die Pulverdampfwolken vor den Reitern und hinderten jede weitere Aussicht. Die Ulanen trabten eben einen sanften Hügel hinauf, Offiziere kamen ihnen entgegen, droben hielt ein General mit zahlreichem Stabe.

„Sie haben links russische Kürassiere, rechts Husaren und Kosaken, Herr Oberst-Wachtmeister, halten Sie sich möglichst auf gleicher Höhe mit denselben."

„Der Feind hat noch keine Cavallerie gezeigt, attakiren Sie vigoureuse, aber engagiren Sie sich nicht, gehen Sie zurück, sobald Sie ihn geworfen haben, oder er Ihre Charge abgewiesen hat, es gilt nur den Feind so lange aufzuhalten, als möglich! Und nun, in Gottes Namen, los!"

Der Major salutirte, sein Trompeter blies das Signal, und unter brausendem Hurrahruf trabten die Ulanen zur Attake, auf einen Feind, den sie nicht sahen, der ihnen aber seine Stellung durch das Knattern der Schüsse andeutete. Immer rascher wurde das Tempo, in welchem die Rosse gingen, immer wilder schmetterten die Trompeten, immer berauschender wurde das Glühen der Kampflust.

Die Ulanen bekamen Feuer!

„Vorwärts! Hurrah! Hurrah!"

Noch ein Trompetensignal, alle Pferde im Durchgehen — „vive l'empereur!" Da krachte und prasselte es auf einander, ein gewaltiges Dröhnen. Lieutenant Krummensee sah um sich nichts als ein dichtes Gewimmel, und hieb von oben herunter, er fühlte im Arm den Widerstand, auf den seine Hiebe trafen, er sah die Infanteristen stürzen, die sein in voller Furie fortstürmender Schweißfuchs niederwarf; plötzlich sah er nichts mehr neben und um sich, weit hinter sich hörte er die Trompeten, die „Kehrt" bliesen. Vergeblich versuchte er, seinen Schweißfuchs zu halten, das edle Thier stürmte brausend mit ihm weiter, da schnaufte es plötzlich hinter ihm, eine wohlbekannte Stimme rief: „Achtung, Herr Lieutenant, fest im Sattel!" es saus'te an ihm vorüber, und plötzlich stand sein Pferd, so plötzlich, daß manch anderer Reiter aus dem Sattel geflogen wäre.

Vor dem Lieutenant hielt Citas, der alte Ulan, und rief, das schäumende Pferd seines Offiziers beruhigend: „Ruhig, Du Lorbaß, hollah! Schweißfuchschen! wo wollten wir denn hin mit dem Herrn Lieutenant?“ Citas verstand mit den Pferden zu reden.

Der Lieutenant hatte sich besonnen. „Citas, Du? wie steht's?“

„Ih! Herr Lieutenant, wir haben so ein bischen französische Infanterie übergeritten, wir kamen ihnen zu schnell auf den Hals, sie wollten Quarree formiren, aber es war zu spät; doch hören Sie, Herr Lieutenant, wie der Herr Oberstwachtmeister schreit!“

Er meinte die Trompete.

Die beiden Reiter folgten dem Signal im Trabe und erreichten ihre bereits zurückgehenden Kameraden bald.

Ein lauter Hurrahruf empfing sie, denn man war nicht ohne Sorge um sie gewesen.

„Krummensee,“ sagte der Major, neben dem der Lieutenant hinritt, „ich wollte, mein alter Oberst, Ihr seliger Papa, hätte Sie heute gesehen!“ Weiter sagte der Major nichts, aber dem Lieutenant war's, als hätte er einen Orden bekommen.

Die Ulanen kamen wieder an den Hügel, wo der General immer noch hielt; er bezeigte sich sehr zufrieden, schien aber sehr unruhig zu sein; es zeigte sich auch bald, warum? denn von rechts her wirbelte es auf, und in wilder Auflösung stürzten Husaren und Kosaken untermischt heran.

„Rücken Sie vor, Herr Oberstwachtmeister auf etwa zweihundert Schritt, damit sich hinter Ihnen die Husaren wieder formiren können; ich lasse eine Schwadron russischer Kürassiere hier; wenn sich die Husaren gesammelt haben, gehen Sie zurück; alles Uebrige muß ich Ihrer Einsicht überlassen!“

Der General grüßte und sprengte mit seinem Stabe davon, rückwärts, die Ulanen gingen im Trabe vorwärts. Husaren und Kosaken stoben rechts und links an ihnen vorüber, aber feindliche Flanqueurs preschten in der Dämmerung, die bereits eintrat, vor, und wechselten Schüsse mit den Ulanen, die gegen sie flankirten. So kämpfte man eine Weile; die Husaren sammelten sich und gingen zurück; die Ulanen folgten; die Flanqueurs wurden abgerufen, und Krummensee ritt hinter dem letzten Zuge, neben ihm Citas. Sie passirten den mehrfach erwähnten Hügel; von der russischen Schwadron, die dort stehen sollte, war nichts zu sehen; statt ihrer pfiffen einzelne Kugeln von der Straße her.

„Alle Wetter!“ rief Citas, „das ist die höchste Zeit; wir sind die Letzten, und die Letzten holt der Teufel!“

In scharfem Trabe ging's auf der nun erreichten Straße zurück. Citas sah sich fortwährend prüfend nach rückwärts um.

„Der verdammte Maulwurfshaufen,“ schrie er plötzlich; „passen

Sie auf, wir werden gleich mörderlich mit Kartätschen gesegnet werden; ha! unser Alter hat's auch bemerkt; hopp!"

Auf Commando setzten die Ulanen über den Straßengraben und trabten neben der Straße her; aber kaum war das Manöver ausgeführt, als es auch von dem Hügel blitzte und donnerte; eine Kartätschensalve, die prasselnd über die Straße fegte, zeigte, wie heilsam es gewesen, die Straße zu verlassen. Entweder sahen die Franzosen in ihrem Eifer nicht recht, oder die Dunkelheit war zu groß, sie bestrichen mit ihren Kartätschen noch ein paar Mal die große Straße. Als aber das Kartätschfeuer aufhörte, begannen einzelne Schüsse in ganz bedenklicher Nähe zu knallen, rechts und links blitzte es hell, einzelne Gestalten, die sich aber zusehends vermehrten, tauchten auf in der zunehmenden Dunkelheit.

„Verfluchte Kerl's, diese Voltigeurs," brummte Citas.

Mehrere Ulanen fielen, aber es ging im immer rascheren Tempo rückwärts, so müde auch die Rosse waren.

„Jetzt kriegen wir auch noch Gäste zu Pferde!" rief Citas plötzlich, „hören Sie, Herr Lieutenant, wie das trampelt?"

Krummensee sah sich um, feindliche Cavallerie näherte sich rasch; da that sein edler Schweißfuchs plötzlich einen gewaltigen Satz und stürzte dann nieder, seinen Reiter unter sich begrabend.

Alle möglichen Flüche in litthauischer, deutscher und polnischer Sprache von sich sprudelnd, sprang Citas aus dem Sattel; mit einem gewaltigen Ruck zog er seinen Offizier unter dem im Todeskampfe furchtbar arbeitenden Schweißfuchs hervor, unbekümmert um die feindlichen Kugeln, die ihn von allen Seiten umpfiffen, stieg er wieder auf, nahm den Offizier quer vor sich auf den Sattel und jagte mit ihm davon.

„Herr Lieutenant!" schrie er, „Sie sind ja noch nicht todt, besinnen Sie sich doch! Donnerwetter!"

Eine Kugel pfiff ganz dicht an seinem Kopf vorbei, französische Chasseurs waren hart hinter ihm; Citas gab seinem Pferde die Sporen und zwang es, seine letzten Kräfte anzustrengen.

In wildem Jagen stürmte der gewaltige Reiter dahin, er gewann den verfolgenden Chasseurs auch einen Vorsprung ab, aber ihre Kugeln belehrten ihn, daß die Gefahr ihm immer noch nahe genug. So erreichte er ein Dorf; in der verlassenen Dorfstraße um die Kirche biegend, hörte er französisches Commando, — Feinde hinter ihm, Feinde vor ihm, aber unverzagt sprengte er in einen Bauernhof, dessen Thorflügel weit offen standen.

„Herr Jesus! ein Preuße!" schrie der Bauer, der im Hof stand. „Ihr seid verloren, Landsmann, die Franzosen sind im Dorf!"

„Macht Euer Thor zu!" commandirte Citas.

Unwillkürlich gehorchte der sächsische Bauer.

„Ist hinter Eurem Hause ein Garten, Landsmann?" fragte Eitas, als sich die Thorflügel geschlossen hatten.

„Der Grasegarten!" lautete die ängstliche Antwort.

„Und hinter dem Garten?"

„Der Kartoffelacker, Herr Preuße!" erwiderte der Sachse.

Eitas schwang sich aus dem Sattel; er nahm seinen ohnmächtigen Offizier auf den Arm, wie ein Kind, und sein gewaltig schnaufendes Pferd am Zügel; der Bauer mußte die Lanze tragen und ihn aus dem Flur des Hauses nach dem Garten führen. Eben hörte Eitas den Hufschlag der Chasseurpferde klappern, die ihn auf der Dorfstraße eifrig verfolgten.

Hinter der Gartenthür sprang Eitas in den Sattel, nahm seinen Offizier wieder vor sich und trabte nun, von der Dunkelheit gedeckt, quer über's Feld.

Er war so schon ein tüchtig Stück Weges geritten, aber er hörte noch immer zu seiner Rechten einzelne Schüsse und wagte nicht anzuhalten; so näherte er sich einem kleinen Gehölz, — er besann sich einen Moment und ritt darauf zu.

„Halt! Werda!" wurde er plötzlich angerufen.

„Gut Freund, Landsmann!" antwortete Eitas überrascht und erfreut zugleich.

„Siehst Du, daß ich Recht hatte, ich erkannte das schwarzweiße Fähnlein an der Lanze!" sagte eine frische weiche Stimme.

Eitas sprang vom Pferde.

„Mein Gott, wer ist das?" fragte ein freiwilliger Jäger vortretend, der noch blutjung war.

„Das ist mein Offizier, Söhnchen!" entgegnete Eitas. „Sein Pferd wurde unter ihm erschossen, er fiel etwas hart, ich will mal sehen, ob er noch Branntwein trinken kann!"

„Kommen Sie an den Bivouac, Ulan, wir haben Feuer! Nehmen Sie Ihren Offizier, ich will Ihr Pferd führen!"

Es ging einen schmalen Pfad durch den dichten Busch; plötzlich machte der Weg ein Knie, und auf einen kleinen Platz tretend sah Eitas etwa zwanzig Jäger um ein Feuer gelagert.

„Macht mir ein wenig Platz für meinen Offizier, Kameraden!" rief Eitas und legte den Ohnmächtigen neben dem Feuer nieder; er kniete neben ihm, hob ihm den Kopf und flößte ihm einige Tropfen Branntwein ein; es hatte nicht gleich Erfolg, — Eitas schaute erschrocken auf und fragte ängstlich: „Na, mein Lieutenant wird doch nicht todt sein? Das wäre doch der Teufel!"

„Du brauchst nicht gleich zu fluchen, Freund!" sagte ein stattlicher Oberjäger mit blitzenden Augen, „hier mein Kamerad wird gleich sehen, ob der Herr Lieutenant von Krummensee todt ist oder nicht!"

„Starke Ohnmacht!" sagte ein junger Mann, neben dem Lieute-

nant auf der anderen Seite knieend, und öffnete ein Besteck, „ein kleiner Aderlaß nöthig, weiter nichts."

Er streifte den Aermel des Ohnmächtigen auf und schlug eine Ader, — so wie das Blut sprang, öffnete Krummensee die Augen, verwundert schaute er sich um, während der Berliner Student ihm nach den Vorschriften der Kunst einen Verband von feiner Leinwand anlegte.

„Citas!" sagte er endlich.

„Hurrah!" antwortete der Ulan, „wie steht's mit den Gliedmaßen, versuchen Sie mal aufzustehen."

Der riesige Reiter faßte seinen Offizier unter und hob ihn empor.

„Donnerwetter! wie schön Sie wieder stehen können!" jubelte Citas, „ich hatte teufelmäßige Angst, daß Sie ein Bein gebrochen hätten, als der Schweißfuchs über Ihnen arbeitete."

Allgemach besann sich der Lieutenant, Citas erzählte ihm; der Offizier lachte Citas an.

„Ja, nun können Sie wohl lachen, Herr Lieutenant," erwiederte dieser, „aber der Teufel soll mich holen, wenn mir nicht ein paar Mal sehr schwach geworden heute, und ohne diese Kameraden hätte ich am Ende doch den Kopf verloren, als sie keinen Schnaps trinken wollten!"

Jetzt erst schaute der Lieutenant auf die freiwilligen Jäger.

„Wie?" rief er, „täuschen mich meine Augen?"

„Sie täuschen Dich nicht, mein Freund und Waffenbruder!" sagte der Oberjäger ernst und freundlich.

„Ruitsteen, Abraham Ruitsteen?"

„Ich bin es, Freund!"

Die jungen Männer umarmten sich und dem Lieutenant wallte das Herz über im Angedenken an die liebliche Susanna.

Obgleich sich nun Krummensee sehr angegriffen fühlte, so war er doch bald in ein lebhaftes Gespräch mit den freiwilligen Jägern verwickelt, die mit der Cordialität des soldatischen Wesens noch ganz die feine Sitte verbanden, die ihnen anerzogen. Sie erquickten den Lieutenant, den Freund ihres Oberjägers, mit Speisen und Wein, und sorgten namentlich für Citas, der sie durch sein Benehmen gegen seinen Offizier entzückt hatte.

Citas aß und trank Alles, was ihm gereicht wurde, aber er war auffallend zurückhaltend und schweigsam in solchem Grade, daß es selbst dem Lieutenant auffiel.

„Was hast Du denn, Citas, mein wackerer Bursche?" fragte er.

„Donnerwetter, Herr Lieutenant," fuhr der Ulan endlich heraus nach langem Nöthigen, „das sind preußische Jäger hier, hollah, Respect vor dem," er zeigte auf den Oberjäger, „der hat das eiserne Kreuz!"

„Du wirst's für heute bekommen, hast's redlich verdient!" rief Krummensee.

„Ja, ja,“ fuhr der Ulan fort, „aber hab' ich mein Lebtage so viel Bücher in einem Bivouac gesehen?“

Die Jäger lachten laut über die offenbare Angst des Ulanen vor den Büchern.

Es sah in der That für einen alten Soldaten seltsam aus in diesem Bivouac. Hier lag ein Livius an der Erde, dort lasen zwei Freunde zusammen beim Scheine des Feuers im Homer und ein Theologe übte sich im Hebräischen, indem er einen Psalmen hersagte, während ihm ein Anderer einhalf. Ein bildhübscher junger Mann schrieb auf ein Blatt Papier, das in einem griechischen neuen Testamente lag.

„Ich glaube, wir haben eine hübsche Bibliothek hier zusammen,“ lächelte der Mediziner, der dem Lieutenant zur Ader gelassen, „ich hatte auch ein paar Bücher mit, sie sind verloren gegangen; überhaupt mache ich die Bemerkung, Oberjäger, daß die Bibliothek immer kleiner wird seit der Lützener Schlacht.“

„Mögen die Bücher verloren gehen,“ antwortete der Oberjäger Nuitsteen, „wenn nur der Geist bleibt, in welchem sie ursprünglich mitgenommen wurden.“

„Ja,“ erwiederte der Lieutenant, „Ihr Freiwilligen seid so recht berufen, diesem Kampf den reinen Charakter des vaterländischen Befreiungskrieges zu erhalten; wir sollen Alle dazu thun, aber Ihr habt das Zeug am meisten dazu, Ihr müßt die Träger und Bewahrer der reinen Begeisterung sein und bleiben.“

Nuitsteen sah dem Lieutenant einige Augenblicke forschend in die Augen, dann sagte er leise: „Oh, wie mich das freut, mein Freund und Waffenbruder, Dich so sprechen zu hören, wie einen Ritter der Königin!“

„Ich grüße Dich, Ritter der Königin!“ antwortete Krummensee enthusiastisch.

„Du bist unter lauter Rittern der Königin!“ rief der Oberjäger, „Alle erprobt im Kampfe vor dem Feinde.“

Alle Jäger erhoben sich und schüttelten dem Lieutenant die Hand.

„Nun, den Rittern der Königin komme ich mit meinen Versen gewiß gerade recht,“ sagte da der junge Mann, der vorher am Feuer geschrieben. Er warf sich neben dem Feuer nieder und rief: „Kameraden, singt, nach der Melodie: Heil Dir im Siegerkranz, ich werde Euch die einzelnen Strophen vorlesen, mein Lied heißt: Gesang der Ritter der Königin!“

Der freiwillige Jäger las und die Kameraden sangen:

Preußen! mit treuem Sinn
Denkt eurer Königin
Droben bei Gott!
Die schön wie Engel war,
Herrlich in der Gefahr,
Holdselig immerdar
Bis in den Tod!

Rühmt wo ein Mann sein Weib,
Edel an Seel' und Leib,
Dann rufen wir:
Sittig und anmuthreich,
Gütig und mild und weich,
Dir ist sie doch nicht gleich,
Louise, Dir!

Oh! welche Königin
Trug mit so hohem Sinn
Unglück gleich Ihr!
Strahlend in Nacht und Streit,
Leidend bei unserm Leid,
Immer zur Hilf' bereit —
Heil darum Ihr!

Segen dem Namen Dein,
Segen an Elb' und Rhein,
Segen und Dank!
Du mit dem Engelsblick
Wirktest im Mißgeschick
Treulich für unser Glück.
Hör' unsern Dank!

Preußen! mit treuem Sinn
Denkt uns'rer Königin
Droben bei Gott!
Die schön wie Engel war,
Herrlich in der Gefahr,
Holdselig immerdar,
Bis in den Tod!

Siebentes Capitel.

Im Palais Marcolini.

„Der stolze Mann, wiewohl in seiner Brust
Ein Kläger pocht, der seinen Muth erschüttert,
War eines Arm's von Eisen sich bewußt,
Der manchen Wald von Lanzen schon zersplittert.
Er hatte nie vor einem Feind gezittert,
Und Kampf auf Tod und Leben war ihm Lust.
Doch all' sein Trotz und seine Riesenstärke
Betrogen ihn bei diesem blut'gen Werke."
(Wieland: Oberon.)

Der große Sohn und Bannerträger der Revolution saß in einem Cabinet des Marcolini'schen Palastes auf der Friedrichsstadt zu Dresden, — er streckte die Füße weit von sich und die Arme hingen an beiden Seiten schlaff herab. Bekümmert sah der Staatssecretair, Herzog Maret von Bassano, der einige Schritte seitwärts an einem Tische saß und schrieb, von Zeit zu Zeit in das bleiche, übermüdete Antlitz seines Herrn.

Napoleon hielt die Augen fest geschlossen und murmelte halb unverständliche Worte vor sich hin, Maret vernahm nur von Zeit zu Zeit einzelne Namen, Namen von Generalen, welche seit Eröffnung der Feindseligkeiten gefallen. Duroc und Bessières nannte der Kaiser mehrmals, sie fehlten ihm mehr als andere.

„Kommt Graf Narbonne noch nicht?" fragte der müde Welteroberer sich halb aufrichtend.

„Sire, er muß sogleich hier sein!" antwortete Maret nach der Uhr blickend, „er ist pünktlich!"

„Wenn mich Oesterreich wirklich verläßt," fuhr Napoleon halb mit Maret sprechend fort, „wenn der Kaiser von Oesterreich wirklich schnöde die heiligen Bande zerreißt, die uns verknüpfen, so haben wir mit diesem Waffenstillstand einen furchtbaren Fehler gemacht. Ich erhalte nicht so viel Compagnieen und Escadrones Verstärkung als der Feind Regimenter! Dieses Preußen ist wie eine „terra santa" für alle meine Feinde und Gegner,

Alles, was mich haßt, — und ich sehe, daß mich Viele hassen, die mir oft und laut genug ihre Ergebenheit betheuerten" — er lächelte bitter und grimmig — „Alles, was mich haßt, zieht nach Preußen, um mich von dort aus zu bekämpfen, es ist eine wahre Wallfahrt des Hasses! Wo ich auch hinsehe, nichts als Verluste! Duroc und Bessières sind todt und noch zwanzig andere Generale dazu. Eugen mußte ich nach Italien schicken, wenn ich von meinem dortigen Königreich etwas anders noch behalten wollte als den Titel, — ebenso mußte ich den einzigen denkenden Kopf unter den Marschällen, Soult, nach Spanien schicken, wo sich der gute Mensch, mein Bruder Joseph, sein Königreich, Hauptstadt und Alles von jenem stiernackigen Lord Wellington wegnehmen läßt; Soult wird Spanien nicht wieder erobern, ich muß froh sein, wenn er mir die französische Pyrenäengrenze deckt! Und was habe ich hier? Hm! den König von Sachsen, einen braven Mann, aber sein Volk habe ich nicht! Siege habe ich erfochten wie sonst, aber die Folgen meiner Siege sind nicht wie sonst. Ich schlage meine Feinde wie sonst, ich werfe sie zurück, aber was gewinne ich damit? Ein Schlachtfeld, weiter nichts. Sonst hatte ich nach jedem Siege die ganze Artillerie meiner Gegner und Tausende von Gefangenen und verursachte allgemeine Verwirrung! Jetzt, die Gefechte bei Bautzen waren mehr Metzeleien als Schlachten und diese Leute haben mir nicht einen Nagel gelassen! Ja, ich erkenne es wohl, mein wahrer, wirklicher Feind ist Preußen, die grimmige Leidenschaft, der fanatische Haß, mit dem Preußen gegen mich kämpft — pah! mein Mangel an Cavallerie ist nichts, ich kann Schlachten gewinnen ohne Cavallerie wie in Aegypten, aber diese bestialische Wuth des Preußen, die sich auf die massenhafte Unbeweglichkeit der Russen stützt, die mit ihrer unerschütterlichen Tactik wie geschaffen zum Soutien dieses fanatisirten Preußenvolkes sind, Preußen ist mein Hauptfeind. Ich hätte vernichtend auf Preußen fallen, Berlin nehmen sollen, anstatt mich auf diesen Waffenstillstand einzulassen. Oesterreich! Oesterreich!"

„Der General Graf Narbonne!" wurde gemeldet. Der Kaiser machte ein bejahendes Zeichen und ging seinem Ambassadeur am Wiener Kaiserhofe bis an die Thür entgegen. Ohne weiteren Gruß als ein Kopfnicken fragte er den Eintretenden hastig: „Nun, General, was sagt man in Wien zu Lützen? was sagt man zu Bautzen?"

„Ah! Sire," antwortete der immer fertige Hofmann, „die Meinungen sind nur darin getheilt, daß die Einen Ew. Majestät einen Gott, die Andern einen Dämon nennen; einig sind Alle darin, daß Ew. Majestät mehr als ein Mensch sein müssen!"

„Setzen Sie sich, General, und sagen Sie mir, was Sie von meiner Lage denken, mag ich nun Gott oder Dämon sein!"

Man kann, wenn man will, die erste Antwort Narbonne's für eine derbe Schmeichelei erklären, obgleich sie denn doch etwas Anderes

war; aber Niemand konnte auch dem Kaiser so aufrichtig die Wahrheit sagen, als es der alte Hofmann nun that.

„Sire," begann er, „ich halte die Lage Ew. Majestät für außerordentlich schwierig und bemerke mit Betrübniß, daß sie von Tage zu Tage schwieriger und peinlicher wird. Das Gefühl deutsch-vaterländischer Gemeinsamkeit wird täglich stärker überall, die Siege, welche Ew. Majestät erfochten haben, schlagen den Haß nicht nieder, sie stacheln ihn nur auf. Aller Augen in Deutschland sind auf die Fahne Preußen's gerichtet; man sieht in ihr die Fahne der deutschen Freiheit, der deutschen Nationalität, und man blickt in der Wiener Hofburg nicht weniger eifrig nach ihr, als an andern Orten Deutschlands. Mag der Kaiser von Oesterreich noch so eingenommen sein für seinen Schwiegersohn, das österreichische Volk ist desto mehr eingenommen gegen den Sieger von Wagram —"

„Aber der Kaiser von Oesterreich," unterbrach Napoleon heftig, „ist Herr in seinem Lande, Herr seiner Entschließungen; er hat nicht einmal einen Senat oder ein Corps législatif, das er, wenn auch nur der Form wegen, zu fragen brauchte; und dieser Kaiser von Oesterreich, der mein Schwiegervater ist, hat mir geschrieben, da hören Sie," — Napoleon nahm einen eigenhändigen Brief des Kaisers von Oesterreich, der auf dem Tisch lag und las — „„Der Vermittler, der sich Ihnen anbietet, ist Ihr Freund!"" und da weiter noch stärker, „„es handelt sich darum, Ihre Dynastie auf unerschütterlichen Grundlagen zu begründen, Ihre Dynastie, deren Existenz so innig mit der meinigen verbunden ist!"" Das schreibt der Kaiser von Oesterreich, und ich, ich kann seiner Aufrichtigkeit nicht mißtrauen!"

„Sire," fuhr der alte Edelmann fest und ernst fort, „ich bin weit entfernt, Ew. Majestät Mißtrauen gegen die Worte des Kaisers von Oesterreich einflößen zu wollen, aber kein Abfall ist so gefährlich und unvermeidlich, als der, welcher gegen den Willen des Abfallenden erfolgt; der Abfall, der nicht überlegt, nicht berechnet wird, sondern der von Tage zu Tage wächst. Sire, ich muß es sagen, Ew. Majestät rechnet viel zu fest auf die Familie; die Namen „Schwiegersohn" und „Schwiegervater" sind keine unübersteiglichen Hindernisse in der Politik. Freilich sagt das Sprüchwort, daß sich Oesterreich durch Heirathen forthelfe aus jeder übeln Lage; aber ein anderes Sprüchwort sagt: wenn die Gefahr vorüber ist, bekümmert man sich nicht mehr um den Heiligen, den man während derselben anrief. Ich war sehr betroffen über den dumpfen und bittern Haß, der am Wiener Hofe gegen Frankreich herrscht; man verzeiht dort Ew. Majestät die Siege eben so wenig, als die harten Maßregeln. Es herrscht in Wien eine Animosität gegen uns, die weder durch des Kaisers gute Worte, noch durch die Ernennung der Kaiserin Marie Louise zur Regentin von Frankreich gemildert wird. Diese Animosität bei Hofe aber ist in den Massen eben so stark."

Napoleon stand auf und ging zwei Mal auf und ab durch das ganze Gemach, dann setzte er sich wieder und sagte kalt: „Fahren Sie fort, General!“

„Es ist meine feste und innige Ueberzeugung,“ sprach Graf Narbonne weiter, „daß Ew. Majestät von dem Wiener Hofe auf Grund der verwandtschaftlichen Beziehungen nichts zu hoffen haben, so lange noch das Schlachtenglück Alles in Frage stellt.“

„Und was ist Ihr Rath?“

„Oesterreich zu gewinnen durch Abschluß eines allgemeinen Friedens, selbst wenn derselbe erkauft werden müßte durch Abtretung der illyrischen Provinzen, der Hälfte Italiens und durch Aufgeben der festen Plätze, welche wir noch im Norden besetzt halten. Frankreich kann bei diesen Umständen nur dann Oesterreich gewinnen, wenn es ihm heute noch mehr giebt, als ihm die Russen und Preußen für morgen versprechen.“

Nach diesen Worten des Grafen Narbonne herrschte mehrere Minuten lang eine tiefe Stille in dem Cabinet des Kaisers. Napoleon antwortete auch nicht, sondern begnügte sich, nach einer Weile dem freimüthigen Rathgeber seine Entlassung zuzuwinken, doch that er dieses nicht heftig und zornig, sondern mit jener stummen Freundlichkeit, durch welche er seinen marmornen Zügen zuweilen einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen wußte.

Als Graf Narbonne aus dem Cabinet trat, seufzte er tief auf, denn gerade in der Freundlichkeit Napoleon's hatte der feine Menschenkenner die Unbeugsamkeit des Kaisers gelesen: „Also wird er nicht Frieden schließen,“ dachte der Graf, „er vermag nichts von seinen Eroberungen abzutreten, um Frankreich, um seine Dynastie, um sich selbst zu retten! Er will den Glauben an die Familienverbindung mit Oesterreich nicht lassen, damit stürzt er sich selbst in's Verderben. Oh! der rothe Brand von Moskau war also doch die Abendröthe dieses glänzend-hellen, dieses blendenden Kaisertages; im Osten, wo für Andere die Sonne aufgeht, ist seine Sonne untergegangen! Wir müssen unsere Pflicht thun, obwohl wir wissen, daß wir keinen Erfolg haben werden; ich möchte das Ende nicht überleben. Es ist das Gürtelband der österreichischen Erzherzogin, mit welchem sich der französische Cäsar selbst strangulirt!“

Niedergedrückt von der schweren Last dieser trostlosen Gedanken, die Brust voll Gram und Schmerz, trat Graf Narbonne in den Dienstsaal, aber dennoch trug er sein Haupt aufrecht, dennoch schwebte ein verbindliches Lächeln um seine Lippen, als er die Personen begrüßte, die er in dem Saal versammelt fand. Er hatte für Jeden ein freundliches Wort; dem tapfern Degen General Durosnel, der zum Gouverneur von Dresden ernannt worden war, drückte er als Kamerad die Hand, dem königlich sächsischen Hofmarschall Grafen Vitzthum von Eckstädt sagte

er viel Schmeichelhaftes über die Einrichtungen im Palais; bei dem Adjutanten des Königs von Sachsen Grafen Gersdorff erkundigte er sich angelegentlich nach dem Befinden seines Herrn; dem Grafen Turenne nickte er aus der Ferne schon zu; kurz, Graf Narbonne war unter allen Umständen immer der feine, edle Hofmann.

„Oh, lieber Baron!" rief er, vor den Palast-Präfecten Baron Bausset stehen bleibend, der bleich und traurig ihm entgegenkam.

„Sie finden mich sehr verändert, Herr Graf!" antwortete dieser, „ich litt am Fieber und bin kaum Reconvalescent!"

Der Graf nahm den alten Bekannten unter den Arm und ging mit ihm hinunter in den Garten des Palastes, sich auf's Angelegentlichste über seine Krankheiten mit ihm unterhaltend.

Als die beiden Herren einen einsamen Platz im Garten gefunden, blieb der Palast-Präfect stehen und sagte hastig: „Herr Graf, auf Sie habe ich noch gehofft; bewegen Sie den Kaiser, Frieden zu machen, er stürzt sich, und Frankreich mit, in's unermeßlichste Unglück; es sagt ihm Niemand die Wahrheit, und er sieht nicht, was um ihn her geschieht!"

„Beruhigen Sie sich, lieber Baron," tröstete Graf Narbonne, „Sie sind krankhaft aufgeregt, Sie sehen zu schwarz; wir sind in einer übeln Lage, das ist wahr, und der Kaiser weiß es, aber so verzweifelt steht es denn doch nicht!"

„Das ist nicht Ihre wahre Meinung, Herr Graf!" entgegnete der Palast-Präfect rasch, „Sie wissen es besser. Der Geist dieses ganzen Volkes in Deutschland ist gegen uns; es nutzt gar nichts mehr, Schlachten zu gewinnen, im Gegentheil, die gewonnene Schlacht ist, weil sie den Kaiser in seiner Hartnäckigkeit bestärkt und die Deutschen in ihrem Grimme reizt, jetzt viel verderblicher für uns, als eine verlorene Schlacht. Aber davon will ich nicht reden, das wissen Sie besser als ich, aber was Sie noch nicht wissen, das ist, daß der schlechte Geist und die Muthlosigkeit immer mehr überhand nehmen unter den Generalen und Offizieren. Fouché ist hier gewesen, Er hat ihn hierher gerufen, weil Er ihm nicht traute; Fouché ist von hier höchst unzufrieden mit seiner Bestimmung als General-Gouverneur nach Illyrien gegangen. Meinetwegen, aber seine Anwesenheit hat hier böse Spuren zurückgelassen. Hören Sie die Generale und Offiziere selbst im Stabe des Kaisers, sie sprechen nur vom Frieden; man erschrickt sich über jede Vorbereitung, die Streitkräfte an der Elbe zu concentriren; man murrt und klagt und spricht offen seine Besorgniß aus, von Frankreich abgeschnitten zu werden. Eine solche Stimmung und Sprache war bisher unerhört im kaiserlichen Hauptquartier; im vorigen Jahre, als wir nach Rußland gingen, wagten kaum einzelne Minister und Marschälle leise anzudeuten, was jetzt an der Elbe jeder Offizier fast laut und ungescheut ausspricht. Daran können Sie am besten ermessen, wie weit das Uebel schon vorgeschritten ist. Ach, Herr Graf, lassen Sie den Kaiser Frieden machen!"

Graf Narbonne war tief erschüttert durch die Mittheilungen des Palast-Präfecten; er umarmte ihn und versicherte ihm, daß er nichts fehlen lassen werde, den Frieden herbei zu führen, aber er verhehlte ihm nun auch nicht, daß er keine Hoffnung hege, daß er den projectirten Prager Congreß für eine reine Phantasmagorie halte, weil Oesterreich allein den Frieden herstellen könne, aber nur unter Voraussetzung von Zugeständnissen, die ihm Napoleon nicht machen werde, wie er jetzt fest überzeugt sei."

„Nun dann sei Gott Ihm und Frankreich gnädig!" sagte der Palast-Präfect kummervoll, „und dabei muß ich Tag für Tag Komödie spielen lassen, habe das ganze Schauspiel auf mir, die Prätensionen der Schauspielerinnen; oh! Herr Graf, den Jammer im Herzen um das Vaterland, sich um solche Dinge ernsthaft bekümmern zu müssen!"

„Es ist hart, lieber Baron," entgegnete Narbonne, „aber glauben Sie mir, die Stadion, die Metternich, die Bubna, die Humboldt, die Anstetten und wen ich sonst da in Prag mir gegenüber haben werde, sind nicht weniger lästig mit ihren Prätensionen, als Ihre Schauspieler, und Hoffnung hege ich so wenig, als Sie. Der Congreß in Prag wird auseinander gehen wie eine Komödie, nur mit dem Unterschied, daß Niemand lachen und Niemand uns Beifall zuklatschen wird."

Bewegten Herzens mit einem innigen Händedruck schieden diese beiden Männer von einander, die man zu den edelsten Repräsentanten der Anhänger des Kaiserthums rechnen muß. Sie blieben dem Kaiserthum als ehrenhafte Männer treu, auch da noch, als sie es für verloren hielten.

Nach der Entfernung des Grafen Narbonne hatte Napoleon sein Pferd verlangt und war, begleitet von dem Vice-Connetable Fürsten Berthier von Wagram, ausgeritten. Auf dem Rückwege, unfern des Dohnaischen Schlages, stieß er auf einen jungen Capitain der Grenadiere der Garde, der eine sehr hübsche Schauspielerin vom théâtre français am Arme führte.

Der Kaiser hielt sein Pferd an und betrachtete den Capitain mit durchbohrenden Blicken.

„Wie heißen Sie, Capitain?" fragte er endlich.

„Sainte-Pallaie, Sire!"

„Sainte-Pallaie! ach! ich erinnere mich des Namens, Sie haben sich bei Bautzen höchst ehrenvoll ausgezeichnet, Ihr Oberst hat mir berichtet. Doch habe ich Sie nicht früher gesehen, mein Tapfrer?"

„Ew. Majestät haben mir meinen Grad als Capitain vor einigen Wochen erst zu Paris verliehen, eines Abends...."

„Ah! Ich habe Recht, der Herzog von Friaul, armer Duroc! hat noch für Ihre Equipage gesorgt, Sie haben sich Kreuz und Grad nun wohl verdient, Sie wollten mich und die Dienste Frankreichs nicht verlassen einer reichen Heirath wegen, ich werde das nie vergessen; ich

täusche mich nicht leicht, ich gebe Ihnen die Offizier-Rosette der Ehrenlegion, melden Sie sich beim Fürsten von Wagram, adieu, mein Braver!"

Der Kaiser sprengte davon und ließ den jüngsten Offizier der Ehrenlegion mehr bestürzt als erfreut zurück. Nicht daß derselbe sich nicht gefreut hätte über die neue Auszeichnung, die ihm zu Theil geworden, aber die Erinnerung an seine Heirath drang wie ein scharfer Stich in seine Seele und ließ die Freude über die rothe Rosette nicht aufkommen.

„Septimanie!" sagte er leise und blickte zu Boden; vor sich sah er in diesem Augenblick das schöne leidenschaftliche Gesicht seiner zärtlichen jungen Frau; er sah die Thränen, die sie, in Sehnsucht nach ihm vergehend, vergoß, und unwillig über sich selbst schaute er auf und blickte die allerliebste Schauspielerin, die ihn schon seit einer Weile verwundert betrachtete, fast zornig an.

„So, mein Herr Offizier von der Ehrenlegion," nahm die Dame, die sich das Benehmen des Capitains gar nicht zu erklären wußte, das Wort, „vermuthlich sind Sie sehr unzufrieden über die kaiserliche Huld, denn Sie sehen aus, als habe Ihnen Jemand eine Ohrfeige gegeben. Erwarten Sie vielleicht gleich den Crachat des Commandeurs, oder das große Band? In der That, mein guter Capitain, ein wenig bête sind Sie mir immer vorgekommen, aber so wie jetzt habe ich Sie noch nicht gesehen! Welches Gelächter wird das heute Abend geben, wenn ich der Gesellschaft vorspiele, wie ein Grenadier-Capitain aussieht, wenn er Offizier der Ehrenlegion wird!"

„Mademoiselle!" rief Sainte-Pallaie erröthend.

„Mein Herr!" entgegnete Demoiselle Vernier schnippisch, das Stumpfnäschen aufwerfend und dem jungen Offizier die zündendsten Blicke ihrer schwarzen Augen zuschleudernd.

„Mademoiselle, wenn wir Freunde bleiben sollen, so werden Sie nichts von dem Vorfall erzählen, von welchem Sie Zeuge waren!" bat der Capitain.

„Wer sagt Ihnen denn, daß wir Freunde sind, mein Herr!" versetzte die Pariserin, „und wenn wir Freunde sind, woher wissen Sie, daß ich Lust habe, Ihre Freundin zu bleiben?"

„Ich bitte Sie, schöne Henriette —"

„Bitten Sie um Verzeihung, Sie Ungeheuer!" befahl die Schauspielerin, sich in den Hüften wiegend, was ihr, da sie sehr zierlich gewachsen und nicht sehr groß war, allerliebst stand.

„Ja, gewiß, ich bitte um Verzeihung," sagte Sainte-Pallaie, „aber ich weiß nicht, weßwegen!"

„Was geht das mich an?" rief Henriette lachend, „was kann ich für Ihre Unwissenheit, mein Herr?"

„Aber ich sollte doch meinen!" wagte der Capitain zu bemerken.

„Sie haben gar keine Meinung!" erklärte die darstellende Künst-

lerin. „Glauben Sie, daß Sie hier unter Ihren Grenadieren sind? Bitten Sie gleich noch einmal um Verzeihung, dann will ich Ihnen meinen Arm reichen und Ihnen gestatten, mich nach Hause zu führen. Gott, was sind diese Männer langweilig!"

Henriette ging einige Schritte am Arme des Capitains, dann blieb sie plötzlich wieder stehen und sagte: „So, mein Herr, also aus dem Munde des Kaisers erst mußte ich erfahren, daß Sie eine reiche Heirath verschmäht haben, um weiter dienen zu können! Wissen Sie, daß das sehr albern ist?"

„Aber ich begreife Sie nicht, Mademoiselle —" stotterte Sainte-Pallaie.

„Ich wüßte nicht, daß Sie mich jemals begriffen hätten," entgegnete die Schauspielerin gleichmüthig, „ich fürchte, Sie werden es auch nie dahin bringen, aber was kommt auch darauf an? Muß man sich denn verstehen, um sich zu lieben? Ich hoffe, daß Sie mich lieben, mein Herr?"

„Gewiß, liebe Henriette —"

„In der That, Sie sind belustigend mit Ihrer lieben Henriette," rief die Pariserin anscheinend ärgerlich, „ich verbiete Ihnen, mich Henriette zu nennen; Madame sollen Sie mich nennen, hören Sie, Madame; denn da ich mir so viele Mühe gebe, Sie ein wenig zu formiren, so muß ich eine Respectsperson für Sie sein, und solchen Personen meines Geschlechts gebührt der Titel: Madame!"

Sainte-Pallaie machte ein höchst ärgerliches Gesicht, die Schauspielerin sah es wohl, aber sie that, als bemerke sie es nicht, denn sie verstand sich vortrefflich darauf, charakterlose Männer, wie Sainte-Pallaie war, zu behandeln. Der gute Capitain gehörte zu den nicht seltenen Männern, die außer der persönlichen Bravour nicht eine männliche Charakter-Eigenschaft besitzen und die deshalb die Beute jedes Frauenzimmers sind, welches sich die Mühe giebt, sich ihrer zu bemächtigen. Solche Männer wie Sainte-Pallaie werden von Frauenzimmern wie Henriette Vernier stets auf's Aeußerste gemißbraucht und gemißhandelt werden. Die Frauen fühlen es mit feinem Instinct heraus, wie weit sie gehen dürfen, was sie sich erlauben dürfen einem Manne gegenüber, und Frauen wie Henriette Vernier sind immer geneigt, sich Alles zu erlauben, was irgend möglich. In der Mißhandlung eines Mannes scheinen sie eine gewisse Genugthuung zu suchen für die Verachtung und Gleichgültigkeit, mit denen andere Männer an ihnen vorübergehen. Darum muß man denjenigen Frauen mißtrauen, die ihren Launen zu viel nachgeben ihren Anbetern gegenüber.

Henriette kannte gegen Sainte-Pallaie keine Schonung, sie war sicher, daß sie den schwachen jungen Mann durch einen einzigen freundlichen Blick, durch eine einzige Liebkosung wieder zu ihrem Sclaven machen könne, wenn derselbe es versuchen sollte, sich zu empören gegen ihre Anmaßungen.

Auch jetzt sagte sie sehr kühl: „Erzählen Sie mir, Capitain, was war das für eine Partie, welche Sie so thöricht waren, auszuschlagen? Wie hieß die Dame? War sie schön? War sie angenehm? Nun, werden Sie antworten?“

„Das wird zu arg!“ entgegnete der junge Offizier, hochroth vor Zorn, „dieser Ton ist unerträglich!“

„Nun, so ertragen Sie ihn doch nicht,“ spottete Henriette; „wenn Sie mich nach Hause geführt haben, was Ihre Pflicht ist, können Sie ja gehen, wohin Sie wollen; mein Gott, ich halte Sie ja nicht; habe ich Sie je gebeten, mich zu besuchen, oder habe ich etwa Sie veranlaßt, mich täglich mit albernen Liebesbewerbungen zu bestürmen?“

„Aber Sie haben meine Bewerbungen angenommen!“ rief Sainte-Pallaie empört.

Die Schauspielerin lachte ihm in's Gesicht.

Ganz außer sich hob der Capitain die Hand, er war im Begriff, Henriette zu schlagen, — die meisten charakterlosen Männer sind brutal, — aber er that es nicht, denn Henriette, die im selben Moment bemerkt hatte, daß sie nicht weiter gehen dürfe, sah ihn halb erschrocken und halb freundlich an. Er ließ die Hand sinken und sagte stockend: „Sie tödten mich auf diese Weise, Henriette, ich halte das nicht länger aus!“

„Aber lieber Sainte-Pallaie,“ erwiederte die Dirne in ganz verändertem Tone, immer noch unter dem Eindruck, den die drohende Geberde des Capitains auf sie gemacht, „verstehen Sie denn gar keinen Scherz mehr? Sie sind ja ein kleines Ungeheuer! Kommen Sie! seien Sie vernünftig und sagen Sie mir, wie hieß die Dame, die Sie in Paris heirathen wollten.“ Sie drückte dabei sanft den Arm des Offiziers und sah ihn zärtlich an.

„Die Dame hieß Septimanie,“ entgegnete Sainte-Pallaie, der keinen Widerstand mehr kannte, „sie ist sehr schön und behandelte mich viel besser als Sie!“ setzte er mit dem letzten Rest seines Zornes, aber schon wieder lächelnd, hinzu.

„Es ist Schade,“ dachte die Schauspielerin, „daß er mich nicht geschlagen hat; ich werde ihn nächstens wieder reizen, bis er mich schlägt, ein Schlag ist zwar sehr unangenehm, aber ich bin überzeugt, daß ich von ihm Alles verlangen kann, was mir beliebt, daß er mir nichts mehr versagen kann, wenn er mich ein Mal geschlagen hat. Er muß dann höchst belustigend sein in seiner Reue!“

Der junge Offizier, so brav vor dem Feinde, wär ein wirklicher Feigling dieser Frau gegenüber; er hatte weiter keinen Muth, als daß er ihr seine Verheirathung mit der schönen Septimanie verschwieg, und er war stolz darauf, daß er das verschwieg, denn sonderbarer Weise bildete er sich ein, Henriette werde ihn weniger lieben, wenn sie von seiner Verheirathung etwas erfahre.

Er geleitete die Schauspielerin bis zu ihrer Wohnung und war ganz bestürzt, als diese beim Eintreten sagte: „Guten Abend, mein Herr, ich danke Ihnen!"

Er stand eine Weile förmlich verdutzt vor der Thür, die sich vor ihm schloß, und ging dann, grimmig auf sich selbst scheltend, seinem Quartiere zu; er schwur im Gehen, nie wieder die Schwelle der herzlosen Person zu betreten, und sagte sich doch selbst, daß er diesen Schwur am nächsten Tage brechen werde.

In seinem Quartiere fand er einen Brief seiner Gemahlin. Er weinte eben so viel Thränen beim Lesen desselben, als die weichherzige Septimanie beim Schreiben geweint haben mochte, er beschloß, den Brief immer bei sich zu tragen, um sich gegen die Versuchung in der Person Henriette's zu schützen. Er nahm sich mit dem ungeheuersten Aufwande an Vernunftgründen vor, die Schauspielerin nie wieder zu sehen, die ihn doch nur verspotte und mißhandele, die er ja auch eigentlich gar nicht liebe, zu der ihn nur die Eitelkeit geführt, eine Liebschaft mit einer Schauspielerin zu haben, wie die andern Offiziere, an welche ihn nur die Sinnlichkeit fessele, die eigentlich der Mühe gar nicht werth sei, die er sich um sie gegeben.

Der gute junge Mann raisonnirte ganz vortrefflich.

Am andern Tage freilich dachte er schon anders, aber er blieb doch fest, schrieb Briefe nach Paris an seine schöne Gattin, an deren heitere Schwester, und hielt sich den ganzen Tag zu Hause; am Abend war er so mit sich zufrieden, daß er beinahe einen Besuch bei Henriette gemacht hätte, nur um sich zu belohnen; doch bedachte er sich zur rechten Zeit noch.

Henriette wunderte sich etwas, ihn nicht zu sehen, und nahm sich vor, ihn beim nächsten Besuch sehr zu quälen für diese Vernachlässigung, wie sie es nannte. Doch ein glücklicher Zufall ersparte dem Capitain die Qualen, die für ihn bereitet wurden, denn am nächsten Tage mußte er für einen Kameraden, welcher plötzlich krank geworden war, die Wache beziehen. Sainte-Pallaie war halb froh darüber, halb betrübt; seine Sehnsucht nach der verführerischen Schauspielerin kämpfte mächtig mit seinen besseren Gefühlen. Er ging unruhig in dem prächtigen Zimmer auf und ab, welches dem wachhabenden Offizier im Marcolinischen Palais angewiesen war.

Er mußte den Kaiser bewachen, und auf vierundzwanzig Stunden war er sicher vor seiner Schwäche und Henriette.

Der Kaiser nickte ihm zu, als er am Morgen ausritt; Napoleon empfand ein allerdings nur oberflächliches Wohlwollen für den jungen tapfern Offizier, der ihn an einen seiner letzten Harun-al-Raschidsgänge durch Paris mit Duroc erinnerte, aber dieses oberflächliche Wohlwollen schon war folgenreicher für den guten Sainte-Pallaie, als die beste Fürsprache sein konnte.

Gleich nach der Rückkehr des Kaisers brachte ihm ein Adjutant das Brevet und die Decoration eines Offiziers der Ehrenlegion und ein kaiserliches Gnadengeschenk von zweihundert Napoleons dazu. Stolz zeigte sich der junge Hauptmann mit der neuen Rosette, er dachte etwas weniger an Henriette. Mehrere Kameraden gratulirten ihm und erzählten, die kleine Vernier verspotte ihn grausam und ahme seine verlegenen Mienen nach, mit denen er seine Beförderung vom Kaiser empfangen.

„Ich kenne sie, es ist eine unverschämte kleine Bestie!“ sagte ein alter Colonel, der den jungen Hauptmann in besondere Affection genommen, „man sollte sie einmal mit Ruthen streichen, aber tüchtig, das würde ihr übermüthiges Blut vielleicht etwas abkühlen; denken Sie sich, neulich hat diese Person einem Lieutenant-Colonel von den braven Sachsen geradezu eine Ohrfeige gegeben! Ich begreife nicht, daß sich ein Mann von solchen Weibern maltraitiren lassen kann!“

Sainte-Pallaie sagte nichts, aber seufzte schwer, denn er begriff's recht sehr gut.

Es war auffallend belebt im Palais Marcolini an diesem Vormittage, der Capitain hatte viel zu thun. Gegen 12 Uhr kam der König von Sachsen; der alte Herr stieg würdevoll aus seinem Wagen und begab sich, von seinen Offizieren und Hofbeamten begleitet, in den Garten, wo er langsam auf- und abging. Gleich nach ihm kam König Murat von Neapel, wie immer prächtig gekleidet in einen blauen mit Gold besetzten Sammetrock, rothe Beinkleider, weiße Stiefeln und einen rothen Hut mit weißen Federn, seine goldenen Sporen klangen auf den Treppen, in der Hand hielt er einen prächtigen breiten Säbel in goldener Scheide, die reich mit Edelsteinen besetzt. Er begab sich, nachdem er mit dem Prinzen Berthier von Wagram einige Worte gewechselt, in den Garten zu dem Könige von Sachsen.

Welcher Contrast zwischen diesen beiden Königen! Beide herrschten über Völker, welche sich in Franzosenhaß verzehrten, und beide waren für ihre Person gezwungen, sich an Napoleon anzuschließen. Der ernste König Friedrich August von Sachsen, weil er ein Sclave des eigenen Wortes war und seinem Volke zu nützen glaubte, folgte einem Verhängniß, der leichtblütige Joachim von Neapel folgte seinem Schwager.

Friedrich August blickte kummervoll, denn sein deutsches Herz lehnte sich auf gegen die Bundestreue des Rheinbund-Fürsten, und die Sorge für sein Sachsen überwog die Bewunderung für den großen Kaiser; Joachim Murat dagegen blickte leichtsinnig, denn insgeheim hatte er zum Schutz seiner Staaten schon ein Bündniß ganz absonderlicher Art geschlossen mit Oesterreich, nur für seine Person war er bei dem großen Schwager, in dessen Reich er die Würde eines Großadmirals bekleidete.

Diese beiden Könige, die zusammen im Garten des Palastes Marcolini an jenem Junitage des Jahres 1813 — auf den ersten Blick konnte

man den legitimen König, das Haupt eines altfürstlichen Hauses unterscheiden von dem französischen Präfecten mit dem Königstitel von Neapel! den wahren Fürsten von dem Theaterkönig! den deutschen Herrscher von dem Schwager des großen Emporkömmlings!

Aber warum wandeln die Könige im Garten? warum werden sie nicht zu dem Kaiser geführt, der doch sonst für den König von Sachsen die größten Rücksichten hat, dem die wahre Würde Friedrich August's Achtung abgezwungen hat? Warum stehen die Generale und Großbeamten im Vorgemach und im Dienstsaale so still und erwartungsvoll?

Es ist zwölf Uhr!

Ein einfacher Wagen fährt an und daraus steigt ein Mann von höchstens vierzig Jahren, eine elegante schlanke Figur, ein reiches Hofkleid mit zahlreichen Ordens-Decorationen und großem Band, ein ernstes, aber zugleich auch freundliches und wohlwollendes Gesicht, helle, aber nicht funkelnde Augen von dunkler Färbung. Mit leichtem Anstande rechts und links vornehm und doch vertraulich grüßend, tritt der Herr ins Palais und wird von dem Grafen Turenne, welcher interimistisch die Functionen des Groß-Palastmarschalls versieht, sofort in das Cabinet des Kaisers geführt.

Aller Augen ruhen auf diesem Mann, der die Vornehmheit eines großen Herrn mit der Feinheit eines Diplomaten, die ernste Würde eines Staatsmannes mit der Anmuth eines Hofmanns verbindet und zugleich doch nicht zu vergessen scheint, daß er die älteste Monarchie der Christenheit repräsentirt.

Der Mann ist der kaiserlich österreichische Haus-, Hof- und Staats-Minister, später Kanzler, Clemens Wenzel Lothar Graf und Fürst von Metternich-Winneburg, ein edler Sproß vom ältesten Adel Deutschlands, ein Mann, der vielleicht nicht über allem Tadel im Einzelnen, aber über allem Lob erhaben im Allgemeinen, ein Mann, dessen Wollen oftmals schwer verdächtigt, dessen Vollbringen noch schwerer getadelt, der aber im Wollen, wie im Vollbringen großen Verhältnissen stets gewachsen war.

Mit gehobenem Haupte und stolzer Haltung trat der Repräsentant des Kaiserhauses von Habsburg-Lothringen in das Cabinet Napoleons, dann verneigte sich der Fürst Metternich tief vor dem Gemahl der Tochter seines Kaisers, und sich wieder aufrichtend schaute der dirigirende Minister Oesterreichs mit hellen Augen dem französischen Imperator in das bleichgelbe Antlitz.

Napoleon stand in der grünen Uniform der Chasseurs seiner Garde, gestiefelt und gespornt, den kleinen Degen an der Seite und den bekannten Hut in der Hand, neben einem großen Tische, auf welchem riesige Karten ausgebreitet lagen; einen Schritt etwa trat er dem Minister Oesterreichs entgegen, erwiederte dessen tiefe Verbeugung mit einem leichten Kopfnicken, schlug dann die Arme über der Brust zusammen und

spähete mit seinen mächtigen Augen in den ernst-freundlichen Zügen des großen Diplomaten.

Hinter dem Kaiser stand Alexander Berthier, Vice-Connetable des Kaiserreichs, Prinz von Wagram und Neufchatel. Die beiden Fürstentitel, die Napoleon seinem berühmten Generalstabschef verliehen, mußten Oesterreich wie Preußen in gleicher Weise verletzen. Alexander Berthier, Gemahl einer Prinzessin von Baiern, hatte äußerlich wenig Militairisches, er war in gewisser Hinsicht ein wirklicher Fürst geworden, nur seine trüben Augen, die er meist halb geschlossen hielt, gaben seinem sonst würdigen Ansehen einen Anstrich von Traurigkeit und Aengstlichkeit.

Auf der andern Seite des Tisches befand sich Herzog Maret von Bassano, ein feiner Kopf mit ausgearbeiteten intelligenten Zügen, mit schönen klugen Augen; gepudert, frisirt und geschmackvoll elegant gekleidet, wie ein Minister unter Ludwig XV., bildete der Staatssecretair des Kaisers mit seinen glatten Manieren und lebhaften Bewegungen einen vollkommnen Gegensatz zu der harten heftigen Weise seines Herrn, wie zu der methodischen Langsamkeit des Prinzen von Wagram.

„Nun, Herr von Metternich," begann der Kaiser, mit großer Lebhaftigkeit, aber eben so großer Bitterkeit sprechend: „Nun, mein Herr, darf ich Sie als den Gesandten eines Alliirten betrachten, oder wollen Sie hier bei mir nur Herrn von Bubna fortsetzen, in welchem ich mich auf eine ganz ungeheure Weise getäuscht habe? —"

Maret und Berthier sahen sich einander an; sie hatten sich in dem Grafen Bubna nicht getäuscht und hatten Napoleon oft genug gegen die rauhe Freimüthigkeit des böhmischen Edelmanns auf der Hut zu sein gebeten.

„Herr von Bubna ist ein geschickter Mann," fuhr Napoleon fort, „aus der Alliance vom 14. März vorigen Jahres hat er erst eine Intervention gemacht, und nun ist plötzlich eine bewaffnete Mediation daraus geworden. Ja, Herr von Metternich, ich habe keinen Grund, mit Oesterreich zufrieden zu sein, und ich fürchte, daß Sie es hauptsächlich sind, mein Herr, dem das zur Last fällt, denn ich kenne den Kaiser Franz, meinen Schwiegervater, Ihren Herrn!"

Mit unerschütterlichem Gleichmuth schaute Metternich den zürnenden Despoten an.

„Und jetzt kommen Sie, um mir anzuzeigen, daß die Bewaffnung Ihrer Mediation vollendet ist," rief Napoleon, „Ihrer Mediation, die mir feindlich entgegentritt, schon dadurch, daß sie den Vertrag vom 14. März 1812 nicht mehr gelten lassen will. Meinen Sie, daß ich nicht verstehe, was das heißt? Denken Sie, daß ich vergessen habe, daß mir Oesterreich in diesem Vertrage die Integrität meines Reiches garantirt? Das ist nicht loyal, Herr von Metternich, daß Sie jetzt erst kommen, um mir das zu sagen! Warum diese Mittheilung nicht vor zwei, drei Mona-

ten? Freilich, damals waren die zweimalhunderttausend Mann noch nicht bewaffnet, die jetzt hinter der böhmischen Berg-Couliſſe stehen!"

Napoleon lächelte bitter und schwieg einen Augenblick.

„Sire", begann Metternich, sich verneigend, und der reine Klang seiner Stimme verrieth, daß die Vorwürfe Napoleons nicht vermocht hatten, ihn aus seiner ruhigen Fassung zu bringen, „gestatten mir Ew. Majestät zu bemerken, daß Oesterreich . . ."

„Ja, ja, Oesterreich," rief Napoleon unterbrechend, „als ich die Preußen und Russen zwei Mal geschlagen hatte, als meine Feinde zurückkamen von den Illusionen, die sie sich über mich und meine Hülfsmittel gemacht, da war es Oesterreich, mein Verbündeter Oesterreich, der sich in den Streit mischte und mit seiner Geschäftigkeit Alles verwirrte, Alles verdarb. Ja, mein Herr, ohne Ihre verderbliche Intervention wäre der Frieden schon abgeschlossen. Oesterreich ist unter dem Namen einer vermittelnden Macht mein Hauptgegner, weil ich thöricht genug bin, nicht an die Feindschaft meines Schwiegervaters glauben zu können, und darum zweifelnd und hoffend zugleich nach jenen Bergen blicke. Nun denn, Eure Rüstungen sind fertig, Ihr seid jetzt in der Lage, Gesetze vorschreiben zu können, wie hoch ist der Preis, den Ihr für Eure Neutralität verlangt?!"

Vor dieser brusquen Provocation zur Erklärung stutzte Metternich etwas, eine lebhaftere Röthe färbte sein Antlitz, er antwortete ausweichend, aber es entging ihm nicht, daß Napoleon, befangen in seiner Idee, daß Oesterreich ihn nicht feindlich behandeln könne, weil er eine Erzherzogin geheirathet, noch eine Neutralität Oesterreichs für möglich hielt; der österreichische Staatsmann sah schärfer, er wußte, daß sein Kaiser nicht länger neutral bleiben konnte, daß er Napoleon zum Frieden zwingen oder sich mit den Russen und Preußen alliiren müsse.

„Sire," antwortete Metternich, „Ew. Majestät sprechen nur von Neutralität; der Kaiser, mein Herr, ist zu mehr, ist zu einem Bündnisse bereit, zu gemeinschaftlicher Action gegen Rußland und Preußen, wenn es sein muß."

„Und die Bedingungen?" fragte Napoleon hastig, er jagte immer noch seinem Phantom nach, „ich bin bereit, Illyrien zurückzugeben!"

Metternich war unübertrefflich in diesem Augenblicke, er mußte dem großen Eroberer Worte sagen, die demselben noch Niemand gesagt. „Nicht der Kaiser, mein Herr, sondern Europa ist es," sprach er ernst und gehalten, „welches diese Bedingungen stellt, und Ew. Majestät bringen die Opfer, welche die Lage erheischt, nicht Oesterreich, sondern Europa, der Menschheit, die unter den Leiden der unaufhörlichen Kriege seufzt —"

„Zur Sache!" befahl der Kaiser fast drohend, „was verlangt Herr von Metternich im Namen der leidenden Menschheit?"

„Die Rückkehr des Papstes nach Rom," antwortete Metternich

vollkommen ruhig, „die Herstellung des Kirchenstaates, die Aufgabe Italiens, die Aufgabe Polens, die Räumung Spaniens und Hollands, die Aufhebung des Protectorates über den Rheinbund und der helvetischen Mediations-Acte und die sofortige Uebergabe der Festungen Danzig, Hamburg, Küstrin, Glogau, Magdeburg, Torgau, Wesel, Maynz, Antwerpen, Alessandria und Mantua!"

Todtenbleich war das Antlitz des Kaisers, seine Augen schleuderten Blitze auf den kühnen Staatsmann, der es wagte, ihm solche Vorschläge zu machen; Berthier blickte ängstlich verlegen seitwärts, Maret schaute bange und betrübt vor sich nieder, nur Metternich schaute muthig dem Sturme entgegen, der jetzt ausbrechen mußte.

Napoleon schien einen Augenblick nach Worten zu ringen, dann fuhr er heraus, zornig und höhnisch zugleich: „Ah, mein Herr, sagen Sie mir doch, wie viel hat Ihnen England dafür bezahlt, daß Sie Oesterreich zum Kriege mit mir verleiten?"

Das war eines von den Worten, die man nicht vergißt und nicht verzeiht. Metternich war erblaßt, er antwortete nicht, und Napoleon selbst, von dem dunklen Gefühl geleitet, daß er die furchtbare Beleidigung corrigiren müsse in irgend einer Weise, nahm lebhaft das Wort und sprach von der Möglichkeit des Friedens, von seinem Wunsch, mit dem Prager Congreß Ernst zu machen, von der Möglichkeit, daß die Verhandlungen fortgesetzt werden könnten auch nach Aufkündigung des Waffenstillstandes; mehrmals kam er auf seine Familienverbindung mit dem Erzhause zurück; er sprach lange, er sprach gut, aber Metternich zeigte in der gehaltenen Kälte, mit welcher er Alles aufnahm, wie tief er verletzt war. Endlich schloß Napoleon: „Ich will den Frieden aufrichtig, versammeln Sie den Congreß in Prag, ich nehme die Vermittelung meines Schwiegervaters an, die Abtretung der illyrischen Provinzen ist nicht mein letztes Wort! Adieu!"

Der Kaiser verließ das Cabinet zuerst, indem er dem Herzoge von Bassano zurief: „Ordnen Sie das Weitere wegen des Congresses, Maret!"

Berthier folgte dem Kaiser.

Metternich und Maret schlossen nun die Convention, nach welcher sich der Congreß am 27. Juli zu Prag versammeln sollte, auf welchem Oesterreich den Frieden zwischen Frankreich und seinen Feinden vermitteln sollte, nach welcher ferner Napoleon sich anheischig machte, den Waffenstillstand nicht vor dem 10. August zu kündigen, und in der Oesterreich versprach, die Russen und Preußen zu derselben Verpflichtung zu bewegen.

Nach der Schluß-Erklärung Napoleons war diese Convention das Werk einiger Minuten, zwei Diplomaten, wie Metternich und Maret, waren bald mit einander einig. Doch behielt der österreichische Staatsmann die Kälte bei, die er gezeigt, seit er die Beleidigung Napoleons empfangen.

Maret führte seinen Gegner aus dem Cabinet; in dem Dienstsaal kamen ihnen die Könige von Sachsen und Neapel entgegen, sie hatten im Garten das Ende dieser Unterredung abgewartet; der König von Sachsen schaute fragend in das ernste, bleiche Antlitz des österreichischen Ministers, der bei seinem Weggange so auffallend anders aussah, als bei seinem Kommen, daß es Allen, die ihn sahen, auffiel.

Herr von Metternich begrüßte den König von Sachsen mit einer tiefen Verneigung, da ihn der Monarch aber nicht anredete, so ging er weiter.

Vergebens erzählte nun Maret, daß sich der Friedenscongreß am 27. Juli zu Prag versammeln werde, vergebens trug er geflissentlich große Heiterkeit zur Schau, der greise König Sachsens schüttelte leise sein Haupt und blickte bekümmert Herrn von Metternich nach.

Als Metternich aus dem Palast trat, fand er dort eine Menge von Offizieren und Hofbeamten versammelt, da der Kaiser eben zu Pferde steigen wollte. Der österreichische Minister blieb schweigend am Portal stehen; den Palast-Präfecten Baron Bausset, der zufällig neben ihm stand, kannte er seit langer Zeit, er schien ihn erst zu sehen, als dieser ihn begrüßte. Da ergriff er dessen Hand und hielt sie, ohne ein Wort zu sprechen, einige Minuten zwischen der seinigen.

Dieses stumme, convulsivische Lebewohl schnitt dem treuen Anhänger Napoleon's durch die Seele, das böse Verhängniß des Kaiserreichs glaubte er in Metternich's Abschied zu sehen, und mit tiefbekümmertem Herzen sah er ihn in seinen Wagen steigen.

Am selben Abend noch verließ nicht nur Metternich, sondern auch Graf Bubna Dresden; ihre Abreise war so eilig, daß Graf Bubna nicht einmal seine Gemahlin mitnahm, welche ihn nach der sächsischen Hauptstadt begleitet hatte. —

Zwei Tage lang hatte die göttliche Henriette, die unübertreffliche darstellende Künstlerin, die große, die einzige Vernier, wie sich die Theaternarren auszudrücken pflegten, die Abwesenheit des jungen, hübschen Grenadier-Capitains ziemlich ruhig ertragen; als derselbe aber auch am dritten Tage nicht erschien, wurde ihre Verwunderung zur Unruhe, denn sie hatte durchaus nicht Lust, so ohne Weiteres auf den hübschen Offizier zu verzichten, der sich bis jetzt noch jede ihrer Launen hatte gefallen lassen, der sich bemühte, ihre kleinen Phantasieen zu befriedigen, und leit- und lenksam war, wie selten ein napoleonischer Garde-Offizier.

Henriette beschloß, sich nach dem Flüchtling zu erkundigen, und wendete sich, als sie am dritten Tage Nachmittags bei einem Spaziergang, ganz zufällig natürlich, auf einen Trupp kaiserlicher Offiziere stieß, die sie sofort plaudernd und scherzend umringten, an einen alten Obrist, von dem sie wußte, daß er ein besonderer Gönner ihres Ungetreuen, und fragte denselben: „Wo haben Sie denn den jungen Capitain, Herr

Obrist, den Sie protegiren, ich habe ihn seit ein paar Tagen nicht im Theater gesehen!"

Es machte dem alten Haudegen ein wahres Vergnügen, der Schauspielerin versichern zu können, der Capitain Gervais von Sainte-Pallaie habe Dresden verlassen.

„Also fort, ohne Abschied!" dachte Henriette ärgerlich.

Der Oberst sah mit Entzücken, daß sich die Schauspielerin ärgerte. „Der Capitain hat mir noch eine Menge Grüße und Bestellungen hinterlassen," fuhr der Oberst boshaft fort, „mich wundert eigentlich, daß ich keinen Auftrag für Sie habe, Mademoiselle, mein junger Freund war doch in letzter Zeit zuweilen in Ihrer Gesellschaft?"

„Das ist ein Zeichen, mein Herr," versetzte die Dame gereizt und übler Laune, „daß der Herr von Sainte-Pallaie in Ihrem Umgang nicht viel Lebensart gelernt hat!"

„Mademoiselle," sagte der alte Krieger ruhig, „mäßigen Sie sich etwas in Ihren Ausdrücken, wenn Sie mit einem Offizier des Kaisers sprechen, ich wenigstens gehöre nicht zu den Männern, welche sich ungestraft beleidigen lassen; Ihre Unverschämtheit hätte schon eine exemplarische Züchtigung verdient, ich verzeihe sie Ihnen, weil der Unmuth über den Verlust eines bequemen Liebhabers aus Ihnen sprach; bei der nächsten Unverschämtheit, die ich aus Ihrem Munde vernehme, werde ich ein Wort über Sie mit dem Palast-Präfecten Baron Bausset reden. Merken Sie sich, Mademoiselle, daß eine Frau, welche Ansprüche auf den Schutz und die Galanterie der Männer macht, die Männer, auf ihr Geschlecht trotzend, nicht mißhandeln darf."

Leicht grüßend ging der Colonel, die Schauspielerin aber, erst sprachlos vor Wuth, brach dann in eine Fluth von Verwünschungen gegen den alten Soldaten aus.

„Schweigen Sie, Henriette," riefen die andern Offiziere, „Sie haben Unrecht! Wer heißt Ihnen, mit dem Alten anbinden! Wahrhaftig, Sie können froh sein, daß Sie noch so davon gekommen sind. Reizen Sie ihn nicht weiter, der Palast-Präfect ist seiner Schwester Sohn, und wenn er will, haben Sie morgen Ihre Entlassung und werden mit einer Marschroute nach Frankreich geschickt."

Das Zureden der Offiziere beruhigte äußerlich wenigstens die gereizte Schauspielerin; sie begriff ihren Fehler, und wenn sie ihn auch nicht eingestand, so war sie doch geschickt genug, eine neue Conversation anzufangen.

„Capitain Sainte-Pallaie hat wirklich ein unermeßliches Glück!" sagte plötzlich ein junger Lieutenant, „der Kaiser hat ihn heute als Courier nach Mainz zur Kaiserin geschickt und ihm selbst, persönlich, seine Aufträge ertheilt."

Henriette horchte hoch auf.

„Ja, er hat Glück," sagte ein anderer Offizier, „aber wenn man

gerecht sein will, so muß man auch gestehen, daß er sein Glück verdient, denn der junge Mann schlägt sich mit einer bewundernswerthen Bravour."

„Pah! er ist tapfer," versetzte ein Dritter achselzuckend, „aber wer ist nicht tapfer? Alle Welt ist tapfer!"

„Alphonse, Sie haben recht," rief der junge Lieutenant, „Tapferkeit ist eine gemeine Eigenschaft; ich kenne keinen Franzosen, der nicht tapfer wäre. Feine Sitte ist mehr als Tapferkeit!" Damit bot er der Schauspielerin seinen Arm, und diese zögerte nicht, ihn anzunehmen.

Lautes Gelächter und ein Pelotonfeuer von Scherzen und Witzen folgte dem Paar.

Achtes Capitel.

Ein Rückzug und drei Siege.

Der Sieg schwung seine güldnen Flügel durch's
Kampfesthal,
Und wie Altäre glüh'n die Hügel in seinem Strahl.
Der hohen Berge Gipfel wallen voll Opferpracht,
Derweil noch einz'le Donner schallen, Echo der
Schlacht.
Hart habt ihr, schwer und hoch gerungen manch'
heißen Tag,
Nun ist's, ihr Brüder, ist's gelungen, der Sieg
ist wach!
Herüber tönt's von Schlesiens Höhen, her aus der
Mark,
Wie Preußens, Rußlands Panner wehen, an Ehren
stark.
(Friedr. Baron de Lamotte Fouqué.)

Der Waffenstillstand und der Prager Congreß waren vorüber.

Was Graf Narbonne vorausgesehen und vorausgesagt, Alles war eingetroffen. Napoleon hatte sich nicht entschließen können, Oesterreich zu gewinnen durch die allerdings großen Opfer, die von ihm verlangt wurden, und Oesterreich war dem Bunde seiner Gegner beigetreten.

Noch kurz vor der österreichischen Schlußerklärung hatte Napoleon nicht an einen Krieg mit seinem Schwiegervater geglaubt; vergeblich hatte ihm Narbonne auseinandergesetzt, daß die Verträge von 1809 und 1812 Oesterreich in eine so ungleiche Lage Frankreich gegenüber gebracht, daß er dessen Alliance immer nur als provisorisch, dessen Neutralität selbst als unmöglich, dessen Feindschaft aber als unvermeidlich für die Folge betrachten müsse.

Napoleon glaubte dem treuen Manne nur halb.

Die Gebietsabtretungen, zu denen man einen großen Staat zwingt, wirken ganz so wie die Güterconfiscationen, mit denen man im Mittelalter die großen Adelsgeschlechter heimsuchte. Beide werden nie vergessen, beide machen eine Wunde, die immerfort brennt, der Haß wird erblich, der dumpfe Groll frißt innerlich immer weiter und endlich bricht er

doch in offene Feindschaft aus. Ein beraubter Fürst fühlt sich in den Augen seines eigenen Volkes gedemüthigt; er wird es nie vermögen, sein Volk zum Dienst seines Besiegers zu zwingen. Man kann nie auf die Hülfe und die Treue eines Fürsten zählen, dessen Erbstaaten man verkleinert hat. Es war mit Oesterreich nichts Anderes, als mit Preußen, nur mit dem Unterschied, daß selbst die unermeßlichen Abtretungen, mit denen Napoleon Oesterreich hätte versöhnen können, Preußen nicht befriedigt haben würden. Napoleon hatte Oesterreich Länder genommen und hatte es diplomatisch gedemüthigt; es wäre durch Abtretungen und diplomatische Siege zufrieden zu stellen gewesen, Preußen aber nicht; Preußen bedurfte blutiger Genugthuung für blutige Beleidigung. Oesterreich rechnete mit Frankreich, Preußen aber mit Napoleon persönlich, und Napoleon glaubte umgekehrt immer nur persönlich mit seinem Schwiegervater zu verhandeln.

Hätte Napoleon seine Lage richtig beurtheilt, so hätte er entweder Oesterreich befriedigt, oder er hätte ihm wenigstens nicht Zeit gelassen, seine Rüstungen zu beendigen; er hätte nicht seine Zeit mit Congreß und Waffenstillstand verloren. Die Anstrengungen, die er nachher machte, hätten ihn zwar auch sechs Wochen früher nicht gerettet, aber wahrscheinlich würden sie ihn vor den größten Niederlagen bewahrt haben.

Was aber konnte Napoleon zu dieser Politik des Zauderns, Zögerns und Hinziehens bewegen, die ihn nothwendig ins Verderben stürzen mußte, die anscheinend so wenig mit seinem Charakter und seinem ganzen Wesen übereinstimmte?

Er war nicht so blind, daß er die Gefährlichkeit seiner Lage übersehen hätte, aber es giebt in der Politik zuweilen Ereignisse, die man kommen sieht, die dem einfachen Menschenverstande sich sogleich als unvermeidlich darstellen, an welchen man aber trotzdem hartnäckig zweifelt bis zuletzt. Das sind die Ereignisse, die Gott schickt, wenn er Jemandem seine Hand fühlen lassen will. Es ist dann die offenbare Unvermeidlichkeit eben, welche den Zweifel hervorruft. Die Folgen solcher Ereignisse scheinen so schwer, daß man lieber, wenn auch nicht die Möglichkeit, so doch die Nähe solcher Ereignisse bezweifelt. Man sieht das Unheil herankommen, aber man täuscht sich geflissentlich über seine Entfernung, man hofft auf einen Aufschub, auf irgend einen rettenden Zwischenfall, eine glückliche Diversion, bis der Keulenschlag der vollbrachten Thatsache den Zweifel und den Zweifler zugleich niederschmettert.

So fürchtete und hoffte der zweifelnde Kaiser den ganzen Monat Juli hindurch; seine Gesandten in Prag hatten eine furchtbare Stellung, bald mußten sie Rußland freundlichste Anerbietungen machen, bald Oesterreich; es war aber immer Oesterreich, auf das Napoleon hoffte, denn durch seine Annäherungen an Rußland wollte er immer nur Oesterreich irritiren, ernstlich bemühte er sich nur um Oesterreich.

Eine Furcht war es besonders, die Napoleon hinderte, durch die

geforderten Abtretungen Oesterreich und damit die einzige Möglichkeit seiner Rettung zu gewinnen. Die Größe dieser Abtretungen hatte allerdings zuerst den Stolz des Eroberers empfindlich verletzt, aber dieser Stolz hätte sich abfinden lassen; es war ein anderer Gedanke, der ihm diese Abtretungen unmöglich machte, es war das der Gedanke an die Rechenschaft, die er vor den Kammern abzulegen hatte. Es klingt kaum glaublich, aber Napoleon fürchtete sich wirklich vor diesen schwachen Resten der Volksrepräsentation, die er seit Jahren schon gewissermaßen für mundtodt erklärt hatte. Napoleon fürchtete sich vor den Kammern, und seine Furcht war nicht lächerlich, sie war wohl begründet; er mußte sie fürchten, ganz einfach schon darum, weil sie da waren; denn seines revolutionären Ursprunges sich wohl bewußt, fühlte der Kaiser, daß diese stummen, bedientenhaft gefälligen Kammern die Sprache wiederfinden würden in dem Augenblick, in welchem er nicht mehr mit dem blendenden Glanz des Siegers umstrahlt ihnen Befehle ertheilen konnte, sondern als Besiegter ihnen Rechenschaft ablegen mußte.

Mit dieser Furcht vor den Kammern, die es Napoleon unmöglich machte, den Kaufpreis der Rettung zu zahlen, ging Hand in Hand eine Hoffnung, die ihn hinderte, durch rasches Handeln den Kampf zu einer Zeit aufzunehmen, da die Chancen für ihn noch günstiger waren, eine Hoffnung, die auch nach Wiederausbruch des Krieges noch fast alle seine Bewegungen bestimmte.

Napoleon konnte kein tiefer denkender Staatsmann sein, er war in seiner ganzen Politik nie mehr gewesen, als ein roher Empiriker; sein Glück und seine Erfolge hatten ihn selbst sowohl, wie die Franzosen und die große Majorität in anderen Völkern zu dem Glauben verleitet, daß er ein großer Politiker sei. Nichts war falscher als dieser Glauben; Napoleon hatte nur eine politische Maxime, die, seine Gegner zu trennen und sie dann einzeln zu vernichten. Diese Maxime, die man in die Formel gebracht hat, „divide, ut imperes!“ mag von Politikern zweiten und dritten Ranges als große Weisheit angestaunt werden, aber sie ist schon darum nicht von Werth, weil sie nicht mit den ewigen Ordnungen Gottes stimmt, denen sich zuletzt alle Politik fügen muß.

Der große Sohn der Revolution vermochte es so wenig, den Glauben an die Unfehlbarkeit seiner Maxime aufzugeben, daß er noch nach der österreichischen Kriegserklärung seinen getreuen Caulaincourt in das Hauptquartier der Verbündeten schickte, auf die persönliche Beliebtheit rechnend, in welcher der Herzog von Vicenza bei dem Kaiser von Rußland stand. Caulaincourt brachte natürlich nichts weiter nach Dresden zurück, als die Versicherung, daß der Krieg ein Krieg auf Tod und Leben sei, denn die Coalition sei nicht zu sprengen, weil sie auf Furcht und Haß gegen Napoleon persönlich begründet. Haß für das, was er den Alliirten, jedem Einzelnen und Allen zusammen, gethan, Furcht vor dem, was sich jeder Einzelne und Alle zusammen für die Folge von ihm

zu versehen hätten. Der Krieg gegen eine solche Coalition aber muß mit dem Untergange des Schwächern enden, jeder Sieg gegen die Coalition muß dieselbe fester machen, weil er die Motive, aus denen sie hervorgegangen, Furcht und Haß, verstärkt.

Seit der Kriegserklärung Oesterreichs war Napoleon der Schwächere, sein Kampf also ein hoffnungsloser, aber er glaubte es nicht; er verachtete die Menschen und war der Meinung, daß ihre festesten Entschließungen bei großen Schlägen nicht Stand hielten; er war überzeugt, daß ein Schlag, wie bei Wagram, ihm Oesterreich unterwürfig machen werde, daß ein Sieg, wie bei Jena, einen zweiten Tilsiter Frieden herbeiführen müsse, mit einem Wort, Napoleon glaubte, als der Kampf wieder begonnen, ein großer Sieg genüge, um seine Feinde zu trennen; dann hoffte er Oesterreich durch große Vortheile zu gewinnen, Preußen und Rußland aber machtvoll demüthigen oder vernichten zu können.

Was der schwache Politiker Napoleon erdacht, sollte der gewaltige Feldherr Bonaparte in's Werk setzen; aus Dresden, seinem befestigten Lager, brach er hervor mit dem gewaltigen Anlauf der französischen Kriegsfurie gegen die verhaßten Preußen zuerst. Durch die Lande stürmend, wollte er zunächst auf Berlin fallen und Preußen durch solchen Stoß in's Herz treffen. Aber selbst wenn der Anfall gelungen wäre, das Herz Preußens schlug nicht in Berlin, das Herz Preußens schlug überall, wo die schwarz-weiße Fahne wehte, Preußen war nicht in Berlin; in den Bivouacs Blücher's, York's, Bülow's, Kleist's und der anderen Feldherren, da war Preußen.

Aber der stürmende Kaiser kam nicht bis Berlin, denn die Feldherren Barclay de Tolly und Fürst Schwarzenberg zogen gegen Dresden mit mächtigen Heeren, die verbündeten Monarchen selbst mit ihren Garden dabei; Napoleon sah den Stützpunkt seiner Operationen schwer bedroht, er mußte umkehren, denn mit Dresden verlor er Sachsen und die Elbe.

Am sechsundzwanzigsten August, Mittags, standen die Verbündeten vor Dresden, in welchem der Marschall Gouvion Saint-Cyr befehligte. Die Monarchen von Preußen und Rußland wollten sofort angreifen, Fürst Schwarzenberg aber, der österreichische Ober-Feldherr, setzte es durch, daß der Angriff bis zum anderen Tage Nachmittags vier Uhr verschoben wurde. Damit verlor man alle Vortheile des Vormarsches aus Böhmen. Am andern Morgen um eilf Uhr war Napoleon in Dresden, und Nachmittags kamen auch seine Colonnen, die er nach Schlesien geführt, wieder an. Napoleon's Schnelligkeit und Schwarzenberg's Langsamkeit retteten den französischen Marschall in Dresden, der am Tage vorher von der Uebermacht der Verbündeten erdrückt worden wäre.

Am folgenden Tage begann der Angriff auf Dresden; in weitem Halbkreise um die sächsische Hauptstadt von Lobda bis Closewitz don-

nerte das Geschütz, die Colonnen gingen im Sturmschritt vor. Ueber Räcknitz, Plauen und Lobda avancirten die Oesterreicher, russische Grenadiere über Pestitz und Leibnitz, die Preußen unter Kleist nahmen den „großen Garten" und drangen in die Vorstädte, die Kugeln der Verbündeten säuberten die Straßen Dresden's. Aber in der Stadt lag Napoleon, des Momentes harrend, und plötzlich brach er aus allen Schlägen zugleich heraus mit den in Dresden concentrirten Heerhaufen und drängte die Verbündeten im hartnäckigen, mörderischen Gefecht zurück von der Stadt.

Es war ein regnerischer, herbstlich kalter Abend; nach und nach erstarb das Kleingewehrfeuer, die Preußen schlugen sich im „großen Garten" bis zur Dunkelheit, und als die Nacht angebrochen war, erschien Dresden wie von einem doppelten Flammengürtel umgeben. In der Tiefe im engeren Kreise leuchteten die Wachtfeuer der Franzosen; im weiteren auf den Höhen die der Verbündeten. Die alliirten Heere behaupteten ihre Stellung, sie zogen ihre Vorhut aus dem „großen Garten" zurück und erwarteten Napoleon's Angriff, denn dieser mußte nun seinerseits angreifen, um seine Communicationslinie wieder zu gewinnen. Das war eine lange und bange Nacht, endlich graute der Tag.

Es war der achtundzwanzigste August, der Regen floß in Strömen herab. Die Heere standen sich sehr nahe, und alsbald begann unter heftigem Geschützfeuer die gewaltige Blutarbeit. Napoleon, sein Centrum durch die Dresdener Befestigung und starkes Artilleriefeuer von dort deckend, operirte zu gleicher Zeit gegen beide Flanken der Alliirten. Ungestüm warf sich König Murat rechts auf die Oesterreicher, die, durch den tiefen Plauen'schen Grund von der Hauptarmee getrennt, nicht ausgiebig unterstützt werden konnten; der Prinz von der Moskowa avancirte auf Gruna, Gouvion Saint-Cyr auf Strehlen, der Herzog von Ragusa drang zwischen Räcknitz und Plauen, der Herzog von Belluno gegen Roßthal, Seusewitz und Corbitz mächtig vor. Die Kanonade brüllte auf der ganzen Linie, des Regens wegen verstummte das Kleingewehrfeuer fast ganz. Die Franzosen gewannen offenbar Terrain, und der Prinz von der Moskowa avancirte so hastig, daß die verbündeten Monarchen den preußischen General von Kleist detachirten, um ihn von Dresden abzuschneiden, doch wurde der Befehl zurückgenommen, da der russische General Graf Barclay de Tolly sich weigerte, diese Bewegung zu unterstützen, die seine Geschütze in Gefahr bringe.

Es war Mittag, die Franzosen avancirten noch immer, obwohl langsamer, und der Zeitpunkt mußte bald eintreten, in welchem ihrem Vordringen ein Ziel gesetzt werden mußte, wenn die Verbündeten ihre Stellungen behaupten wollten. Das Wetter war entsetzlich, Sturm und Wirbelwind wechselten rasch mit heftigen Regengüssen.

Kurz nach ein Uhr hielten Kaiser Alexander und König Friedrich

Wilhelm neben einer österreichischen Batterie, auf welche die Franzosen ein heftiges Feuer richteten. Vielleicht hatte die zahlreiche Suite der Monarchen die Aufmerksamkeit der feindlichen Artilleristen erregt.

Kaiser Alexander wendete sich zu dem General Jomini, welcher, einer der ausgezeichnetsten Offiziere in Napoleon's Generalstab, vor kurzer Zeit in russische Dienste getreten war, und unterhielt sich mit ihm über die feindliche Stellung, die schwer zu erkennen war.

Da ritt ein Mann an die Seite des russischen Kaisers, der eben seinem steten Begleiter, dem Fürsten Wolchonsky, einen Befehl ertheilte, und bat ihn, die Batterie zu verlassen.

Der Offizier in Generals-Uniform war eine äußerlich sehr unbedeutende Erscheinung, sein ganzes Wesen hatte etwas Bescheidenes und Zurückhaltendes, und dennoch mußte es ein bedeutender Mann sein, denn die hohen preußischen, russischen und österreichischen Offiziere im Gefolge der Monarchen blickten mit einer unverkennbaren Hochachtung auf ihn.

Und so war es; der Mann war der berühmte Feldherr von Hohenlinden, der General Moreau, Napoleon's Nebenbuhler, der aus Amerika, wohin ihn Napoleon's Eifersucht verbannt, über das Weltmeer kam, um sich mit ihm zu messen.

„Glauben Sie mir, Sire,“ sagte er zu dem Kaiser Alexander, „Sie werden auf jener Anhöhe der Schlacht besser folgen können. Darf ich Sie führen?“

Der Kaiser Rußlands sah sich nach seinem hohen Alliirten um, da aber König Friedrich Wilhelm eben nach einer andern Seite geritten war, so nickte er dem General Moreau zum Zeichen seiner Einwilligung zu. Dieser wendete sein Pferd und ritt vor dem Kaiser hin, der ihm im Schritt folgte.

Sie waren kaum einige Ellen von der Batterie entfernt, als eine Kugel dahersauste, dem General Moreau das rechte Bein fortriß und, durch das Pferd schlagend, ihm auch die linke Wade und das Knie schwer verletzte.

Alle Generale und Offiziere fast sprangen von den Pferden, auch der Kaiser Alexander; die Verwirrung, die Betrübniß und der Schmerz waren groß. Als Moreau wieder zur Besinnung kam, sagte er leise: „Ich bin hin!“ Dann, auf den russischen Monarchen blickend, setzte er hinzu: „Es ist süß, für die gerechte Sache zu sterben und unter den Augen eines so großen Herrschers!“

Aus Kosakenpiken wurde eine Tragbahre zusammengesetzt, Mäntel wurden darüber gebreitet, so trugen russische Gardekosaken den berühmten Feldherrn in die erste Hütte des nächsten Dorfes. Hier wurden ihm beide Beine abgenommen, er erduldete die furchtbaren Schmerzen der Amputation mit der Standhaftigkeit eines Soldaten; aber die napoleonischen Kanoniere schienen eine Ahnung davon zu haben, daß der Neben-

buhler ihres Feldherrn in der Hütte war, die Kugeln sausten wie Hagelschauer herüber, und kaum war der erste Verband angelegt, als sie die Ecke des Gemachs fortrissen, in welchem Moreau lag. In Sturm und Regen wurde der Verwundete weiter rückwärts gebracht.

Dieser Unglücksfall machte einen sehr niederschlagenden Eindruck in der Umgebung der Monarchen, der nicht verbessert wurde, als die Nachricht kam, daß die Oesterreicher jenseits des Plauen'schen Grundes geworfen seien und immer heftiger gedrängt würden.

Der Tag neigte dem Abend zu; man kam endlich auf den Gedanken, die Schlacht abzubrechen. General Jomini schlug vor, auf Dippoldiswalde zurückzugehen, aber der König von Preußen erklärte sehr bestimmt und kurz, daß er von keinem Rückzug etwas hören wolle. Kaiser Alexander war der Meinung seines Alliirten, auch er wollte die Schlacht am andern Morgen fortsetzen und hielt die von den Franzosen errungenen Vortheile für unbedeutend. Aber Fürst Schwarzenberg stimmte für den Rückzug nach Böhmen und machte endlich, als die Monarchen sich nicht fügen wollten, die niederschlagende Mittheilung, daß die österreichischen Truppen weder Munition noch Proviant genug hätten.

Man mußte sich fügen.

Der Rückzug begann am späten Abend; die Wege waren kaum zu passiren, Menschen und Pferde sanken tief in den Koth ein, alle Truppentheile waren müde, die undurchdringliche Finsterniß vermehrte bei dem starken Regen und dem Toben des Sturmes die Unordnung. Zwischendurch vernahm man das Wehklagen der Verwundeten, das Commandiren, Schelten, Fluchen und Rufen in deutscher, russischer, polnischer, italienischer und ungarischer Sprache.

Es war eine gräßliche Nacht; im ganzen Kriege, weder früher noch später, war die Verwirrung jemals so groß.

Einen besonders niederschlagenden Eindruck machte dieser Rückzug auf die Cavallerie; sie war fast nirgend zum Gefecht gekommen, litt bei dem Wetter vorzüglich und mußte nun zurück auf grundlosen Wegen nach Böhmen.

Am zweiten Tage dieses Rückzugs nach Böhmen war's, als der Lieutenant von Bülow vom brandenburgischen Kürassier-Regimente aus dem Bivouac zwischen Liebenau und Peterswalde mit zwanzig Pferden ausgesendet wurde, um Fourage und Lebensmittel aufzutreiben.

In einem sächsischen Dorf hart an der böhmischen Grenze, wo sich Fourage und Lebensmittel, auch Wagen zu deren Fortschaffung fanden, ließ der preußische Offizier mehrere derselben beladen und gab wenig auf den Schulzen des Ortes Achtung, der sich dicht in seiner Nähe hielt und sehr ängstlich und bekümmert zu sein schien. Endlich trat der schon ältliche Mann an einen Oberjäger der freiwilligen Jägerschwadron des Kürassier-Regiments, der sich bei dem Commando befand, heran und fragte ihn schüchtern, ob es denn nicht möglich sei, daß er einige Flaschen

Wein wiederbekommen könne, die man in seinem Hause mitgenommen und auf den Wagen gebracht hätte.

Der Oberjäger, in seinem grünen Collet mit kornblumenblauem Kragen, den noch halbnassen grauen Mantel auf der linken Schulter, stützte sich auf seinen krummen Säbel und schaute dem Schulzen verwundert in das Gesicht.

Da der Schulze aber seine Frage dringender wiederholte, so versuchte der freiwillige Jäger, seinem sehr gutmüthigen Gesichte einen grimmigen Ausdruck zu geben und sagte soldatisch kurz: „Das kann nicht geschehen, Landsmann, unsere Kameraden haben seit mehreren Tagen schon nichts Stärkendes und Warmes genossen, der Wein wird ihnen vorzüglich willkommen sein!"

Der Schulze sah dem Oberjäger noch einmal forschend in's Gesicht; da er in demselben aber viel mehr Gutmüthigkeit lesen mochte, als der preußische Reiter zeigen wollte, so bat er denselben, ihm auf einen Augenblick in sein Haus zu folgen.

Der Jäger warf einen prüfenden Blick auf die Wagen, welche noch beladen wurden, dann trat er, ohne eigentlich etwas Bestimmtes zu denken, nur dem Zuge einer angeborenen Gefälligkeit nachgebend, in das Haus des Schulzen.

Dieser aber öffnete in seiner großen Stube die Thür einer Kammer, ließ den Oberjäger eintreten und zeigte auf ein Bette. In diesem Bette lag schlummernd ein schönes, junges Weib — der Jäger hatte nie so milde, liebliche, friedlich sanfte Züge gesehen, er schaute fast bestürzt in dieses bleiche Engels-Angesicht, und mit halber Gewalt mußte ihn der Schulze aus der Kammer in das Zimmer zurückziehen.

Er schloß die Thür und sagte: „Herr Preuße, das ist die junge Wittwe meines Sohnes; sie ist kaum von einem schweren Nervenfieber errettet, sie befindet sich noch im Zustande der größesten Schwäche; der Wein ist ihr vom Arzt als Stärkungsmittel vorgeschrieben; sie geht zu Grunde ohne Wein, das junge, liebe Geschöpf, und ich kann ihr keinen Wein geben, wenn Sie mir die letzte Flasche nehmen. Bedrängt von Kriegslasten aller Art, fehlen mir die Mittel, und selbst wenn ich Geld hätte, jetzt bei der Nähe der feindlichen Heere geht Niemand in die Stadt, um Wein für mich zu holen!"

„Kommen Sie zu dem Offizier!" sagte der Oberjäger und führte den Alten zu dem Lieutenant von Bülow.

Der Kürassier-Offizier hatte auch schon eine abschlägliche Antwort auf der Zunge, aber das würdige und verständige Benehmen des Schulzen und die Mittheilung des Oberjägers bestimmten ihn fast augenblicklich, den Wein zurückzugeben.

Mit Dank und sichtbar großer Freude empfing der Schulze den Wein zurück; als ihm aber der Lieutenant noch die Hand zum Abschied reichte und seiner Schwiegertochter gute Besserung wünschte, da faßte

der alte ehrliche Sachse die Hand des Preußen mit großer Innigkeit und sprach: „Herr Lieutenant, noch einige Worte von Wichtigkeit, Sie werden den kurzen Aufschub nicht bereuen, aber so kann ich Sie nicht wieder fortlassen. Wir Sachsen sind leider die Bundesgenossen der Franzosen, und deshalb sollen wir nun die Feinde der Preußen sein; die Franzosen handeln aber wahrhaft feindlich gegen uns, wir können die Lasten, die sie uns aufbürden, kaum noch tragen, und nebenher mißhandeln sie uns. Sie haben sich ganz anders gegen mich gezeigt, Sie, Herr Lieutenant, und der gute Herr hier im grünen Röckchen; dafür will ich Ihnen nun auch meinerseits beweisen, daß ich ein dankbares und deutsches Herz habe. Erfahren Sie denn, daß in geringer Entfernung seitwärts von hier ein ganzes französisches Armee-Corps unter dem General Vandamme auf der Straße von Nollendorf und Teplitz vorbeimarschirt, also bereits in Ihrem Rücken ist. Vor ein paar Stunden erst sind die letzten vorübergezogen. Ich denke, Sie werden mir glauben, sonst kann ich Ihnen auch einen Beweis davon ganz in der Nähe geben: hier vor dem Dorfe stürzte ein Chasseur und brach das Bein, er liegt in meiner Bodenkammer versteckt. Sie werden ihm gewiß nichts thun, doch bitte ich Sie dringend, mich nicht zu verrathen, denn es ist uns bei Androhung der schwersten Strafen befohlen, diesen Marsch der Franzosen geheim zu halten!"

Der Lieutenant von Bülow begriff sofort die Wichtigkeit dieser Mittheilung; er ließ noch einmal, unter dem Vorwande, Lebensmittel zu suchen, das Haus des Schulzen visitiren; der Oberjäger richtete es so ein, daß er noch einmal die schöne junge Frau sah, daß dieselbe aber sonst nicht gestört wurde.

Man fand den Chasseur. Nach harten Bedrohungen bekannte er, vor Schmerz und Furcht, weiter gebracht zu werden, daß Vandamme die Pässe nach Böhmen besetzen und der Kaiser von Dresden aus angreifen werde.

Diese Mittheilung war von so unermeßlicher Wichtigkeit, daß der Lieutenant von Bülow die Abfahrt seiner Wagen so viel als möglich beeilte, dann aber das Commando dem Oberjäger Faßmann übergab, und so rasch als ihn sein Pferd tragen wollte, zu seiner Schwadron zurückritt, wo er sofort dem Rittmeister von Meyer, seinem Schwadrons-Chef, meldete, was er gesehen und gehört. Der Rittmeister übersandte schriftlich die wichtige Nachricht nach Fürstenwalde, wo sich das Hauptquartier des Generals von Kleist befand. Der Lieutenant von Bülow wurde in das Hauptquartier beschieden, um persönlich Auskunft zu geben, und sofort erklärte der General von Kleist: „Das ist von äußerster Wichtigkeit, wir müssen nun die Disposition ändern und unsern Marsch beschleunigen; wird Vandamme unten im Thal angegriffen und wir können ihn zur rechten Zeit im Rücken fassen, so möchte sich die Sache ändern!"

Am folgenden Morgen bildete die zweite Schwadron des brandenburgischen Kürassier-Regiments, bei welcher sich einige Freiwillige von der Jäger-Schwadron des Regiments unter dem Oberjäger Rudolph Faßmann befanden, die Nachhut des Kleist'schen Corps mit dem sechsten Reserve-Infanterie-Regiment unter dem Commando des Oberst-Lieutenants von Loebel.

Die Reiter hielten, bis die ganze Bagage auf dem großen Colonnenwege nach Nollendorf zu vorüber war. Der Weg war schön; der Nebel, der am Morgen sehr stark gewesen war, verschwand allmählich, es war helles, klares Sonnenwetter.

Es war etwa zwölf Uhr Mittags, als die Schwadron in Nollendorf eintraf; von einem steilen Abhang hinter der Kirche, wo die Reiter abgesessen hielten, sah man frei hinunter in das Thal, wo die Schlacht tobte, die später die Schlacht bei Culm genannt wurde. Man sah die Schlacht so deutlich, daß man jede Bewegung bemerkte; man gewahrte jede einschlagende Granate, aber die Höhe, auf der sich die Kürassiere befanden, war so beträchtlich, daß man keinen Laut von dem Donner des Geschützes vernahm.

Plötzlich wurde die Schwadron alarmirt; sie hatte kaum Zeit aufzusitzen, als sich ein dicht gedrängter Schwarm, — hauptsächlich Packknechte mit Handpferden, berittene Artilleristen, höhere und niedere Offiziere von allen Waffen, viele verwundet, — aus dem Hohlwege hervorwirbelt und vorüber stürzt, wild verfolgt von einer größeren Masse feindlicher Cavallerie, welche, unten im Thale geworfen und gedrängt, sich unter dem General Corbineau nach oben durchschlagen wollte. Ungestüm warf sich die Schwadron auf die feindliche Masse und sprengte sie; dann aber begann ein heftiges Handgemenge; die Kürassiere kamen auseinander im Einzelnkampf; Jeder schlug sich einzeln gegen einzelne Franzosen; der Lieutenant von Woldeck zwang den General Dumonceau, sich ihm zu ergeben; Oberjäger Faßmann, der einen seiner Jäger in großer Gefahr sah, wollte sich zu ihm durchschlagen, da erhielt er zu gleicher Zeit einen Hieb über den rechten Unterarm und einen Hieb über den Kopf, der seinen Czacko herunter warf; er schwankte im Sattel und ließ die Zügel fallen. Mit einem gewaltigen Sprunge setzte sein Pferd, das so eben einen Streifschuß erhalten hatte, in den Hohlweg abwärts und brauste durchgehend die Straße nach Culm hinunter; der Oberjäger faßte mit der Linken, die nicht verwundet war, die Mähne und klammerte sich mit den Schenkeln fest. Ihm schwindelte; er sah nichts mehr; unaufhaltsam tobte das wunde Pferd mit ihm thalwärts in mächtigen Sätzen. Endlich strauchelte es, brach zusammen und schleuderte im Niederstürzen seinen Reiter mit solcher Gewalt zu Boden, daß derselbe wohl zwanzig Schritte von seinem Pferde liegen blieb.

Um dieselbe Zeit ungefähr verließ der König von Preußen mit dem Kaiser von Rußland den Berg, von welchem aus er der Schlacht zuge-

sehen; die russischen Garden unter Yermoloff, der an des schwer verwundeten Helden Ostermann Stelle das Commando übernommen, hatten mit dem Bajonnet die Franzosen aus Culm geworfen; der Sieg war entschieden. Beide Monarchen mit ihrer Suite folgten der Flucht bis zum Dorfe Arbisau; es fielen nur noch einzelne Flintenschüsse; die Schlacht war vorüber.

Ganze Colonnen Gefangener defilirten mit ihren Offizieren in den Pelotons, die Obersten und die Bataillonschefs an der Spitze; 12,000 Gefangene, 84 Kanonen, 20 Fahnen, 200 Munitionskasten waren die Siegesbeute.

Ernst blickte König Friedrich Wilhelm vom hohen Roß nieder auf die Gefangenen; zwei Tage war er nicht gewichen vom Schlachtfelde; seine Anwesenheit, sein Beispiel hatte die russischen Garden ermuthigt und angefeuert; er hatte einen großen Antheil an diesem Siege, der nun endlich auch durch seinen Feldherrn Kleist und durch das Erscheinen seiner Preußen in Nollendorf so glorreich entschieden wurde. Kleist's Vormarsch von Nollendorf vollendete die Niederlage Vandamme's, machte ihm die Flucht unmöglich und zwang ihn zur Ergebung.

Wohl glänzte auch in Friedrich Wilhelm's ernsten Augen hohe Siegesfreude, wenn sich dieselbe auch nicht so froh und liebenswürdig aussprach, wie die des Kaisers Alexander. Noch immer defilirten Gefangene; endlich brachten Kosaken den General Vandamme.

Dieser Mann hatte sich einen tief verhaßten Namen gemacht in Preußen durch das furchtbare Plünderungs- und Aussauge-System, mit denen er die Städte und Lande Preußens heimgesucht; aber er war ein kühner und tapferer Soldat und mit großen Fähigkeiten ausgerüstet. Was mochte er fühlen, als man ihn zu den Monarchen führte? Als er dieselben sah, stieg er von seinem prächtig aufgezäumten Schlachtroß. Der Abschied von dem edeln Thier mochte ihm schwer werden; er küßte sein Pferd; die Kosaken, die ihn umringten, begriffen das, und mancher andere tapfere Reiter sah es mit Rührung.

Langsam näherte sich der gefangene Feldherr den Monarchen mit entblößtem Haupt. Mit stummer Neigung des Hauptes erwiderte König Friedrich Wilhelm seinen Gruß. Da war der Mann, der seinen Unterthanen so unendliches Leid zugefügt, besiegt und gefangen zu seinen Füßen! Auch Kaiser Alexander blickte ernst auf ihn nieder.

„Ich werde, was ich thun kann, thun, um Ihr Schicksal zu erleichtern!" Das war Alles, was selbst Alexander's Freundlichkeit dem verhaßten Manne zu sagen wußte.

Kaum war der General weggebracht, so hörte man in einiger Entfernung rufen: „Wo ist der König? Wo ist der König?"

„Hier! hier!" antworteten Hunderte von Stimmen.

Alles wendete sich um, auch die Monarchen wendeten ihre Pferde. Da kam ein Reiter herüber gesprengt, unkenntlich fast vom Staub;

mit Sporenstößen trieb er sein ermattetes Pferd vorwärts; er jagte grade auf die Monarchen zu; dicht vor dem Könige parirte er sein Roß, sprang aus dem Sattel leicht wie eine Feder und rief mit freudestrahlendem Antlitz hastig und athemlos: „Vom General Blücher, Ew. Majestät, Victoria! großer Sieg, die Franzosen an der Katzbach geschlagen, der Feind 20,000 Todte, wir 100 Kanonen erbeutet! Victoria!"

Ein unermeßliches Hurrah! dröhnte durch die Luft.

„Da ist die preußische Antwort auf den russischen Sieg von Culm!" sagte Friedrich Wilhelm mild lächelnd zu Alexander.

Der drückte seinem Alliirten die Hand und rief: „Wie gnädig ist Gott, ein Hurrah für den General von Blücher und die Preußen!"

„Hurrah! hurrah!"

Jetzt nahm der König die Depesche aus der Hand des Offiziers, erbrach sie und las. „Es ist so," wendete er sich an Alexander, „General von Blücher hat den Marschall Macdonald an der Katzbach geschlagen und völlig vernichtet; hundert Kanonen sind in unsern Händen. Zunächst muß ich Ew. Majestät mein Compliment machen, denn General Blücher schreibt mir, daß sich die russischen Truppen, die unter seinem Befehl, mit ausgezeichneter Bravour geschlagen haben, und daß der General von der Sacken großen Antheil an dem Siege hat."

Die Monarchen redeten noch eine Weile, dann wendete sich der König von Preußen an den jungen Offizier und fragte freundlich: „Müssen mir Ihren Namen sagen, sehen schlecht aus, übel zugerichtet, Weg und Wetter! wie heißen Sie?"

„Lieutenant von Krummensee vom zweiten schlesischen Ulanen-Regiment!" antwortete unser alter Freund.

„Werd' es nicht vergessen; melden sich morgen bei General von Röder! jetzt ausruhen! adieu!"

Der König befahl noch einem Offizier seiner Suite, für den Siegesboten von der Katzbach zu sorgen; dann ritt er mit dem Kaiser von Rußland weiter.

Der Generalstabs-Offizier sprang vom Pferde, um, wie ihm befohlen, für den Lieutenant zu sorgen; er hatte kaum Bekanntschaft mit ihm gemacht, als er in kleiner Entfernung ein Getümmel um die Monarchen bemerkte. „Die Majestäten halten wieder; was ist das?" fragte er aufmerksam.

Er brauchte nicht auf die Antwort zu warten, denn im selben Moment dröhnte ein tausendstimmiger Hurrahruf durch die Luft; das Hurrah! wiederholte sich und wollte nicht enden.

Ihre Pferde am Zügel führend, näherten sie sich dem Getümmel.

„Was ist? Was ist?"

„Ein Adjutant des Generals von Bülow," rief ein russischer Offizier den Preußen schon von weitem zu. „Ihr General von Bülow

hat die Franzosen unter Marschall Oudinot bei dem Dorfe Großbeeren, ohnweit Berlin, geschlagen! Hurrah!"

Thränen in den Augen, fielen sich die beiden Preußen in die Arme. Der Sieg schwang die goldenen Flügel überall.

Erschöpft von der Anstrengung und überwältigt von der mächtig ergreifenden Freude über die drei Siege, die zugleich bekannt wurden, setzte sich Krummensee auf eine Kanone mit zerschossener Laffette, die an der Straße lag; der junge Generalstabsoffizier erzählte von der Culmer Schlacht und zeigte auf die Nollendorfer Höhe, auf welcher General Kleist erschienen, die Schlacht entscheidend.

Zerstreut hörte der Lieutenant zu und blicke auf die Leichen, die am Eingange der nach oben führenden Straße ziemlich dicht lagen; plötzlich rief er: „Halt, wer ist das? Ein Preuße, grün mit Kornblumenblau, freiwillige Jägerschwadron von den brandenburgischen Kürassieren, wer ist das? vielleicht ein Bekannter?"

So rasch als ihm seine Müdigkeit erlaubte, lief der Lieutenant auf den Jäger zu, der anscheinend todt an der Schlucht lag, eine unbestimmte Ahnung trieb ihn.

„Vetter Rudolph!" schrie er, als er sich niederbeugend in das bleiche und blutige Antlitz des Oberjägers blickte. „Wahrhaftig, ich habe es geahnet gleich als ich den kornblumblauen Kragen sah!" Der Lieutenant kniete nieder und hob den Kopf seines Verwandten in die Höhe.

„Er ist nicht todt, er athmet noch!" rief er dann jubelnd.

Der Generalstabsoffizier holte sogleich einige russische Soldaten herbei, welche sich sofort bereit zeigten, den armen Oberjäger zu der nächsten Verbandstätte zu tragen. Beide Offiziere gingen neben her.

Ein gefälliger russischer Stabs-Chirurgus untersuchte sogleich die Wunden des wackern Rudolph. Der Hieb über den Kopf war flach gefallen, aber allerdings mußte er mit großer Kraft geführt worden sein, denn es lief eine breite Geschwulst über den ganzen Schädel, bei der Hiebwunde über den Arm aber schüttelte der Chirurgus bedenklich den Kopf; endlich aber erklärte er kurz und ernst, daß der Arm nicht zu retten sei, und daß er die Besinnungslosigkeit des Blessirten zur Amputation benutzen werde.

Der Lieutenant von Krummensee wollte anfänglich nicht einwilligen, er dachte an seine Cousine Waldemare, an die verlobte Braut des Verwundeten; da aber der Chirurgus, der nicht eben viel Zeit übrig hatte, ohne die weitere Erlaubniß abzuwarten, seine Vorbereitungen traf, einen jungen Gehülfen rief und sehr ruhig bemerkte, daß ein weiterer Aufschub der Amputation lebensgefährlich sei, da ließ Krummensee schweigend geschehen, was er doch nicht hindern durfte.

Rudolph erwachte aus seiner tiefen Betäubung im Moment fast der Beendigung der Operation; mit schmerzlichem Stöhnen blickte er auf, er erkannte seinen Vetter augenblicklich.

„Philipp?“ fragte er leise und matt, „mein Kopf schmerzt mich sehr und mein rechter Arm!“ Er nannte den Arm, den er gar nicht mehr hatte.

„Armer Junge!“ entgegnete der Lieutenant und legte seine Hand auf die brennende Stirn des Verwundeten.

„Wo bin ich?“ fragte Rudolph weiter.

„Auf dem Schlachtfelde von Culm, wo wir einen glänzenden Sieg erfochten haben, Herr Kamerad!“ antwortete der Generalstabsoffizier feierlich.

„Und ich bin hier, Vetter Rudolph,“ rief der Ulan leuchtend, „als Siegesbote aus Schlesien, wo unser herrlicher Blücher einen großen Sieg erfochten hat. Und unser Bülow hat die Franzosen auch vor Berlin geschlagen.“

„Sieg! Sieg!“ seufzte Rudolph, „dankt Gott!“ Die Ohnmacht wandelte ihn wieder an, die Bemühungen des russischen Arztes brachten ihn aber bald wieder zu sich.

Krummensee besprach sich mit dem Generalstabsoffizier, es war schwierig, den Kranken unterzubringen.

„Drei Stunden etwa von hier,“ sagte der Verwundete plötzlich, „auf dem Wege nach Fürstenwalde liegt ein Dorf, Stolnau, bringt mich dorthin zum Schulzen, wenn's möglich ist.“

Es gelang der Thätigkeit des Generalstabsoffiziers bald, ein lediges Artilleriepferd und ein Fuhrwerk aufzutreiben, das von den bereitwilligen und in diesen Dingen sehr geschickten russischen Soldaten ziemlich schnell wieder in Stand gesetzt wurde; ein leicht verwundeter Soldat von einem Reserve-Regiment übernahm es, den Verwundeten nach dem Dorfe Stolnau zu fahren, und von einem freundlichen russischen Stabsoffizier erlangte Krummensee einige Kosaken als Escorte für seinen armen Verwandten.

Der russische Stabs-Chirurgus fand zwar die Fortschaffung des Amputirten nicht ganz unbedenklich, meinte aber, derselbe werde jedenfalls an einem andern Orte bessere Abwartung und Pflege finden als hier.

Krummensee wunderte sich zwar einen Augenblick über das Verlangen seines Vetters nach dem Dorfe Stolnau und dem Schulzen daselbst, aber in seiner unbekümmerten Weise forschte er nicht weiter, fragte sich dagegen sehr ernsthaft: wie es wohl komme, daß Rudolph sich gar nicht nach Waldemare, seiner verlobten Braut, erkundigt. Er gestand sich selbst, daß er, noch schwerer verwundet, wenn er Rudolph gesehen, sich zuerst nach Waldemare erkundigt haben würde.

Es wurde Abend, als der ritterliche junge Ulan seinen Vetter abfahren sah, den trüben Gedanken aber, die der Abschied von dem Verwundeten in ihm wach rief, hatte er nicht Zeit, länger mehr nachzuhängen, denn das Hurrahrufen von allen Seiten verkündete ihm ein neues Ereigniß.

Der Kaiser Alexander war's, welcher, nach Teplitz zurückkehrend, an die vorüberziehenden Wagen voller Verwundeter heranritt und in seiner hinreißenden, liebenswürdigen Weise den Kriegern Trost zusprach, sich nach vielen einzeln erkundigte, für ihre Bedürfnisse zu sorgen sich anheischig machte und Alle so begeisterte, daß sie für den Augenblick wenigstens ihre Schmerzen vergaßen. Man mußte den Kaiser Alexander in solchen Momenten sehen, um den Fanatismus der Liebe und Anhänglichkeit zu begreifen, mit welchem seine Truppen an ihm hingen.

Sehr spät erst kam auch der Lieutenant von Krummensee nach Teplitz, wo sein Begleiter ihm ein Quartier beschaffte, ein höchst bequemes Quartier, denn er lag in einem Zimmer von mäßigem Umfang mit noch acht andern Offizieren und theilte mit seinem Begleiter einen unglaublich kleinen Sopha; dafür hatte ihn dieser mit einer Schüssel mit kaltem Braten, zu welcher freilich kein Brod aufzutreiben gewesen, und einer Flasche merklich sauren böhmischen Weines bewirthet. Da indessen der Lieutenant schon während des Essens halb einschlief, so fand er an seinem Nachtlager nicht das Geringste auszusetzen, was ihm freilich auch nichts geholfen haben würde, da ein besseres eben nicht aufzutreiben war.

Während der Lieutenant von Krummensee in Teplitz so sein Quartier fand, fuhr der leichte Wagen mit seinem armen Verwandten langsam dem Dorfe Stolnau zu. Die Bewegung des Fuhrwerks mußte dem Verwundeten viele Schmerzen machen, denn er stöhnte und wimmerte immer lauter, obgleich der Soldat, welcher die Zügel führte, so langsam und so vorsichtig als möglich kutschirte; die Kosaken unterstützten ihn dabei mit jener Theilnahme, die den einfachen Söhnen der Steppe vom Don eigenthümlich ist. Bei dem langsamen und vorsichtigen Fahren wurden sie von der Dunkelheit überrascht, und es war völlig Nacht, als das Fuhrwerk auf der unbedeutenden, aber doch ziemlich steilen Höhe hielt, von welcher man unten vor sich die Lichter sah, welche in den Häusern des Dorfes brannten, welches das Ziel ihrer Reise war.

Bedenklich sah der Soldat, welcher schon lange das müde Pferd am Kopf führend nebenher gegangen war, die Kosaken an; er deutete auf den steinigen Weg, der ziemlich steil bergab führte, er deutete auf den schmerzlich stöhnenden Verwundeten im Gefährte, und die Kosaken begriffen ihn alsbald. Sie sprachen unter sich, dann stiegen zwei derselben von ihren Pferden und banden sie fest am Wäglein, der dritte aber trottete ohne Weiteres bergab dem Dorfe zu.

Die beiden Kosaken gaben den preußischen Soldaten zu verstehen, daß sie den verwundeten Kameraden auf ihren Armen hinab ins Dorf tragen wollten, er solle nur den Wagen leiten. Sie setzten alsbald ihr menschenfreundliches Vorhaben in's Werk, hoben den ohnmächtigen Rudolph von dem gebrechlichen Gefährt in ihre starken Arme und trugen ihn weiter, während der Soldat das müde Pferd führte.

Unterdessen hatte der Kosak das Haus des Schulzen gefunden, so leicht wie die Kosaken eben Alles finden, was sie suchen, und klopfte mit dem untern Ende seine Pike an den Fensterladen.

Das kleine Fenster öffnete sich und die Stimme des Schulzen fragte: „Wer ist da, noch so spät?"

„Gut Freund," antwortete der Kosak beruhigend, „Kosaki thut nir, hat brav Prußki, blessirt!"

Der gute Schulze war nicht wenig erschrocken, als er bei dem ungewissen Schein der Sterne einen bärtigen Steppenreiter vom Don vor sich sah, dessen Lanzenspitze in bedenklicher Nähe vor seinen Augen funkelte, doch faßte er sich bald und fragte: „Ihr bringt blessirte Preußen, Freund?"

„Brav Prußki, blessirt!" antwortete der Kosak nickend.

„Schon wieder Einquartierung!" seufzte der Schulze, schloß sein Fenster und ging hinaus, um den schweren Pflichten seines Amtes nachzukommen. Es versteht sich von selbst, daß er erst seinen Hut aufsetzte — denn ein sächsischer Dorfschulze läßt sich außerhalb seines Hauses nie ohne Hut sehen, — bevor er mit der großen Stall-Laterne in der Hand vor sein Haus trat. Er fand den Kosaken, der vom Pferde gestiegen war, und bemühte sich, von ihm nähere Angaben über die Anzahl der verwundeten Preußen, die, wie er glaubte, im Dorf einquartiert werden sollten, zu erhalten; der tapfere Lanzenreiter aber war mit seinem Deutsch am Ende, er blieb bei seinem: „Brav Prußki, blessirt, Kamerad!" und zog, die Verlegenheit des Schulzen bemerkend, aber sie falsch auslegend, eine ziemlich große Branntweinflasche aus einer Satteltasche, trank, reichte sie dem Schulzen und sprach: „Gut Freund, Kamerad!"

Der Schulze hielt es für klug, seine Würde einen Augenblick bei Seite zu setzen, er nahm die Flasche des Kosaken und kostete, aber er nahm rasch einen tüchtigen Zug, denn die schön geschliffene Flasche enthielt trefflichen Franzbranntwein. Die gefüllte Flasche war ein Beutestück, das der Kosak am selben Tage erst bei der Bagage eines französischen Generals gemacht.

Der Kosak schmatzte mit den Lippen und lachte kindlich heiter darüber, daß sein Trank dem Schulzen so gut schmeckte, dann lauschte er, den Kopf seitwärts neigend, und rief wieder: „Prußki, blessirt! Franzuski caput, all' caput!" nahm aber, trotz seiner Gastfreundschaft, die Flasche wieder aus der Hand des Schulzen und verbarg sie an ihrer früheren Stelle an seinem Sattel.

Der heranrollende Wagen und das Erscheinen der beiden Kosaken, welche den armen Rudolph mit einer Sorgfalt und Zartheit in ihren Armen trugen, die man bei ihnen schwerlich vermuthet haben würde, befreite den Schulzen aus seiner Verlegenheit.

Der preußische Soldat erzählte dem Erstaunten, daß dieser verwundete Kamerad verlangt habe, zu ihm gebracht zu werden, und daß ein

hoher Generalstabsoffizier ihn und die Kosaken beauftragt habe, denselben zu ihm zu bringen, und daß er eine Bescheinigung verlange über richtige Ablieferung.

Kopfschüttelnd hob der Schulze die Laterne hoch und ließ ihren Schein auf das bleiche und blutige Antlitz Rudolph's fallen. „Herr Jesus!" rief er, „das ist ja der brave Oberjäger von gestern, ach, Herr Jesus! heute roth, morgen todt!"

„Todt ist der Herr Oberjäger nicht," nahm der Infanterist das Wort, „aber weit davon vielleicht nicht, laßt ihn hineintragen, Schulze, und gebt mir einen Schein; er muß von großer Familie sein, denn die Herren Offiziers waren sehr besorgt um ihn, und heute sind da um manchen Stabsoffizier weniger Umstände gemacht worden, als um diesen Oberjäger."

Der Schulze, den das junge Blut jammerte, der auch ein dankbares Gemüth hatte, ließ den Oberjäger in seine eigene Kammer tragen, in sein eigenes Bett legen und schickte auch sofort seinen Knecht, der sich eingefunden hatte unterdessen, zu dem alten Dorfchirurgus. Die Kosaken sahen aufmerksam zu, nickten mehrfach zum Zeichen ihrer Billigung und gaben ihre Zufriedenheit mit seinen Anordnungen in einer wahrhaft rührenden Weise kund, während der preußische Infanterist dem Alten herzlich dankte und ihm versicherte, seine Güte gegen den Verwundeten werde nicht unbelohnt bleiben, er werde dem Generalstabsoffizier melden, was er gethan.

Während der alte Mann nun dem Soldaten bescheinigte, daß er einen verwundeten Oberjäger von ihm empfangen, und dabei bemerkte, daß er denselben pflegen wolle, so weit es in seinen Kräften stehe, hatte der Kosak, welcher die Ankunft des Verwundeten gemeldet, das Zimmer verlassen, jetzt kehrte er mit der geschliffenen Flasche zurück, that noch einen tüchtigen Zug daraus und reichte sie dann mit raschem Entschluß dem Schulzen, ihn mit einem „Brav Kamerad!" auf die Schulter klopfend und ihm heiter ins Gesicht lachend.

Das Geschenk mußte dem wackern Krieger schwer werden, denn er eilte gleich darauf rasch hinaus, der zweite Kosak aber zog aus seinem Gürtel eine Hand voll silberner Ehrenlegions-Decorationen, reichte dem Schulzen drei derselben und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er den Verwundeten dafür pflegen solle; eben so machte es der dritte Kosak, der den Schulzen mit einer goldenen Commandeur-Decoration der Ehrenlegion beschenkte.

Der alte Mann sah ganz verdutzt auf diese in der französischen Armee so hochgeschätzten Decorationen, die sich hier in seiner Hand als Liebesgaben donischer Kosaken für einen verwundeten preußischen Oberjäger sammelten.

„Schulze," sagte der preußische Infanterist fast traurig, „ich hätte Ihnen gern auch was gegeben für meinen verwundeten Kameraden, aber

ich habe keine Beute gemacht, ich kann Ihnen nur sagen, Gott wird's belohnen!"

„Landsmann", entgegnete der Schulze ernst, „es ist einer meiner deutschen Brüder, für den ich sorgen will, der Belohnung bedarf's nicht, auch diese Ordenszeichen werde ich nicht behalten; verlaßt Euch darauf, daß für den Oberjäger geschehen wird, was geschehen kann, denn derselbe hat mir gestern erst einen Freundschaftsdienst geleistet, den ich nicht vergessen werde!"

Da der Preuße gleich wieder fort wollte, so gab ihm der Schulze ein halbes Brod mit auf den Weg und eine Flasche Bier; beides wollte der Preuße erst nicht annehmen, mußte sich aber dem strengen Befehl des guten alten Mannes fügen, und bestieg endlich sein Wäglein wieder, vor dem die Kosaken schon aufgesessen hielten.

Die Nachricht von dem Siege der Alliirten bei Kulm war dem Schulzen schon zugekommen, im Moment des Abschieds theilte ihm der Infanterist noch mit, daß die preußischen und russischen Waffen auch in den großen Schlachten bei Großbeeren und an der Katzbach siegreich gewesen.

„Auf einem Rückzug drei Siege!" rief der Sachse entzückt, nahm seinen Hut ab und sprach: „Herr Gott, Dich loben wir! Herr Gott, Dir danken wir!"

Neuntes Capitel.

Unter den Eichen.

Viel des Edeln hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod,
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendroth.
Doch um das Verhängniß unbekümmert
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mit uns der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen!

Theodor Körner.

In einem jener grünen Felsenthäler, an dem das Gebirge, welches Böhmen von Sachsen trennt, auf der böhmischen Seite so reich ist, lag die „alte Försterei".

Die „alte Försterei" war der Wohnsitz des Oberförsters Caspar Hladik, der fast sechzig Jahre lang im Dienste der Grafen Bucquoi zu Wald und Wild, Forst und Fisch gesehen in diesen Revieren mit klarem Blick und fester Hand. Seit ein paar Jahren erst hatte er jüngern Kräften sein beschwerliches Amt übergeben, und sein Brodherr, der kaiserliche Kämmerer und Geheimerath Graf Bucquoi, die treuen Dienste ehrend, ihm die „alte Försterei" als Wohnung überwiesen.

Das war dem Hladik gerade recht gewesen, denn in der „alten Försterei" hatte er als Jäger gelernt, dort hatte er die Frau kennen gelernt, mit der er länger als vierzig Jahre in einer zufriedenen Ehe gelebt, dort hatte er die schönsten Tage der goldenen Jugend gehabt.

Der Alte hauste mit seinen Erinnerungen einsam auf der „alten Försterei", unthätig aber war er darum doch nicht, denn sein Graf hatte ihm nicht allein den Oberförstertitel verliehen, sondern ihm auch die Oberaufsicht über die nächsten Reviere übergeben, eine Stellung, welche der Alte mit eben so viel patriarchalischer Strenge als Milde bekleidete; die Förster, die unter ihm standen, hatten ja Alle bei ihm gelernt und waren in seinem Hause erzogen worden.

Die „alte Försterei" lag wunderschön in einem engen, stillen, grünen Thale, durch welches ein klarer Bach murmelnd und plätschernd über glattes Gestein und rauhe Felsentrümmer abwärts floß. Die Bergformation trat nur an einzelnen Stellen in scharfen Umrissen klippenartig zu Tage, sonst waren die Höhen mit stattlichem Nadelholz bestanden, mit dem dunkelgrünen Waldkleide dicht bekleidet, das nur hier und da eine hellere Schattirung zeigte und die eingesprengten Buchen dem kundigen Auge verrieth.

An der Stelle aber, wo eine mächtige Fichte, quer über den Bach geworfen, als Steg diente, standen etwa zwanzig riesige Eichen, die in unregelmäßigem Halbkreise die „alte Försterei" umgaben und ihre stattlichen Aeste über den niedern dichtbemoosten Schindeldächern der Gebäude zusammenstreckten, ein grünes Laubdach über dem grünen Moosdach bildend.

Neben der Thür des eigentlichen Forsthauses, an das sich rückwärts und seitwärts einige Ställe anschlossen, lagen zwei tüchtige Feldsteine, die einen bequemen Sitz bildeten zum Ausruhen, geschützt vor dem Nordwinde, der zuweilen gar gewaltig hereinfuhr in das Thal von Oben herab, geschützt vor dem Sonnenstrahl durch die Aeste der alten Eichen.

Auf dieser Steinbank saß an einem sonnigen October-Nachmittag des Jahres 1813 eine liebliche junge Frau, die mit hellen braunen Augen hinüberblickte auf die grüne Bergwand, die sich ihr gerade gegenüber, jenseit des Baches, hoch und steil erhob. Das schwarze Häubchen und die schwarzen Wittwengewande, welche die junge Frau trug, bildeten einen auffallenden Contrast zu der Heiterkeit, zu der kindlichen Fröhlichkeit, welche die feinen Züge des weißen Gesichtes belebte.

Die zierlichen Hände der jungen Frau, welche müßig neben dem Strickzeuge im Schooße ruheten und die vollen, leicht geöffneten Lippen, welche die reine Waldluft mit stillem Behagen schlürften, so wie die glänzenden Augen und die leise gerötheten Wangen verriethen, welchen Genuß die Frau an ihrer Umgebung fand. Mit der schönen Natur rings um sie her eben so beschäftigt, wie mit freundlichen Gedanken in ihr, hatte sie nicht bemerkt, daß ein alter Mann hinter ihr in die Thür des Forsthauses getreten war und dort stand unter dem riesigen Geweih eines ungeraden Sechszehnenders, mit welchem der Oberbalken geziert war.

Dieser alte Mann in Stulpenstiefeln, den Hirschfänger um den schlanken Leib, in einen grauen Rock mit grünem Kragen gekleidet, war der gräflich Bucquoi'sche Oberförster Caspar Hladik. Der hohe Siebziger war noch immer ein stattlicher Mann, die würzige Waldluft hält Leib und Seele frisch und gesund; waren auch schlohweiß die dünnen Haarlocken, die unter dem grünen Sammetstreifen der kleinen grauen Schirmmütze hervorsahen, die Augen blitzten noch immer scharf hervor unter den buschigen Brauen und Wimpern; das waren echte Jäger-

augen, immer schweifend und prüfend, suchend und messend, einst mochten sie tiefblau gewesen sein, die Jahre hatten ihnen die Farbe genommen, aber nicht das Feuer und nicht jenen hinreißend hübschen naiven Ausdruck, den nur die Augen von Leuten haben, die draußen in Wald und Feld wohnen, welche die Stimmen der Vögel verstehen und die gewaltige Sprache, welche die Bäume reden im Waldesrauschen bei stiller Nachtzeit; welche das überwältigende Schweigen zu deuten wissen, das im Walde herrscht, wenn es Hochmittag ist und die Sonne scheitelrecht steht.

Der Oberförster Hladik stand eine ziemliche Weile, die junge Frau betrachtend; ein glückseliges Lächeln verklärte das alte faltige Antlitz, und zu des zufrieden lächelnden Herrn Füßen streckte sich behaglich ein alter Hund von seltener Race mit mächtigem Behänge, stumpfer Schnauze und buschiger Ruthe. Eines der letzten Exemplare jener gesuchten Hunde-Race, mit welcher die böhmischen Edeln einst laut auf der Fährte des Hirsches jagten.

„Anne!" sagte der Alte endlich und legte einen Schritt vortretend seine schwielige Hand auf die Schulter der jungen Frau.

„Ja, Großvater!" antwortete die Angeredete, langsam ihr zierlich Köpfchen seitwärts wendend und den milden Blick ihrer Augen auf den Alten richtend, „ich wußte, daß Du hinter mir standest, ich hörte Dich wohl kommen, ich hörte selbst, daß sich Hasso bei Dir niederlegte; es ist so still hier, oh! so klar und still, ich höre und sehe wieder Alles wie einst, ehe ich von hier fortging."

„Anne, mein Töchterchen!" entgegnete der Alte mit seiner tiefen klangvollen Stimme und streichelte schmeichelnd mit der verkehrten Hand die zarte Wange der jungen Frau, „was wirst Du nicht sehen und hören im Walde? Bist ja ein echtes Jägerkind, Dein Vater, Gott hab' ihn selig, war ein tüchtiger Jäger, und ich, nun man soll sich nicht selbst loben! Wollte, Du wärest nicht aus dem Walde gekommen, niemals, will nichts gegen Deinen seligen Mann sagen, war ein braver Mensch und ein gelehrter Herr und hatte Dich lieb, aber als ein blühendes, gesundes Mädchen, heiter und froh bist Du von mir gegangen vor drei Jahren und vor drei Wochen bist Du wieder gekommen eine betrübte Wittfrau, krank, schwach, bleich und jämmerlich. Arme Anne! Doch, Gott sei Dank, der Wald hat Dich wieder gesund gemacht, Dein Auge hat wieder das alte Feuer, Deine Wangen werden wieder roth; ja, ja, im Walde wohnt der große Doctor, der mehr kann als die andern Alle zusammen, und in der großen grünen Stube ist schon Mancher gesund geworden, dem kein Doctor mehr helfen konnte!"

So plauderte der Alte halb für sich, halb für sein Enkelkind; das aber senkte die langen Wimpern über die Augen, denn es war nicht der grüne Wald allein, der das Wunder der raschen Heilung vollbracht; das aber wußte der Großvater nicht und die junge Wittwe wollte es ihm auch nicht sagen.

„Anne, mein Töchterchen!" begann der Alte wieder, „da es doch nun schon über Jahr und Tag ist, daß Du Deinen Seligen begraben, so wär' mir's wohl lieb, wenn Du den schwarzen Rock auszögest und Dich wieder putzen wolltest wie sonst; lustig grün und bunt, meine Anne, der liebe Gott hat Alles so lustig grün und bunt gekleidet auf Erden, daß sich die Menschen ein Exempel daran nehmen sollen. Thu' ab Deine schwarzen Kleider, meine Anne, Deine Trauerzeit ist um; die Heiden trauern und klagen, als solche die keinen Trost haben, Christenmenschen aber bewahren denen, die ihnen gestorben sind, ein treues Andenken, sie freuen sich des Wiedersehens über den Sternen und ihre Traurigkeit wirket eitel Freude. Darum thu' ab Deine Trauerkleider, meine liebe Anne, und sei fröhlich mit Deinem alten lustigen Großvater, daß der, wenn er einst abgeht in die himmlischen Reviere, und seine Stunde kann nicht mehr fern sein, Deinem Vater und Deiner Mutter und Deinem Manne sagen kann, daß ihr Andenken in einem fröhlichen Herzen lebt auf Erden. Das wird ihnen wohlthun, selbst in der Seligkeit, in die sie eingegangen durch Gottes Barmherzigkeit."

Der Alte schwieg, die junge Frau faßte seine Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Großvater, Ihr sprecht wie ein Prediger von der Kanzel, was man im Walde Alles lernt! aber ich will gern mein schwarzes Kleid ausziehen, denn mir ist so froh und heiter in der Seele, daß ich mich selbst über mein Trauerkleid verwundere. Meines seligen Mannes Art war auch eine fröhliche Art, ach! Großvater, wie viel habt Ihr zusammen gesungen!"

„Ja, das ist wahr!" rief der Oberförster munter, „was hatte er für eine prächtige Stimme! und was er für Lieder wußte, sein Vorrath ging nie zu Ende!"

„Weil er sich immer neue Lieder selbst machte!" sagte Anne, und eine Thräne blinkte in ihrem Auge, „oh! Großvater, wie viel schöne Lieder hat Julius gedichtet! wie manches Mal habe ich seine Lieder von fremden Menschen singen hören, und er ist todt!"

„Das ist's eben, Anne," versetzte der Alte lebhaft, „er ist nicht todt; frohe Menschen singen die Lieder, die er gedichtet hat, seine Stimme klingt noch immer durch Flur und Wald. Anne, ich singe auch oft Lieder, die mir Dein Mann gemacht, und denke dabei seiner, wenn's auch ein wenig wehmüthig klingen mag. Freilich, damals, wenn wir uns antworteten, Ihr Beide dort oben am Kreuz, ich unten am Bach, das war ein Concert!"

Die junge Wittwe des Dichters schwieg, verschwundener Zeiten gedenkend, der Wiederschein vergangener fröhlicher Tage lag auf ihrem lieblichen Antlitz. Da scholl plötzlich lauter Gesang herüber von jenseits des Baches, und eine männlich schöne feste Stimme sang marschmäßig:

Und schau' ich her, so schau'st Du hin,
Das macht so trübe meinen Sinn,
Und schau' ich hin, so schau'st Du her,
Das machet mir das Herz so schwer;
Oh! schau' doch nur ein einzig, ein einzig Mal
Mitleidsvoll in meine Liebesqual.

Der Alte lauschte dem Gesange, der sich rasch näherte, eine Weile, dann sagte er: „Horch, Anne, mein Töchterchen, wenn ich nicht wüßte, wer da singt, so hätte ich gemeint, das wäre die Stimme Deines seligen Mannes, ganz so, aber auch ganz so!"

Die Wittwe nickte, leise erröthend, dann sagte sie leise: „aber er macht sich seine Lieder nicht selbst!"

„Nein," entgegnete der Oberförster, „aber er singt die Lieder Deines Seligen ganz vortrefflich und ist ein kreuzbraver Gesell, den ich recht lieb gewonnen habe in den drei Wochen schon; ich bin selten mit einem Manne in so kurzer Zeit so vertraut geworden, ist meine Art sonst nicht, aber der Herr Preuße hat mir's angethan mit seinem ganzen Wesen."

Die junge Frau sagte nichts, sie blickte aufmerksam nach dem Steg.

„Ich freue mich nur, daß er wieder singt," fuhr der redselige Alte fort, „die erste Zeit war's nichts damit, und Schmerzen muß er doch noch immer genug haben an seinem Arm. Höre, Anne, Du und der Herr Preuße, Ihr habt einen Doctor gehabt!"

Die junge Wittwe sah sich nicht um nach dem Großvater, der aber sah doch, daß sie sehr roth wurde, und nickte ernsthaft hinter ihr, aber er sagte nichts weiter, denn in dem Augenblick erschien auf dem etwas erhöhten Uferrande jenseits des Baches der Sänger, er sang immer noch vor sich hin sein Lied, und marschirte im Tact der Melodie danach mit straffem Schritt.

Der Sänger war ein blasser junger Mann mit freundlichen Augen, nicht groß aber wohlgewachsen; wir erkennen in dem singend daher Marschirenden alsbald an dem grünen Collet mit kornblumenblauem Kragen einen Oberjäger von den freiwilligen Jägern des brandenburgischen Kürassier-Regiments. Der Singende, der den leeren, rechten Aermel seines Collets an die Brust geheftet trägt, ist unser alter Bekannter, Rudolph, der Vetter des Lieutenants von Krummensee und der Verlobte der schönen Waldemare, der den rechten Arm bei Kulm verlor, wie wir wissen. Die junge Wittwe vor dem Forsthause, die Enkelin des Oberförsters, ist die Schwiegertochter des Dorfschulzen in Stolnau, zu dem sich Rudolph am Abend nach der Schlacht bringen ließ. Rudolph hat drei Wochen in dem Hause des wackern Schulzen gelegen, dann hat ihn derselbe mit seiner Schwiegertochter zugleich über die Grenze nach der „alten Försterei" gefahren, um die beiden Reconvalescenten von den Schrecknissen des Kriegsschauplatzes zu entfernen.

Als Rudolph die junge Wittwe nebst ihrem Großvater gewahrt

vor der Thür, unterbricht er sich mitten im Gesang und eilt mit raschen Schritten über den Fichtenstamm, der den Steg bildet.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie habe warten lassen, lieber Herr Oberförster," rief er schon von Weitem, „aber meine Uhr geht jetzt so confuse, daß ich mich gar nicht mehr auf sie verlassen kann."

„Hat nichts zu sagen, wir haben noch Zeit!" entgegnete der Alte.

Rudolph stand vor der Försterei; er zog seine Uhr heraus und sagte lachend: „Ich wette, das ist reine Malice von diesem Scheusal von Uhr, sie ist gewohnt, alle Tage nach der Uhr der Akademie in Berlin gestellt zu werden, und seitdem sich das nicht mehr hat thun lassen, geht sie bald zu rasch, bald zu langsam."

Die Wittwe lachte leise über die Mischung von Aerger und Scherz, mit der der junge Mann das sagte.

„Aber brauchen Sie denn eine Uhr im Walde, Herr Preuße?" fragte der Alte, „ich weiß ohne Uhr immer, was es an der Zeit ist."

„Ja, Sie sind auch ein Jäger, lieber Herr Oberförster!" entgegnete Rudolph rasch.

„Nun, und sind Sie etwa keiner?" rief der Alte fröhlich lachend, „Sie sind ja sogar ein Oberjäger!"

„Pah!" versetzte Rudolph eben so heiter, „freiwilliger Oberjäger, ja, wir sind nur Jäger, um todtgeschossen zu werden," dann fügte er mit komischem Ernst hinzu: „Und wenn ich nicht todtgeschossen bin, so ist's meine Schuld nicht!"

„Ist aber doch hübsch, daß nicht Alle todtgeschossen werden," meinte der Oberförster, „nicht wahr, Anne, mein Töchterchen? Gehab' Dich wohl indessen, und mach' uns was Gutes zum Abend, wir werden hungrig heimkehren! Kommen Sie, Herr Preuße!"

Der Oberförster schwang seinen knotigen Weißdornstock, pfiff seinem Hunde und schritt davon; der Oberjäger stand vor der jungen Frau und wurde sehr roth, als er deren Blick begegnete; da er rasch seine Augen niederschlug, so bemerkte er nicht, daß Frau Anne im selben Moment dasselbe that; er wollte etwas sagen, aber er blieb stumm und streckte endlich blöde genug seine Linke, es mußte schon die Linke sein, der schmucken Wittwe hin; diese hatte sich unterdessen etwas gefaßt, sie nahm die Hand des jungen Invaliden, drückte sie leise und sagte freundlich: „Gehen Sie nicht zu weit, schonen Sie Ihre Kräfte, mein Großvater ist unermüdlich, ich erwarte Sie bald zurück, Adieu!"

Mit einer leichten Kopfneigung grüßend trat Frau Anne zurück und verschwand in dem Forsthause; der Oberjäger stand einen Augenblick wie versteinert und blickte gerade vor sich hin, darauf flog es wie Sonnenschein über sein Angesicht. „Rechts um kehrt!" rief er mit lauter jubelnder Stimme, dann marschirte er dem Oberförster nach und sang aus voller Brust:

Und schaue ich hin, so schau'st Du her,
Das machet mir das Herz so schwer!

Kaum aber hatte er die Strophe gesungen, so blieb er stehen und sagte: „Dummheit, das paßt doch nicht!"

„Herr Preuße! Herr Preuße! Huchhi!" rief die Stimme des Oberförsters.

Rudolph beeilte sich, dem Alten nachzukommen, der am nächsten aufwärtsführenden Pfad stand und seine kleine Pfeife rauchte; als der Oberjäger heran war, reichte ihm der Oberförster eine gestopfte Pfeife, legte ihm brennenden Schwamm darauf, wandte dann um und stieg schweigend den schmalen Pfad aufwärts vor ihm her.

Erst als der Rücken des Berges erreicht war und der Pfad eben fortlief, begann der Alte wieder zu sprechen, glücklicher Weise kümmerte es ihn wenig, ob Rudolph ihm wirklich zuhöre oder nicht; er hatte, wie viele alte Leute, das Bedürfniß, von seinen Erlebnissen und Erinnerungen zu sprechen, und war zufrieden, wenn er nicht unterbrochen wurde in seinen gewöhnlich ziemlich langen Erzählungen. Rudolph hörte dem Großvater zu, aber er dachte der Enkelin dabei, erst als der Name Anna in der Erzählung vorkam, wurde er aufmerksam; als er sich aber überzeugt hatte, daß nicht seine Anne, sondern deren gleichnamige Großmutter gemeint war, widmete er dem Oberförster die alte Unaufmerksamkeit.

Der Weg führte auf der Höhe des Berges hin, bald an dem Rande des Holzes, hier und dort einen Blick freilassend in die Thäler, bald sich tiefer in den Forst hineinschlängelnd. Rudolph bewunderte die schönen stolzen Bäume, die oft sehr dicht zusammenstanden; der Berliner, der nur seine märkischen Kiefernhaiden gesehen, bekam Respect vor dem Bergwalde und seiner lauschigen Stille.

Plötzlich schwenkte der Oberförster von dem Waldpfade seitwärts in's buschige Dickicht und lud, die Zweige der Haselnußstauden bei Seite schiebend, den Oberjäger mit stummer Gebärde ein, ihm zu folgen.

Rudolph trat auf einen kleinen düstern Platz, dunkelgrüne, fast schwarze Fichtenzweige hingen von oben herab nieder auf ein niedriges steinernes Kreuz, das dicht mit Moos bewachsen war, Farrenkräuter streckten ihre zierlichen Blätter hinauf bis an die Arme des Kreuzes, das im Schatten und in grünen Blättern zu versinken schien.

Es war ein feuchter, grabesstiller, dunkler Fleck, und Rudolph konnte sich eines leichten Schauers beim Betreten desselben nicht erwehren. Als er sich umgesehen, blickte er seinen greisen Führer fragend an, dessen Augen sinnend auf dem halb versunkenen steinernen Kreuze ruheten.

„Liegt hier ein Verwandter von Ihnen begraben, Herr Oberförster?" fragte Rudolph, dem das Schweigen peinlich wurde.

„Es liegt Niemand hier begraben!" antwortete der alte Mann

kurz, kehrte um und verließ, von dem Oberjäger gefolgt, den schaurigen Platz.

Etwa tausend Schritt ging der Alte schweigend vorwärts, bis er an eine Rodung kam, am Rande derselben setzte er sich auf einen Wurzelstock in den Sonnenschein und fragte den jungen Mann mit bewegter Stimme: „Soll ich Ihnen die Geschichte erzählen von dem steinernen Kreuz?“

Es klang ein so seltsam schmerzlicher Ton durch die Worte, die der Oberförster sprach, und zugleich zogen sich die zahlreichen Runzeln und Falten in fast drohender Weise zusammen in dem alten sonst immer freundlichen Gesichte, daß Rudolph, der schon durch die Art und Weise, mit welcher ihn der Alte zu dem steinernen Kreuze geführt, aufmerksam geworden war, in großer Spannung Platz neben dem Alten nahm auf dem großen Wurzelstock.

Der Oberförster nahm seine kurze Pfeife aus dem Munde, obwohl sie noch nicht ausgeraucht war, legte sie auf seine Kniee und begann zu erzählen mit leiser, eintöniger Stimme, wie folgt: „Es war an einem Octobernachmittage, die Sonne schien eben so warm und freundlich wie heute; ja, es ist heute der zwölfte October, also sind es gerade sieben und sechzig Jahre, da ging ein zehnjähriger Knabe durch dieses Revier, der pfiff auf den festen Blättern der Buche, machte die Stimmen der Vögel nach, lockte den kleinen Hund, den er bei sich hatte, und trieb allerlei Kindereien, wie's in dem Alter Schick und Brauch ist. Der Knabe, der damals zehn Jahre alt war, ist jetzt ein sieben und siebenzigjähriger Greis, aber den Nachmittag hat er noch nicht vergessen; nun, Herr, Sie werden's schon errathen haben, daß ich der Knabe war, und der Hund, den ich bei mir hatte, der war von derselben Race, wie das alte gute Thier, das hier zu meinen Füßen liegt; Hasso stammt in gerader Linie von dem Hunde, der damals mit mir lief, sind selten jetzt die Hunde! Nun, Herr, da drüben, dort sehen Sie, wo die große Birke steht, es ist die größte im ganzen Reviere, lag damals ein kleines Haus mit einem kleinen Ziegenstall dabei, jetzt finden Sie kaum noch eine Spur davon, in dem Hause bin ich geboren, denn mein Vater war Unterjäger des Grafen; wir Hladik sind alle Wald- und Forstbeamte der Grafen von Bucquoi gewesen, Jägersleute von Vater auf Sohn seit undenklichen Zeiten. Das lag im Blute. Doch ich komme auf meine Geschichte, ja, wo war ich denn? Richtig, ich ging auf diesem Pfad, es war noch nicht gerodet hier damals, da hörte ich, es muß so ziemlich an dieser Stelle gewesen sein, einen Schuß fallen. Ich horchte, im Wald ist man gar aufmerksam, und verwunderte mich sehr, nicht als ob der Knall eines Schusses etwas Seltenes gewesen wäre in diesem Revier, nein, es gab damals mehr zu schießen in diesen Bergen als jetzt, noch viel später wurde hier Raubwild genug geschossen, ganz abgesehen von dem Wildstand, den wir hatten; also ich verwunderte mich über den

Schuß, denn das war ein Knall, den ich nicht kannte, und doch kannte ich den Knall der Büchse meines Vaters und auch die Sprache der langen spanischen Vogelflinte, mit welcher der Oberförster, der da wohnte, wo ich jetzt wohne, zu schießen pflegte; auch wußte ich, daß der Oberförster mit meinem Vater und den andern Forstleuten in Geschäften weit weg nach einer andern Seite hin war. Es knallte, wie wenn einer der Leibjäger des Grafen geschossen hätte, die mit ihm von Prag zu kommen pflegten, aber der Graf war nicht hier zur Zeit und auch keiner von seinen Leibjägern. Unwillkürlich lief ich der Richtung nach, in welcher der Schuß gefallen war; mein Hund schoß mir voraus, das Thier wußte, worum es sich handelte, die Hunde sind klug, sie wissen mehr als wir Menschen, das ist Naturgabe; sehen Sie, Herr, wie der alte Hasso wedelt, wie er mich ansieht, das Thier weiß, daß ich von einem Hunde seiner Race erzähle. Dort, wo der Pfad, der von unten kommt, ein Knie macht, stand ich still damals, denn der Hund, der mir soweit voraus war, begann auf eine Weise zu heulen, wie ich damals noch keinen Hund hatte heulen hören, es ging mir durch Mark und Bein, das Geheul —"

Der Alte hielt inne, denn im selben Augenblick erhub sich sein Hund, stellte sich die Schnauze hoch in den Wind und begann zu heulen, so entsetzlich, daß Rudolph erschrocken auffuhr von seinem Sitze.

„Ja, ja, das ist's," sagte der Oberförster mit dem Kopfe nickend, „ruhig, Hasso, ruhig, altes Thier!" Der Hund schwieg endlich und legte sich wieder, die Hand seines Herrn leckend.

„Ich ging," fuhr der Alte fort, „dem Geheul des Hundes nach bis an den Fleck, wo jetzt das steinerne Kreuz steht; Jesus Maria und Joseph! was sahen meine Augen? Jetzt wußte ich, warum mein Hund so furchtbar heulte, da lag vor mir der Baron Wenzel, der junge Baron drüben vom Schloß, der so oft in unser Haus kam, der mit meinem Vater in's Holz ging, der mir immer Lebkuchen mitbrachte und meine Schwester so lieb hatte und sie heimlich küßte —"

Der Oberförster hielt eine Weile inne, zwei große Thränen flossen langsam über seine runzelige Wange, mit einer sichtlichen Anstrengung nahm er sich zusammen und erzählte weiter: „Ja, Herr, ich hatte eine Schwester, eine schöne Schwester, Herr, das Jäger-Liesel war als die schönste Dirne in diesen Bergen weit und breit bekannt; sie war so schlank gewachsen wie die Edeltanne da, ihre Augen waren so blau wie die Glockenblume hier, und ihr Mündchen so roth wie die Vogelbeere. Ja, Herr, ich hatte eine schöne Schwester, und ich liebte mein Liesel so sehr, daß ich wild wurde, als ich zum ersten Male sah, daß sie sich vom gnädigen Herrn Baron Wenzel küssen ließ. Weil sie mir aber gar so süße Worte gab und mir erzählte, daß sie den Herrn Baron von ganzem Herzen liebe und daß der Herr Baron sie eben so liebe und sie zu einer Frau Baronin machen wolle, ließ ich's mir gefallen und hörte es

gern, wenn sie mir von ihrem Liebsten erzählte, und das that sie immer, wenn wir allein waren. Ich liebte den Herrn Baron Wenzel selbst sehr; denn nicht nur brachte er mir immer was Gutes mit, sondern er versprach mir auch, daß er mich zu seinem Förster machen wollte, wenn ich groß wäre. Ja, ja, der Baron Wenzel! Förster bin ich geworden, Oberförster sogar, aber der arme Baron ist nicht Schuld daran gewesen, denn der lag vor mir, da, wo das steinerne Kreuz steht, und war bleich wie ein Schneefeld, und die rechte Hand preßte er auf sein Herz, aber das rothe Blut quoll ihm immer zwischen den Fingern durch. Ich werde das nie vergessen, und wenn ich noch ein Mal sieben und siebenzig Jahre alt werde, wie er mich ansah mit seinen großen, schwarzen Augen. Er erkannte mich noch und sprach hastig, aber leise: „Casperle, lauf, hol' mein Liesel, eh' ich sterbe!" Ich ließ ihn das nicht zwei Mal sagen, ich lief laut weinend davon und kam athemlos da unten an. Das Liesele saß auf der Bank vor dem Hause; es sah so frisch und roth aus, als ich ihm aber schon über den Zaun zurief: „Liesele, der gnädige Herr Baron liegt im Holz, er ist geschossen!" da sprang sie auf, bleich war ihr Gesicht und stier ihr Auge, einen Augenblick starrte sie mich an, dann faßte sie meine Hand und lief mit mir davon, daß mir der Athem verging. Als sie den Hund heulen hörte, begriff sie, wo ihr Liebster war, sie ließ meine Hand los und floh vorwärts, so schnell wie ein Vogel fliegt. Als ich viel später wohl wieder an die Stätte kam, saß meine arme Schwester am Boden neben dem Herrn Baron, sie hatte ihren linken Arm um seinen Hals geschlungen, sein Haupt lag an ihrer Brust, und ihre Kleider waren ganz mit Blut begossen. Da, wo das steinerne Kreuz steht, hat der Baron Wenzel seinen Geist aufgegeben und ist in den Armen meiner Schwester gestorben!"

Der alte Mann zog seine Kappe ab und betete leise. Unwillkürlich that Rudolph ein Gleiches.

Nach einer langen Pause erst nahm der Oberförster das Wort wieder und erzählte kurz: „Mein Liesel hat den Tag über und die ganze Nacht hindurch bei ihrem todten Liebsten gesessen, bis am andern Morgen unser Vater heimkehrte. Damit ist's aus, denn sie haben den Leichnam des Barons hinüber gebracht zu der alten Baronin auf's Hallreuther Schloß und ihn dort prächtig begraben in der Burgkapelle. Mein arm Liesel aber haben wir drunten begraben bei den Minoriten, am Tage vor Mariä Verkündigung, länger hat sie's nicht tragen können. Wer aber hat den gnädigen Herrn Baron Wenzel geschossen? Klar ist's nie geworden und es hat nimmer gesagt werden dürfen, aber es ist ein Jäger gewesen vom Hallreuther Schloß, und die alte Frau Mutter Baronin hat den Schuß mit Gold bezahlt, weil der Herr Baron Wenzel hat das arme Jäger-Liesel heirathen wollen. Die stolze Baronin hat noch mehr Söhne gehabt, die haben sollen den Stamm fortsetzen, sind aber Alle kinderlos gestorben, ihr Geschlecht ist erloschen

und ihr Name verklungen im Lande. Ist eine harte, stolze Frau gewesen! Es thut nie gut, Herr, hören Sie, es thut nie gut, wenn einer ein vornehmer Herr ist und ein armes Mädchen liebt, ein armes Mädchen, oder eine arme Wittwe, Herr!"

Der Oberförster sprach die letzten Worte mit starker Betonung, dann stand er auf und ging langsam fort. Erschrocken erhub sich Rudolph; er begriff jetzt erst, was der Alte mit seiner schaurigen Erzählung gewollt. Nachdenklich folgte er dem Waidmanne in den Wald.

Sie gingen ziemlich lange alle drei schweigend hinter einander her. Oberförster Hladik voran, dann der Hund Hasso, seine Schnauze dicht an der Kniekehle seines Herrn, und zuletzt der preußische Oberjäger, der sich in großer Aufregung befand, bald rascher und bald langsamer ging, sich also dem Voranschreitenden bald mehr näherte, bald weiter zurückblieb.

Es versteht sich fast von selbst, daß Rudolph in seinen Gedanken mit der schönen Wittwe unter den Eichen in der alten Försterei und mit der Erzählung des Großvaters beschäftigt war; er brannte vor Begierde, mit dem greisen Waidmanne zu reden und ihm zu sagen, daß er kein Baron, kein vornehmer Herr sei, denn offenbar hielt ihn der Alte für einen solchen, und dennoch wagte er nicht, denselben anzureden, weil er nicht vermochte, mit demselben frei und von der Leber weg von seiner Liebe zu der schönen jungen Wittwe zu sprechen. Er liebte die junge Frau herzinnig, er fühlte sich von der süßen Pein der Liebe so mächtig ergriffen, er liebte die schöne Frau Anne seit dem Moment, da er sie zum ersten Male, krank und bleich und doch so lieblich, schlafend gesehen im Hause ihres Schwiegervaters, des Schulzen zu Stolnau, und die Pflege, welche die kaum Gesundete ihm, dem schwer Verwundeten, gewidmet hatte, mußte natürlich seine Leidenschaft vermehren, die den höchsten Grad in der erquicklichen Wald-Einsamkeit erreicht hatte, in der er seit ein paar Wochen nun schon mit ihr auf der alten Försterei lebte.

Frau Anne mußte überzeugt sein von der Liebe des jungen Invaliden; Blick und Ton und hundert Kleinigkeiten hatten dem scharfen Frauen-Auge verrathen, was in der Seele Rudolph's vorging, aber Rudolph hatte noch nicht gesprochen von seiner Liebe zu ihr.

Er hatte nicht gesprochen, und die junge Wittwe hatte sich dieses Schweigens gefreut, weil sie dasselbe falsch deutete, in einer Weise deutete, welche ihr schmeichelhaft war. Sie glaubte, Rudolph wage nicht, ihr seine Liebe zu bekennen, weil er ihrer Liebe nicht sicher; sie meinte, Rudolph denke zu zart, sie um ihre Liebe anzusprechen, so lange sie noch Trauerkleider trage um ihren ersten Mann. Sie hatte wohl schon daran gedacht, diese Trauerkleider abzulegen, denn die Zeit war um, in welcher die Sitte äußere Trauerzeichen verlangt, aber sie wollte die schwarzen Gewande nicht ausziehen, ohne dazu aufgefordert worden

zu sein. — Wir haben gesehen, wie der Großvater am selbigen Tage sein Enkelkind ermahnte, das zu thun, was es längst selbst zu thun gewünscht hatte.

Darin aber irrte sich die schöne Wittwe, der junge Invalide wußte sehr gut, daß er von ihr geliebt werde. Rudolph hatte in Berlin zu lange in Frauenkreisen sich bewegt, er wußte sehr gut die Zeichen zu deuten, in denen sich die Liebe verräth, auch würden ihn die Wittwenkleider der schönen Anne schwerlich abgehalten haben, sich zu erklären, wenn nicht ein anderes Hinderniß gewesen wäre!

Wie oft hatte er neben ihr gesessen auf den Steinen unter den Eichen vor der „alten Försterei" in jenem nichtig süßen Geplauder, das liebenden Herzen so theuer ist; wie oft, wenn Annen's milder Blick warm und innig auf ihm ruhete, war ihm das Herz hoch aufgewallt im Busen und das Liebesgeständniß auf die Lippen getreten, dann aber, gerade wenn Anne lauschend und harrend, wie sein Geständniß erwartend, inne gehalten mitten in ihrer Rede, dann aber war vor Rudolph's Augen eine Gestalt aufgetaucht, eine ernste Gestalt, deren Erscheinung ihm einst so theuer und werth gewesen und die ihm jetzt nur noch ein drohendes und schreckendes Gespenst zu sein schien.

Es war das Bild seiner Cousine Waldemare, es war das liebliche Mädchenbild seiner verlobten Braut, was den Oberjäger bis jetzt zurückgehalten von einem Geständniß der Liebe.

Nicht, daß die Erinnerung an Waldemare Gewissenspein und Reue erregt im Herzen Rudolph's, nein, der junge Invalide fühlte sich vollständig in seinem Rechte, er wußte und sagte sich selbst oft genug, daß Waldemare ihn nie geliebt habe, daß sie ihm ihre Hand nur versprochen, um dem Könige und dem Vaterlande einen Kämpfer mehr in's Feld schicken zu können, daß man ihm Bedingungen gemacht, denen er sich eigentlich nur unterworfen hatte, weil er es mit seiner Ehre für unverträglich gehalten, zurückzutreten, und, was für ihn natürlich die Hauptsache war, seit er die Frau Anne wirklich liebte, war ihm klar geworden, daß ihn an seine Cousine Waldemare nur innige Hochschätzung für deren edles Wesen, alte Jugendfreundschaft und der Gewohnheit mächtiges Band fessele, nicht aber Liebe.

Und dennoch hatte er nur wegen seines Verhältnisses zu Waldemare nicht gewagt, der jungen Wittwe, für die sein Herz brannte, von deren Zuneigung er überzeugt war, seine Liebe zu bekennen?

Es war in Rudolph ein tüchtiger Kern und eine zarte Empfindung für jene Schicklichkeit, die nicht in äußeren Formen allein beruht, er war entschlossen, der Frau, der sein Herz gehörte, auch seine Hand zu bieten, er fühlte aber, daß er das erst könne und dürfe, wenn er sein Verhältniß zu Waldemare gelöst.

Vor länger als einer Woche schon hatte er deshalb an die Tante-Präsidentin geschrieben, aber natürlich noch keine Antwort erhalten, auch

keine erwarten können, da die Kriegsereignisse einen regelmäßigen Postenlauf unmöglich machten; gern hätte er seine Erklärungen aufgeschoben bis zum Eintreffen der Antwort seiner Tante, aber die Erzählung des Oberförsters hatte ihn so mächtig erschreckt, daß er sich nach einigem Schwanken und Zögern doch entschloß, gleich zu reden. Aengstlich, wie Liebende sind, die noch nicht im Besitz der Geliebten, fürchtete er allerlei Dinge, an welche der wackere Hladik gewiß nicht gedacht hatte bei seiner Erzählung.

Mit einigen raschen Schritten holte er den Alten ein und wollte neben ihm hergehend eben seine Beichte beginnen, als der Oberförster stehen bleibend freundlich sagte: „Ei! Ihre Pfeife ist ja aus, Herr Preuße, warum haben Sie das nicht schon gesagt?"

Damit nahm er dem etwas verlegenen Invaliden die Pfeife aus der Hand, klopfte die Asche aus, stopfte sie sorgfältig, schlug Feuer an und gab sie mit dem einladenden Lächeln eines Mannes zurück, der einem gern gesehenen Gaste einen guten Bissen präsentirt.

Rudolph hüllte sich in eine dichte Dampfwolke, dann sagte er hastig, als fürchte er, daß ihm sein Entschluß wieder leid werden könne: „Ich weiß, warum Sie mir die schrecklich traurige Geschichte von Ihrer armen Schwester und dem unglücklichen Edelmanne erzählt haben!"

Der Greis antwortete nicht, aber er sah Rudolph mit einem ernsten Blicke an; dieser schaute grade vor sich hin und fuhr fort: „Ich liebe Frau Anne, Ihre Enkeltochter, das hat Ihr scharfes Auge erkannt —"

Der Alte machte ein Gesicht, als meine er, ein gar so scharfes Auge habe nicht dazu gehört, das zu gewahren. Der gute Mann schmeichelte sich selbst etwas in diesem Augenblick, denn er hatte die Liebe des Oberjägers erst vor einigen Tagen bemerkt, und ganz sicher war er seiner Sache eigentlich erst am selben Tage geworden. Ein Anderer als der ehrliche Hladik hätte die Gefühle der beiden jungen Leute jedenfalls viel früher errathen.

„Uebrigens," meinte Rudolph mit einem Anstrich von leichter Heiterkeit, der ihm sehr schwer wurde, „muß ich Ihnen bemerken, lieber Herr Oberförster, daß Ihre Geschichte doch nicht auf mich paßt."

„Nicht?" sagte der alte Mann überrascht, sah seinem jungen Gefährten aber gleich darauf mit einem ungläubigen Lächeln in's Gesicht, nach dem ersten Geständniß begriff er nicht, wo dieser hinaus wolle mit seiner Ablehnung.

„Ich meine," erklärte Rudolph, der mehr Ruhe und Sicherheit gewann, nachdem er das Bekenntniß der Liebe über die Lippen hatte, „ich meine das so: Frau Anne ist allerdings die Tochter eines Jägers, wie Ihre arme Schwester, Herr Oberförster, aber ich bin kein Mann von Stande, wie der unglückliche Baron Wenzel war."

Hladik sah den Oberjäger mit leuchtenden Augen an.

„Ich bin nicht von Adel," fuhr dieser fort, „mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann, der mir allerdings Geld genug hinterlassen hat, um als Edelmann zu leben, ich habe nach Ihrem Gelde hier etwa dreitausend Gulden Conventionsmünze jährlicher Einkünfte; aber da ich keine Güter habe, so habe ich eine Anstellung im Staatsdienst gesucht und bin Assessor bei der königlichen Seehandlung in Berlin. Das ist nun freilich vorbei, denn der Arm, an welchem meine Schreibefinger saßen, liegt bei Kulm begraben, dennoch aber reicht mein Einkommen gewiß reichlich aus, eine Frau zu ernähren, und wenn Frau Anne sich nicht scheut, mit einem Invaliden vor den Altar zu treten, so würde ich sie herzlich bitten, mein Weib zu werden und mein Glück zu machen."

Rudolph schwieg, der Alte antwortete nicht gleich, was den Oberjäger in große Verlegenheit versetzte; hätte er indessen die freundlich gerührten Blicke gesehen, mit denen ihn der Oberförster von der Seite betrachtete, so würde er sich sehr erleichtert gefühlt haben. Fast komisch war es, daß er nach Gründen suchte, dem ehrlichen Forstmanne des Grafen Bucquoi die Vermählung seiner Enkel-Tochter mit ihm in einem möglichst glänzenden Lichte erscheinen zu lassen, denn, als ob er mit einem Berliner Vater zu thun gehabt hätte, brach er plötzlich los: „Herr Oberförster, halten Sie es nicht für Uebertreibung, aber ich kann Ihnen sagen, daß ich bei meiner Entlassung aus dem Staatsdienste jedenfalls den Charakter als Rechnungsrath bekomme, vielleicht sogar als Hofrath, denn mein Dienst und besonders mein bei Kulm begrabener Arm spricht da ein großes Wort mit. Man muß doch einen Titel haben und es muß Ihnen doch auch lieb sein, wenn die Frau Anne eine Frau Hofräthin wird."

Der Eindruck, den diese stolze Mittheilung auf den alten Hladik machte, war ein ganz anderer, als der, welchen Rudolph erwartet hatte, der Oberförster lachte, helle Freude in den Augen, aber den gutmüthigsten Spott von der Welt um die Mundwinkel.

„Ei, was sind die Herren Preußen doch für wunderliche Leute!" sagte er mit leisem Lachen, dann aber, als er die Enttäuschung in Rudolph's Gesicht sah, blieb er stehen, stieß mit dem Stock in das vermorschte Holz einer stolzen Fichte und beklagte sich, daß die Fichten so oft „rothfaul" würden.

„Habe dem Herrn Grafen," fuhr er fort, „auch oft genug gerathen, mehr Kiefern anpflanzen zu lassen, die Fichten werden gar zu leicht „rothfaul."

Mit offenem Munde hörte Rudolph dem Alten zu, es war ihm völlig unerklärlich, was dieses Specimen einer Vorlesung über Waldcultur mit seinem zukünftigen Hofrathstitel zu thun hatte.

Die Bestürzung Rudolph's war so groß, daß der Alte selbst Mitleid mit ihm fühlte, er legte seine Rechte auf die Schulter des jungen Mannes und sprach, ihm ernsthaft und freundlich zugleich in's Gesicht

sehend, mit bewegter Stimme: „Zu mir ist ein tapferer Mann gekommen, der im Kampf gegen die Feinde seines Königs sein Blut vergossen und seinen rechten Arm verloren hat; ich habe ihn freundlich willkommen geheißen, denn ich liebe tapfere Männer, und die alte Gastfreundschaft ist noch heimisch unter den niederen Dächern der geringen Leute im Walde, wenn sich dieselbe auch aus den großen Städten geflüchtet haben soll. Ich kannte den tapfern Mann nicht, sein Name selbst war mir fremd, bekannt an ihm war mir sein grüner Rock allein mit dem Abzeichen der Krieger seines Vaterlandes. Dieser tapfere Mann sah in meinem Hause, oder er hatte sie schon früher gesehen, die einzige Tochter meines Sohnes, die junge Wittwe eines braven Mannes, der sich mühsam als Gelehrter sein Brod erwarb. Meine Anne ist geringer und armer Leute Kind, eines armen Mannes Wittwe, und ist ihr Geist mehr gebildet, als das sonst der Fall zu sein pflegt bei den Frauen unseres Standes, so dankt sie das der Gelehrsamkeit ihres seligen Mannes. Nun, mein tapferer Gast aus Preußen liebt mein Kind, die junge Wittwe, und die junge Wittwe liebt meinen Gast, ja, sie liebet ihn, denn daraus braucht kein Geheimniß gemacht zu werden. Als ich das bemerkte, hielt ich es für meine Pflicht, meinem tapferen Gaste die traurige Geschichte zu erzählen, um die mein arm Liesele, meine schöne Schwester, so jung sterben mußte in Gram und Schmerz, denn wäre mein tapferer Gast ein großer Edelmann gewesen, wie der gute Baron Wenzel, so hätte meine Geschichte sein Herz gerührt, er hätte mein Haus verlassen und vielleicht eine traurige Seele darin zurückgelassen, aber als Mann handelnd größeres Unglück verhütet. Nun aber ist mein Gast ein Herr bürgerlichen Standes und wirbt ehrlich um meines Sohnes Kind, das ist mir altem Manne eine Herzensfreude. Mehr kann ich nicht sagen, lieber Herr Preuße!“

Schmerzlich vermißte Rudolph in diesem Augenblick seinen rechten Arm, und seine kleine Pfeife mit den Zähnen haltend, reichte er dem Großvater der Geliebten seine Linke, die Thränen schossen ihm dabei in die Augen und der Rauch kam ihn in die unrechte Kehle, er mußte weinen und husten zugleich, aber mit spartanischem Stoicismus überwand er Alles.

Eine ganz eigenthümliche Stimmung hatte sich des jungen Mannes bemächtigt, er hätte in ein und demselben Augenblicke laut aufjauchzen mögen vor Freude, daß es in den Wäldern wiedergehallt hätte, und dann wieder hätte er sich vor Aerger vor den Kopf schlagen mögen, was freilich nicht wohl möglich war, da er keine Hand frei hatte dazu. Der Oberjäger hatte den Muth nicht, dem alten Manne zu bekennen, daß er schon verlobt sei, daß er seine Hand versprochen habe; denn er verzweifelte daran, ihm klar zu machen, daß er das bestehende Verlöbniß aufheben und dabei doch ein ehrlicher Mann bleiben könne. Gleichwohl aber kam es ihm so vor, als handle er illoyal, wenn er sein Ver-

hältniß zu Waldemare verschweige. Dieser Zwiespalt brachte den jungen Invaliden ganz außer sich, er hätte fast geweint vor Aerger, daß ihm so seine schönste Stunde verkümmert werde, es gab Momente, wo ihn der Verdruß ungerecht machte und ihn zu einem Tadel seiner Cousine Waldemare hinriß. „Ich war ein Narr," sagte er zu sich selbst, „ich bildete mir ein, sie zu lieben; aber warum mußte sie meine Hand annehmen, sie hätte verständiger sein sollen, als ich, denn sie liebte mich nicht, was sie mir auch offen genug sagte!" Im Augenblick darauf schämte er sich freilich dieser Gedanken, er bekannte sich, daß er der armen Waldemare schweres Unrecht thue, aber nun schalt er wieder auf die Tante Präsidentin, daß sie den Brief noch nicht beantwortet habe, den Brief, von dem er nicht wußte, ob er schon in Berlin angekommen sei, ob er überhaupt jemals dort ankommen werde.

In dieser höchst zwiespältigen Stimmung kehrte der Oberjäger mit dem alten Manne, der noch immer von einer freudigen Rührung beherrscht war, in die alte Försterei unter den Eichen zurück. Angesichts des Forsthauses aber waren Waldemare und Zwiespalt, Tante und Stimmung total vergessen, denn unter der Thür stand Frau Anne, nicht in den schwarzen Trauerkleidern, in denen sie bisher erschienen, sondern in einem kurzen grünen Röckchen, das den zierlichsten Fuß in grauen Strümpfen und blanken Schuhen mit silbernen Schnallen sehen ließ, und einer hellgrünen Sammtjacke darüber, welche, knapp anliegend, die Fülle und Eleganz ihres Wuchses zeigte und über der Brust mit silbernen Eicheln zugenestelt war. Um den zarten Hals schloß sich dicht der schmale Streifen einer Spitzenkrause, wie sie in den böhmischen Bergen geklöppelt werden. So, ein weißes Häubchen auf dem schwarzen Haar, sah Frau Anne ganz allerliebst aus, viel hübscher als in der ernsten Trauertracht.

„Nun, Großvater," rief sie, als sich die beiden Männer näherten, mit klingender Stimme dem Alten zu, „bin ich nicht Dein gehorsames Kind? Siehe, ich habe mich wieder angekleidet wie sonst, gefall' ich Dir so besser?"

„Du bist meine liebe Tochter, Anne!" entgegnete der Oberförster mit einer Stimme, aus welcher die junge Wittwe mit dem feinen Ohr, das alle Frauen für seelische Zustände haben, gleich heraushörte, daß ihrem Großvater etwas ganz Besonderes, aber nichts Unangenehmes begegnet sein müsse. Sie hatte eine Ahnung von dem, was geschehen, und warf einen verstohlenen Blick auf das gute, ehrliche Gesicht Rudolphs; das aber verrieth ihr gar nichts, denn auf demselben strahlte die reinste Bewunderung der Liebe für sie.

„Sie werden recht hungrig sein, Herr Oberjäger," sagte sie schelmisch lächelnd zu dem jungen Manne und legte ihre Hand auf seine Schulter, „ja, Sie sind sehr hungrig, ich sehe es Ihnen an, kommen Sie, ich habe für Sie gesorgt!"

Leicht und anmuthig in ihren Bewegungen, wie ein Reh, eilte die junge Wittwe in das Haus; die Männer folgten der lächelnden Frau.

In der großen Stube, wo die Gewehre des Oberförsters hingen, wo er in dem mächtigen Eichenholzschranke seine Dienstacten nebst den Familienpapieren verwahrte, war das obere Ende des riesigen Klapptisches mit einem feinen weißen Tüchlein gedeckt, das durch einen eingewebten breiten rothen Streifen, der von dem einen Zipfel bis zum andern querlief, in zwei Dreiecke getheilt war. Der Oberförster nahm Platz in seinem großen, mit schwarzem Leder beschlagenen Lehnstuhl, der oben quer vor dem Tisch stand. Das war der Ehrenplatz des Hausherrn. Sein Gast saß rechts neben ihm auf einem hölzernen Stuhl, dessen steife Rückenlehne die Form einer Acht hatte. Außer dem Sorgenstuhl des Alten gabs nur hölzerne Stühle in der Oberförsterei unter den Eichen.

Frau Anne ging auf und ab, die Männer bedienend, denen sie nach der kräftigen Suppe eine köstlich duftende Rehleber brachte, die in ihrem Schweiß gebraten war, ein Gericht, das sich auf den feinsten Tafeln sehen lassen könnte, wenn's eben auf solchen erschiene. Die frische Rehleber ist ein Leckerbissen, der nach altem Brauch und Recht dem Jäger zukommt, den er sich auch nicht nehmen läßt, den man ihm auch nicht nehmen kann, da die Rehleber eben nur unter brechendem Schweiß köstlich ist.

Frau Anne legte dem Oberjäger vor und schnitt ihm die Bissen, wie sie es zu thun gewohnt war die ganze Zeit her, aber sie that es heute mit solcher Zierlichkeit und solcher Anmuth, daß Rudolph in diesem Augenblick sich wirklich über den Verlust seines rechten Armes freute und nur den Wunsch hegte, eine so liebliche Vorschneiderin und Wirthin für das ganze Leben sein nennen zu dürfen.

Die Männer beschlossen ihre eben so kräftige als köstliche Mahlzeit mit einem Seidel von jenem etwas säuerlichen, sonst aber gesunden und leichten böhmischen Landwein, der unter dem Namen Melnicker bekannt und durch den „Wachtmeister" in „Wallenstein's Lager" unsterblich geworden ist.

Der Oberförster erhub sich, zog seine Kappe, sprach sein Tischgebet und ging dann, gesegnete Mahlzeit wünschend, hinaus, sämmtliche Hunde folgten ihm.

Der Alte dachte wohl, daß die beiden jungen Leute sich allerlei zu sagen hätten, was er gerade nicht nothwendig zu hören brauche.

Im Anfang schien es, als wenn er sich getäuscht habe in dieser Voraussetzung, denn Frau Anne ging auf und ab, den Tisch abräumend und kaum ein Wort wechselnd mit Rudolph, der sich nach dem Tischgebet wieder niedergesetzt hatte auf seinen Stuhl und dort nachdenkend sitzen geblieben war.

Als Frau Anne ihre häuslichen Geschäfte besorgt, setzte sie sich auf ein kleines Bänkchen am Fenster und zog ihr Spinnrad heran.

Golden und blaßroth floß der Abendsonne letzter Schimmer herein in das Gemach, er strahlte prächtig und mild zugleich, wie eine echte Krone, um die Stirn und das Antlitz der jungen Frau. Draußen ging der Abendwind durch die Wipfel der alten Eichen und rauschte mächtig in den Blättern.

Es war so friedlich und still unter den Eichen, und doch regte sich hörbar ringsum das geheimnißvolle Leben des Waldes.

Frau Anne hatte das Spinnrad an sich gezogen, aber sie spann nicht, ihre braunen Augen blickten in das Abendsonnengold, und träumerisch lauschte sie dem Rauschen des Windes in den Eichenwipfeln.

Da erhub sich Rudolph, er sah nicht den Abendschein, er sah nur der Geliebten goldumstrahltes Angesicht, er achtete nicht auf das Rauschen der Wälder, denn seine Seele war mit andern Gedanken beschäftigt, aber unwillkürlich war auch über ihn die feierliche Stimmung gekommen, die in der lebenvollen Stille ringsum herrschte.

Lange stand er und schaute in der Geliebten Angesicht, dann ging er und setzte sich neben sie auf die kleine niedrige Bank.

Frau Anne schien ihn nicht zu bemerken, und dem jungen Mann wurde dicht neben ihr so unendlich wohl, so leicht und frei, so selig zu Sinn, wie nie zuvor in seinem Leben.

Das Sonnengold verschwand, die blassen, lichten Farbentinten wurden dunkler und dunkler, die Nacht brach herein, und immer gewaltiger wurde das Brausen des Windes in dem Walde, sich mit dem Rauschen der Bäume zu einer gewaltigen Harmonie verschmelzend, die bald hoch aufrauschte, bald murmelnd hinsank und im grünen Dämmer der Nacht dahinwogte.

Rudolph legte seinen Arm leicht um den schlanken Hals der Geliebten, sie gab weich dem leisen Druck nach, und ihr Haupt lag an der Brust Rudolph's, der selig erbebte bei der süßen Berührung. Es war dunkel und still in dem einsamen Gemach, Rudolph hörte nichts als das leise Athmen des geliebten Weibes, das an seiner Brust lag, er sah nichts als den lichten Schimmer ihrer weißen Stirn. Jetzt beugte er sich nieder und küßte diese Stirn.

„Das war mein Brautkuß, süße Anne!“ sagte er leise und doch klangen seine Worte so laut und feierlich in der tiefen Stille.

Die Wittwe litt diesen Kuß schweigend, Rudolph fühlte in seinem Arm, daß sie bebte bei seinem Kuß, langsam richtete sie sich auf, dann schlang sie schüchtern ihren Arm um Rudolph's Hals, legte ihre zarte warme Wange an die seinige und flüsterte: „Dein! Dein!“

Da umfaßte sie Rudolph mächtig mit starkem Arm, zog sie an sich und preßte sie an seine Brust mit aller Gluth der Leidenschaft, die ihn durchglühte, und küßte ihre Lippen mit heißem Feuer.

Wie war's da so selig im Waldesrauschen unter den Eichen!

Da erklang draußen die laute Stimme des Oberförsters, er begrüßte den heimkehrenden Jägerburschen, die Hunde bellten freudig durch einander, und Frau Anne eilte mit der Lampe nach der Küche, um sie dort beim Heerdfeuer mit dem langen Kienspan anzuzünden.

Eine halbe Stunde später etwa saß der Oberjäger Rudolph in dem kleinen Dachstübchen, in welchem er schlief, der Jägerbursche hatte ihm beim Ausziehen geholfen und sich mit seinem gewöhnlichen: „Ich küß' die Hand, Ew. Gnaden, gute Nacht!" zurückgezogen. Rudolph saß und schrieb mühsam mit der linken Hand einen Brief.

Der Brief lautete: „Meine Cousine, liebe Waldemare, Du denkst zu edel und großmüthig, um mir zu zürnen, daß ich einen Schritt gethan habe, den ich, wie ich wohl fühle, nicht hätte thun dürfen, ohne Deine Erlaubniß. Ich war auch fest entschlossen, Deine und der Tante Antwort auf meinen Brief vom Vierten dieses Monats abzuwarten, aber die Umstände, mein Herz, meine Leidenschaft, ich weiß nicht was, vielleicht Alles zusammen, sind mächtiger gewesen, als ich. Ich habe mich heute Abend mit der Frau, die ich liebe, die mich liebt, verlobt. Meine theuere Waldemare, ich hätte nicht den Muth, Dir das zu sagen, wenn ich nicht wüßte, daß Du zu groß denkst, um eine Kränkung darin zu finden, wenn ich Dich bitte, mir mein Wort zurückzugeben; Du wirst mir nicht zürnen, denn die Liebe, die Du für mich fühltest, war ja nie mehr, als die einer Cousine für ihren Cousin, Du versprachst mir ja Deine Hand auch nur, um dem Wunsch des Mannes zu genügen, den Du liebst. Dein Besitz, theure Waldemare, schien mir das höchste Glück, so lange ich die Seligkeit nicht kannte, die in der Liebe liegt, welche Erwiederung findet; laß mich hoffen, daß Du meine liebe Cousine und gute Freundin auch fernerhin bleiben wirst. Durch das, was ich gethan, habe ich Dir nichts genommen, davon bin ich überzeugt; aber Du kannst mir viel geben, wenn Du meine liebe Cousine bleibst. Ich rechne auf Dein großmüthiges Herz, die Hand, die ich Dir versprochen, sie liegt zu Kulm begraben auf dem Schlachtfelde; gieb mir mein Wort zurück, und meine Dankbarkeit wird bis zum Ende für Dich treue Wünsche hegen. Schreibe mir bald, meine Cousine, das Glück der Liebe, das ich gefunden, es wird erst vollkommen sein, wenn ich Deinen Segen habe. Ich küsse Deine liebe Hand und bleibe Dein getreuer Freund und Vetter Rudolph."

Es verging mancher Tag nach der Absendung dieses Briefes; Rudolph war glücklich, unendlich glücklich in seiner Liebe und in der Waldeinsamkeit unter den Eichen, aber dennoch kamen Augenblicke, in denen er zerstreut und unruhig daran dachte, daß er noch immer keine Antwort auf seine Briefe aus Berlin erhalten. Waren die Briefe verloren gegangen? Er konnte es nicht annehmen, denn sie waren auf sichere Weise befördert worden; er fürchtete das nicht, aber er fürchtete

Waldemare gekränkt und die Familie verletzt zu haben. Das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit war weit mächtiger in ihm, als er geglaubt hatte.

Mit dem Falkenblick der Liebe bemerkte Frau Anne bald genug die Zerstreutheit des geliebten Mannes; sie bemerkte, mit welcher Aengstlichkeit er fast jeden Tag nach Briefen fragte und forschte, aber sie war weit entfernt, zu ahnen, daß derselbe erst ein früheres Verhältniß lösen gemußt, um ihr anzugehören; sie glaubte, was ja auch so nahe lag, daß Rudolph besorgt sei über das Schicksal seiner Familie, deren einzelne Mitglieder er ihr geschildert und von der er überhaupt so viel erzählt.

War doch Rudolph's ganzes Leben bis zum Kriege ein Leben mit und in der zahlreichen Familie der Präsidentin gewesen; Rudolph's ganzes Denken und Trachten gehörte trotz der großen Ereignisse, die er äußerlich und innerlich durchgekämpft, so ganz dem Berliner Familienkreise an, daß er sich seine Zukunft gar nicht außerhalb desselben denken konnte und im Stillen immer mit sich überlegte, ob wohl seine liebe Anne der Tante Präsidentin, der Person, vor der er den größten Respect hatte, gefallen werde oder nicht.

Während Rudolph immer zerstreuter wurde, wurde Frau Anne immer aufmerksamer für ihn; sie litt innerlich mit ihm, ohne ein Wort zu sagen; sie fühlte dieselbe Unruhe wie er, und gerade in dieser Unruhe schlossen sich diese beiden für einander bestimmten Seelen, die poetische und etwas sentimentale Tochter des grünen Waldes, die Wittwe des Dichters und der brave, etwas nüchterne und verwöhnte Sohn der großen Stadt der Bildung, immer fester in inniger Liebe an einander.

Als die Nachricht von dem glorreichen Siege der Alliirten in der großen Völkerschlacht bei Leipzig in die stille Försterei unter den Eichen kam, wurde Rudolph recht wehmüthig zu Sinne; es fiel ein Wehmuthstropfen in seine Siegesfreude, fast machte er sich Vorwürfe, daß er nicht mit dabei gewesen, aber ein Blick auf seinen leeren Rockärmel gab ihm sein Selbstbewußtsein zurück, das stolze schöne Bewußtsein eines Mannes, der seine Pflicht gethan für König und Vaterland.

Der Novembersturm entblätterte bereits die Wälder und heulte grimmig um die großen Eichen in den alten Forsten, die Dohlen schrieen und der Winter war gekommen, schneller als es das liebende Paar gedacht; da trat eines Nachmittags der Oberförster lachend in das große Gemach, zeigte der Frau Anne einen frisch geschossenen Hasen und rief lustig: „Da hast Du einen Braten, Anne, meine Tochter, oho! der Alte kann auch noch schießen, ich fand die Spur des „Krummen" da unten beim Pfaffenbrodel, ich folgte ihr und kam bis an die Stelle, wo der „Krumme" abgehakt hatte, und richtig, keine hundert Schritt weiter sah ich ihn hinter einem Schlehdorn sitzen, oho, der Alte kann noch schießen! Lieber Gott, als ich meinen ersten Hasen schoß!"

Der Alte wurde nachdenklich, plötzlich rief er: „Ei! ei! sein Sie nicht böse, lieber Herr, da hätt' ich bald das Beste vergessen, da ist ein Brief für Sie, den mir unterwegs des Reimbergers Sohn brachte!“

Hastig griff Rudolph nach dem Brief, den ihm der Alte entgegen brachte.

In den festen, sichern Schriftzügen der Adresse erkannte er auf der Stelle die Schriftzüge seiner Cousine Waldemare. Die Aufschrift lautete: An den königlichen Oberjäger und Ritter des eisernen Kreuzes u. s. w.

Der junge Invalide wußte noch gar nicht, daß er das eiserne Kreuz erhalten.

„Es lebe der König, hoch! hoch!“ rief er mit lauter Stimme.

Der Blick der Frau Anne ruhte wie ein Sonnenstrahl auf dem Antlitz des geliebten Mannes, das in diesem Augenblick so mächtig stolz und schön war, wie sie es nie gesehen.

Rudolph öffnete den Brief, da fiel ihm zunächst ein kleiner Zettel entgegen.

In den zierlichen, flüchtigen Zeilen erkannte Rudolph die Hand seiner Tante, der Präsidentin.

Auf dem Zettel stand: „Nur einige Zeilen, mein lieber Neveu, vermag ich Dir zu schreiben, denn die Pflege unserer theuren Verwundeten nimmt mich und Waldemare fast ganz in Anspruch — welche Siege! wie gnädig ist uns Gott gewesen, wie ruhmreich steht Preußen wieder da! Und unsere Familie hat auch ihren Theil am großen Ruhme, Dich, lieber Rudolph, und Deinen Vetter Philipp von Krummensee, er ist wie Du Ritter des eisernen Kreuzes und vom russischen Sanct Georgen-Orden, auch ist er Rittmeister geworden, darin aber ist er glücklicher als Du gewesen, er ist nicht blessirt. Dein Brief an mich und Dein Brief an Waldemare sind an einem Tage hier angekommen, sonst hättest Du wohl früher die Antwort erhalten, die ich Dir jetzt gebe, dieselbe lautet: Gott segne Dich, lieber Neveu, Dich und das Weib Deiner Liebe! Du hast doch keine andere Antwort erwartet von Deiner Dich liebenden Tante Lohmeier. N. S. Oheim Hermann, Tante Nieblich, die ganze Familie und vor Allen meine Waldemare senden Dir ihre herzlichsten Glückwünsche.“

Rudolph seufzte erleichtert auf, als er diese Zeilen gelesen, dann küßte er das Blatt und sprach: „Gott segne Dich, gute Tante, und verleihe Dir noch viele fröhliche Tage!“

Er wußte die Güte wohl zu schätzen, die in diesen wenigen Worten niedergelegt war.

Darauf entfaltete er den eigentlichen Brief, er war von Waldemare, in festen Zügen weitläuftig geschrieben, wenige Zeilen auf der Seite, das war ihre Art.

Rudolph las, aber er traute seinen Augen nicht. Er las: „Geehrte

Frau, liebe Frau Anna, denn lieb sind Sie uns schon, obwohl wir Sie noch nicht kennen, weil Sie die Liebe eines so wackern Mannes, wie unser Vetter Rudolph ist, gewonnen haben. Lassen Sie mich also, da Sie doch bald ein Mitglied unserer Familie sein werden, kurz sagen, liebe Anna, ich erfülle aus ganzem Herzen und mit inniger Freude den Auftrag, den mir meine Mutter und die ganze Familie Ihres Rudolph ertheilt hat; ich soll Sie herzlich willkommen heißen und Ihnen sagen daß wir Alle, Alt und Jung, Groß und Klein, uns sehnen, die Frau zu umarmen, welche unser Vetter Rudolph, den wir als einen preußischen Helden, als eine Zierde der Familie betrachten, als seine Gemahlin heimführt. In meiner Mutter werden Sie eine mütterliche Freundin finden, und wenn Ihnen Ihr Rudolph von einem etwas wunderlichen Mädchen erzählt hat, von einer Cousine, welche Waldemare heißt, so kann ich Ihnen sagen, daß Sie in derselben eine treue, schwesterliche Freundin finden werden. Rudolph schreibt in so begeisterten Ausdrücken von Ihnen, liebe Anna, daß ich, verzeihen Sie, recht mädchenhaft neugierig bin, Sie zu sehen und Sie zu umarmen. Kommen Sie recht bald nach Berlin, wo Sie sehnlichst erwartet Ihre Cousine Waldemare."

Rudolph küßte diesen Brief, er begriff die unendliche Zartheit, mit welcher die kluge Cousine in Berlin vermieden, ihm zu antworten, und die ihm doch eine Antwort gegeben, die weit gütiger war, als er hatte erwarten können.

Er mußte sich erst sammeln, dann reichte er den Brief der Frau Anne und sprach: „Diese Zeilen sind an Dich gerichtet, meine Anne, sie sind von meiner lieben Cousine Waldemare, einem trefflichen Mädchen; diesen Zettel kannst Du auch lesen, er ist von der Tante-Präsidentin. Sie ist das Haupt meiner Familie!"

Frau Anne las, man kann sich denken, mit welchem Entzücken.

Das war ein stiller, schöner Abend, unter den Eichen!

Zehntes Capitel.

Des Herzogs Tochter.

„Liebst Du mich noch so hoch und sehr,
Wie Du mir sonst geschworen,
So ist uns Beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib,
Es ist nun Alles Dein eigen!
Nun Sonne gehe hinab und hinauf!
Ihr Sterne leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgestirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle springt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgesinnt,
Eins an des Andern Herzen."
(Goethe.)

„Nicht ein Bildniß, wirklich sieh'st Du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes."
(Goethe.)

Unter dem preußischen Hieb, vor dem russischen Stoß, bei dem österreichischen Schlag, war die französische Macht zusammen gebrochen in den weiten Ebenen um Leipzig, der Sieg stieß schmetternd in die eherne Tuba, und über ganz Deutschland hin hallte es im Donnerton: Victoria!

Zerbrochen, zusammengehämmert, schob sich rückwärts der riesige Eisenkeil französischen Waffenthums, mit welchem der bleichgelbe Imperator aus Corsika Preußen zu zerschmettern gedacht und in Preußen die Seele und die Stärke der Gegnerschaft seines Weltherrenthums.

Die noch immer gewaltige Fluth der Franzosenflucht wälzte ihre schweren Wogen zum Rhein durch die Gefilde Thüringens und Hessens, durch ihren Druck allein schon den eisernen Damm im ersten Anprall durchbrechend, den ihr der Feldherr des Baiernkönigs kecken Sinnes entgegengebaut bei Hanau aus bairischen und österreichischen Bajonetten.

Aber vermochte der kecke Baiernbegen auch nicht, die riesige Kaiserflucht aufzuhalten auf ihrem Gange zum Rhein, unbelästigt und unversehrt erreichte die wandelnde Ruine darum doch nicht den französischen Boden, dafür sorgten die preußischen, russischen und österreichischen Reiter, welche ihr kampfdurstig und siegeslustig folgten, dicht auf der blutigen Spur, und Stück auf Stück absprengten mit gewichtigem Schlag von der großen Masse, daß die Splitter weit hinein flogen in das Land, rechts und links von der Heerstraße der Flucht und Verfolgung.

Flüchtige Trümmersplitter der großen französischen Kaiserarmada schweiften ziellos und planlos durch Thüringen und suchten, oft weit hinab nach Franken versprengt, muthlos und rathlos nur noch nach der Gelegenheit, sich zu ergeben als Gefangene an die Großmuth der Sieger.

Zwischen diesen Trümmern hin und her streiften die leichten Truppen der Alliirten und schoben sich vorwärts die Heersäulen, dem Rheine zu.

In dieser Zeit, im Spätherbst des großen Jahres **1813**, füllten sich auch die stillen, anmuthigen thüringischen Gauen, die an der Grenze Frankens sich hinziehen, mit allerlei Kriegsvolk, und die Trompete erscholl in den Thälern, in denen der Friede so lange unbeschränkt regiert.

Es war am Nachmittag eines ziemlich hellen Octobertages, als hinter einem Fenster des Schlosses Eishausen bei Hildburghausen ein stattlicher Mann stand, welcher mit einem Fernrohr die Landstraße beobachtete, welche von der Stadt Hildburghausen her durch das Dorf Eishausen lief.

Der Herr war durch die dichte Fenstergardine versteckt, Niemand konnte ihn von Unten sehen und die Aengstlichkeit und die Spannung bemerken, mit welcher derselbe einem kleinen versprengten Corps der Franzosen folgte, welches, aus allen Waffen gemischt, ziemlich unordentlich auf der Landstraße dahin zog und sich mit jedem Schritte weiter von dem Schlosse entfernte. Der Abzug der Franzosen wurde lange und scharf beobachtet, denn erst als der letzte Nachzügler in weiter Ferne verschwand, ließ der Beobachter hinter der Fenstergardine das Fernrohr sinken, schob es mit einem leichten Seufzer zusammen und legte es in das Zimmer zurücktretend auf einen kleinen Tisch.

Der Mann mit dem Fernrohr war ein stattlicher Herr mit scharf gezeichneten und kräftig ausgeprägten Gesichtszügen und frischem bräunlichen Teint, dem die dunkel blitzenden Augen und die langen, fast bläulich schimmernden schwarzen Haare einen Anstrich von Wildheit gaben, was merkwürdig mit seinen eleganten und gemessenen Bewegungen contrastirte. Dieser Herr trug einen langen blauen Ueberrock von feinem Stoff, Weste und Unterkleider von weißem Casimir, weißseidene Strümpfe und Schuhe mit Schnallen. Die mit weißen Glacé-Handschuhen bekleideten Hände waren klein und verschwanden fast unter den dichten Spitzen, mit denen der Hemdsärmel am Handgelenk besetzt war.

Es war das eine auffallend altmodische Kleidung, es konnte sie nicht Jeder tragen, ohne sich lächerlich zu machen. Diesem Herrn stand sie gut, er trug sie mit einem Anstand, der ihre Altmodigkeit vergessen machte, sie paßte so für ihn, daß man sich ihn schwer in einer anderen Tracht denken konnte. Der graue Filzhut mit breiten Krämpen dort auf dem Tischchen an der Thür und das hohe spanische Rohr mit dem schönen geschnittenen Stein in dem goldenen Knopf gehören zu der vollständigen Kleidung.

Dieser vornehme Herr, denn ein solcher ist er, wohnt schon seit einigen Jahren in dem ziemlich abgelegenen Schlosse; man sagt, er sei ein französischer Emigrant, man sagt, er heiße Vavel de Versay; Niemand weiß es sicher, Niemand kennt seine Verhältnisse, aber Jedermann achtet die Wünsche, ja selbst die Wunderlichkeiten des Fremden, der von seinem stillen Asyl aus reiche Wohlthaten an die Armuth spendet, mit Großmuth jedes Werk der Barmherzigkeit und gemeinnütziger Thätigkeit fördert, und von dem regierenden Hause des Landes gegen jede Zudringlichkeit, ja gegen jede Frage nach seinen Verhältnissen, geschützt wird.

Man nannte den Fremden, den Niemand kannte, im Ort den Herrn Grafen, oder den gnädigen Herrn; man hatte sich nach und nach an sein Geheimniß ebenso gewöhnt, als an die Wohlthaten, welche er mit freigebiger Hand überall hin ausspendete. Von der Neugierde der Leute im Lande hatte der Fremde nichts mehr zu fürchten für sein Geheimniß; die Leute hatten sich daran gewöhnt, neben dem ungelösten Räthsel zu leben, und seine Erscheinung hatte ihnen solche Achtung eingeflößt, daß sie sich selbst die Wunderlichkeiten gern gefallen ließen.

Aber dem Geheimniß, mit welchem sich der Fremde, mit welchem sich der Graf umgeben, mußte Gefahr von Außen drohen, denn seit im Sommer die Franzosen ostwärts nach der Elbe zogen, und noch mehr seitdem sich Krieger mit den verschiedensten Fahnen westwärts dem Rhein zu bewegten, und der stille Erdwinkel oft der Schauplatz kriegerischer Durchmärsche wurde, befand sich der Graf in einer Unruhe, welche aufgefallen sein müßte, wenn der Fremde Leute um sich geduldet hätte, welche ihn hätten beobachten können.

Das aber war eben nicht der Fall, denn die tiefste Stille und die größeste Einsamkeit regierten in den weiten Räumen des alten Schlosses zu Eishausen.

Bewohnt wurde das Schloß nur von drei Personen außer dem fremden Herrn selbst. Die eine war Herr Philipp, der Kammerdiener, wie man ihn nannte; er war eben so fremd im Lande wie sein Herr, ein ernster, abgemessener, wortkarger Mensch, kräftig gebaut und breitschulterig, mit schneeweißem Haar. Man sah ihn nur in voller, reich betreßter Livrée und dem dreieckigen Hut; er ging fleißig in die Kirche, verkehrte aber selten oder fast nie mit den Leuten im Dorfe. Nie sprach er über das Geheimniß seines Herrn, Niemand hat je eine Anspielung

auch nur vernommen, daß er ein Geheimniß zu bewahren habe. Die Leute hielten große Stücke auf ihn, denn er konnte das fließende Blut stillen und wußte Witterungswechsel vorherzusagen. Neben diesem Kammerdiener diente im Schlosse eine Köchin, welche dasselbe nie verließ. Außerdem gehörte zur Dienerschaft des Grafen, wie wir den Fremden, dem Beispiele seiner Umgebungen folgend, nennen wollen, ein Deutsch-Böhme, Namens Schmidt, mit seiner Frau; diese beiden Personen wohnten aber nicht im Schlosse, ja nicht einmal im Orte selbst, sondern in Hildburghausen, und waren in der ganzen Gegend unter den Namen der „Bote" und die „Bötin" bekannt, da sie, den Verkehr des Fremden mit der Post und mit der Stadt vermittelnd, fast immer auf der Landstraße waren. Diese Landstraße konnte der Graf fast eine halbe Stunde weit mit seinem Fernrohr bestreichen, und nie sah man den Boten oder die Bötin mit andern Fußgängern gehen, oder mit Begegnenden reden, stets strebten sie mit raschen Schritten ihrem Ziele zu. Zu den kleinen Gängen und Diensten im Orte hielt der Graf noch eine Aufwärterin, welche im Dorfe wohnte und zu bestimmten Stunden am Schlosse erschien, wo sie ihre Aufträge durch ein Fenster erhielt.

Die Reinigung der bewohnten Räume besorgte die Bötin, wenn sie etwa um neun Uhr Morgens mit den Briefen und Zeitungen der Morgenpost im Schlosse eingetroffen war.

Die Hausordnung im Schloß, so wie die Ankunft und der Weggang des Boten und der Bötin, der ganze Dienst war mit einer Sorgfalt geordnet und wurde mit einer Pünktlichkeit eingehalten, die auf ein Leben im Innern schließen ließen, bei welchem man die Zeit kostbar fand.

Um 10 Uhr Vormittags hielt die Equipage des Fremden fast täglich vor dem Schloß; der Graf erschien gleich darauf mit einer tief verschleierten Dame, führte sie mit dem Hut in der Hand die Treppe hinunter an den Wagenschlag, verbeugte sich vor ihr, bot ihr den Arm zum Einsteigen und folgte ihr dann selbst, links neben ihr Platz nehmend. Dann brausten die beiden mächtigen Rappen, die den niemals zurückgeschlagenen Wagen zogen, in vollem Trabe davon. Der Kammerdiener Philipp diente als Kutscher. Der Wagen rollte stets dem kleinen koburgischen Landstädtchen Rodach zu, ein paar hundert Schritt vom Ort aber wendete er um und fuhr nach dem Schloß zurück. Die verschleierte Dame fuhr nie allein aus. Wohl aber war dieselbe oft Mittags allein in einem großen Grasgarten, der von dem Schloß nur durch einen tiefgebetteten Bach, über den eine Brücke führte, getrennt war. Diesen Garten hatte der Fremde von dem Schloßgutpachter gemiethet und mit einer acht Schuh hohen Einfassung von Brettern umgeben lassen. In diesen Garten führte der Graf die verschleierte Dame, schloß hinter ihr die Thür und kehrte in das Schloß zurück, wo er sich an einem Fenster aufstellte und die Auf- und Niederwandelnde beobachtete. Wenn die Dame in

das Schloß zurückkehren wollte, warf sie ihr Taschentuch in die Höhe, dann ging der Graf und holte sie ab.

Niemand sah das Gesicht dieser Dame; wer war sie? Warum wurde sie so ängstlich gehütet? Warum schon Jahre lang in dieser Einsamkeit gehalten? Denn im Spätherbst des Jahres 1813, wo wir die geheimnißvollen Fremden auf dem Schlosse zu Eishausen finden, wohnten sie schon drei Jahre daselbst und hatten vorher bereits mehrere Jahre zu Hildburghausen in einer ähnlichen Einsamkeit verlebt.

Das Zimmer, von dessen Fenster aus der Fremde die abmarschirenden Franzosen beobachtet hat, ist das Wohngemach eines literarisch gebildeten Mannes, wenn nicht das eines Gelehrten. Mit Bücherborden sind die Wände versetzt, Bücher, Karten und Papiere bedecken die Tische, das Ameublement selbst aber ist kostbar, im herrschenden Pariser Geschmack zwar, aber ausgezeichnet durch gewählte Boiserie- und Marqueterie-Arbeiten. Der dicke reiche Teppich, mit welchem der Fußboden belegt ist, dämpft das Geräusch des festen, sichern Schrittes, mit welchem der Graf auf und abgeht in dem Gemach, seit er das Fernrohr hingelegt, durch welches er sich des Abmarsches der Franzosen vergewissert hat.

Der Fremde spricht halblaut mit sich selbst, aber er spricht in französischer Sprache.

„Franzosen werden schwerlich noch durchmarschiren," sagt der Einsame überlegend, „dies kann nur ein letzter weit versprengter Trupp gewesen sein — aber ist mir damit geholfen? Russen, Preußen und Oesterreicher werden kommen. Es könnten Bekannte darunter sein, unangenehme Begegnungen aller Art! Diese wären jedoch zu überwinden, aber Sie! Sie wird von Jedem errathen werden, der sie sieht, und noch ist die Gefahr nicht vorüber, sie beginnt vielleicht jetzt erst; jetzt werden die Bourbonen dem großen Usurpator ihres Thrones gefährlicher erscheinen, als bisher; je mehr der Usurpator an Kriegsruhm verliert im Auslande, desto mehr an Anhang verliert er auch im Inlande; was von ihm abfällt, wird naturgemäß dem alten Königshause zufallen, und das machtlose verbannte Königsgeschlecht wird der gefährlichste Feind sein für den neuen Cäsar, wie er sich nennen läßt. Die Hand, die den edeln Herzog von Enghien herausriß aus fremdem, neutralen Land und ihn in den Mordgraben von Vincennes schleppte, wird auch die Tochter des Herzogs nicht schonen. Man erschießt Frauen nicht, oh nein! aber man nimmt andere Dinge mit ihnen vor, die oft schlimmer sind, man verheirathet sie zum Beispiel an seine Generale —"

Der Fremde lachte gellend auf, Zorn und Grimm sprühten aus seinen Augen und flammten glühend auf in seinem leidenschaftlich erregten Antlitz.

„Das Blut des hohen Hauses Bourbon-Condé, die Tochter meines edeln Herzogs von Enghien, mesalliirt mit irgend einem plebejen bonapartischen Günstling —"

Der Graf stampfte mit dem Fuß.

„Gerade das ist ächte Emporkömmlingspolitik," fuhr er fort, „damit würde er dem Hause Bourbon einen Schlag zu versetzen suchen, und das königliche Haus würde diesen Schlag pariren, würde die rechtmäßige Geburt der Prinzessin in Abrede stellen, und mit Recht, wie die Sachen jetzt liegen. Nie war noch ein Fürstenkind in einer so traurigen Lage, wie die edle Tochter meines unvergeßlichen heldenhaften Freundes. Unglückliches, liebes, schönes Wesen! so lange jener Bonaparte in Frankreich und in Europa herrschte, mußte ich Dich verbergen vor Aller Augen, damit Dich seine Schergen nicht zum Opfer seiner Politik machten, damit das Blut Deines edeln Vaters, das Blut von Bourbon-Condé und Enghien nicht erniedrigt würde in Dir; sie konnten das Blut Deines Vaters fließen machen in Vincennes, aber sie sollen es in Dir nicht beschimpfen, Louise von Condé, wenigstens nicht, so lange ich lebe."

Der Graf schwieg und ging in großer Aufregung einige Male auf und ab in dem Gemach.

„Nun, die Stunde scheint geschlagen zu haben," fuhr der Fremde stehen bleibend nach einer Weile fort, „da Bonaparte die Herrschaft in Europa verliert; die Völker werden von ihren legitimen Fürsten gegen ihn in den Kampf geführt und der Usurpator hat ihnen nichts entgegen zu stellen als sein Genie und seine Rekruten. Er wird unterliegen, die letzte Stunde seiner Weltherrschaft hat geschlagen, auf den Ebenen bei Leipzig hat ihn der allmächtige Gott gewogen und zu leicht befunden. Mit seiner Herrschaft über Europa aber fällt auch sein französischer Kaiserthron; ich kenne Frankreichs Volk, es trägt jede Herrschaft unwillig, erträglich allein findet es die Herrschaft eines Despoten, der dem unermeßlichen Ehrgeiz, der unersättlichen Ruhmgier und Beutelust Befriedigung gewährt. Als Usurpator mußte Bonaparte ganz besonders dafür sorgen; er hat es gethan, er hat im riesigsten Maßstabe dafür gesorgt, er hat die Franzosen verwöhnt, er vermag es nicht mehr, und darum ist sein französischer Thron verloren. Er fällt und die göttliche Barmherzigkeit führt das bourbonische Königshaus zurück aus der Verbannung — was ist damit für meine geliebte Prinzessin, was ist damit für die unglückliche Tochter des ermordeten Herzogs von Enghien gewonnen? Ich fürchte, neue Besorgniß, größere Pein! Louise hat Niemanden, keinen Freund, der für sie spricht, außer mir, denn ich weiß nicht, ob der ehrliche Chevalier Jacques noch lebt! Ihr Vater ist ermordet, der seine Stimme für sie erheben könnte. Ihre Mutter hat in ein fremdes Fürstenhaus geheirathet, sie glaubt ihre Tochter vielleicht schon gestorben, sie hat es in ihrem Interesse gefunden, und mit Recht, ihre geheime Verbindung mit dem Herzoge von Enghien zu verschweigen; ich bin überzeugt, daß die stolze Tochter des Hauses Rohan ihr Kind nicht verleugnen würde, aber es wäre das doch ein schwerer Schlag für ihre Stellung in dem fürstlichen Hause, in das sie gehei-

rathet hat. Ja, ich kann durch die Documente, welche mir mein edler Herzog anvertraut in der Nacht, da er zu Ettenheim verrathen wurde, beweisen, daß seine Ehe mit der Prinzessin von Rohan eine kirchlich gültige; die eheliche Geburt der Prinzeß steht fest, sie ist eine ächte Prinzessin von Bourbon-Condé, ihr steht der Titel Mademoiselle von Condé zu, aber nur der König von Frankreich kann dieser Ehe auch bürgerliche Gültigkeit verleihen, weil sie bürgerlich ungültig ist ohne seine Einwilligung. Die Einwilligung des Königs aber hat der arme Herzog in jener blutigen, gräuelvollen Zeit, in welcher er seine Ehe schloß, nicht eingeholt. Unglückliche Louise! Du so großmüthig und stolz, so geistvoll und liebenswürdig, sollst Du hinaustreten in die schmutzige Welt und um den Namen Deines Vaters vergeblich vielleicht betteln bei Verwandten, die Dich nicht kennen, die bis jetzt auch nicht eine Ahnung von Deiner Existenz haben? Wahrlich, es wäre dann besser gewesen, ich hätte Dir das Geheimniß Deiner Geburt nimmer enthüllt, hätte meiner glühenden Leidenschaft für meine angebliche Nichte die Zügel schießen lassen und hätte Dich endlich zu dem gemacht, was Du zu sein verdienst, zu einem glücklichen Weibe."

Der Graf warf sich in einen großen Lehnstuhl.

„Soll ich denn Jahre lang wie ein Thor vergeblich diese wüthende Leidenschaft, die mich bei tausend Gelegenheiten zu übermannen drohte, bekämpft haben, um sie jetzt zu bereuen? Nein!"

Der Graf sprang auf und streckte die Hand befehlend aus.

„Nein," rief er mit blitzenden Augen, „ich habe der Versuchung widerstanden, als sie in ihrer verlockendsten Gestalt mir entgegentrat, als sie aus den himmlischen Augen des geliebten Mädchens in den süßesten Blicken mir die Erwiederung meiner Liebe bekannte, als ich ihre Hand in der meinen zittern fühlte, als ich sah, daß die Liebe zu mir ihren Busen höher hob, da habe ich widerstanden, und jetzt, jetzt, wo der Augenblick naht, in welchem ich die Frucht meiner Entsagung, meiner Mühen, meiner Leiden pflücken soll, jetzt sollte ich feige unterliegen? unterliegen, weil der letzte Schritt der schwerste ist? Nein! Trotz sei geboten! Louise liebt mich, ich liebe sie; wenn sie nur Louise hieße, sie wäre schon mein Weib, aber sie heißt auch Bourbon und heißt Condé, und solche Namen legen eine Verpflichtung auf, die nicht gelöst werden kann. Ein hochberühmter stolzer historischer Name ist ein schönes, aber schweres Erbe, ich weiß nicht, ob Louise glücklich sein wird, wenn sie einst ihren stolzen Namen auch vor der Welt trägt; aber tragen soll sie ihn, ich muß ihr denselben geben, das hat mein edler verrathener und gemordeter Herzog von mir verlangt, ich habe es ihm versprochen, und diesem Versprechen gegenüber müssen alle Rücksichten schweigen. Ja, Louise, Du sollst auch vor der Welt sein die Prinzessin aus Frankreichs königlichem Blut!"

Graf Vavel de Versay, der stolze niederländische Edelmann, dem

der unglückliche Herzog von Enghien die einzige Tochter, die er aus seiner geheimen Ehe mit der Prinzessin von Rohan hatte, anvertraut hatte, setzte sich vor einem Schreibschrank nieder; er zog mehrere Fächer auf und ordnete Briefpackete, die mit schwarzen Seidenschnuren kreuzweise zusammengebunden waren. Er schien den Inhalt genau zu kennen, doch verglich er sorglich die Nummern, mit denen die Briefpackete bezeichnet waren, mit den Nummern, die auf einem Bogen standen, hinter denen kleinere Zahlen die Daten der Briefe anzeigten, welche jedes Bündelchen enthielt.

Die Briefe waren lauter Abschriften, die er eigenhändig gemacht hatte, um sie zu benutzen, wenn die günstige Stunde gekommen, die Originale bewahrte er in einem Kistchen von Ebenholz mit silbernen Beschlägen, welches in einem Fache des Schreibschrankes vor ihm stand.

Das Auge des Grafen wurde naß, als er die Hand ausstreckte, er öffnete es mit zitternden Fingern.

„Nein, mein heldenhafter Freund, nein, edler Herzog," sagte er leise zu sich selbst, „Du hast Dein letztes Vertrauen auf Erden an keinen unwürdigen Schwächling verschwendet, keinem Verräther das Schicksal Deiner Tochter anvertraut —"

Der Graf hielt inne, sein scharfes Ohr vernahm ein leichtes Geräusch, hastig schloß er das eben geöffnete Briefkistchen. „Sie soll es jetzt nicht sehen!" murmelte er und schob es in das Fach zurück.

Er erhob sich in demselben Moment, in welchem die Thür geöffnet wurde, welche in ein Nebengemach führte.

Auf der Schwelle erschien eine Dame, die vielleicht etwas zu stark war, um für schön gelten zu können, deren Gesicht ein wenig zu breit, deren Nase ein wenig zu groß war, die aber durch ihren zarten Teint, ihr großes, schönes, seelenvolles Auge, ihr prächtiges, dunkelblondes Haar, das in offenen Locken sich auf die Schultern niederringelte, durch ihre kleine Hand und ihre anmuthig-würdevolle Haltung auch auf den oberflächlichen Beobachter einen mächtigen Eindruck machen mußte.

Die hohe freie Stirn, das glänzende Auge, die gebogene Nase, das starke Kinn, die Fülle des Wuchses mußten Jedem, der die königlichen Bourbonen auch nur flüchtig gesehen, verrathen, daß er hier eine Tochter des verdrängten Blutes, ein Kind des stolzen Geschlechtes vor sich sehe, das Jahrhunderte hindurch von den schönsten Thronen Europa's herab den Völkern seinen Willen als Gesetz vorgeschrieben.

Die Dame war Louise von Bourbon-Condé, des ritterlichen Herzogs von Enghien Tochter, die bis jetzt durch die Fürsorge und Klugheit des Grafen Vavel de Versay den Nachforschungen Derer entgangen war, welche ihren edlen Vater zu Vincennes erschießen ließen.

Die Dame blieb auf der Schwelle stehen, der Graf ging ihr entgegen und verbeugte sich mit jenem höfisch-anmuthigen Wesen vor ihr,

das aus Respect und Vertraulichkeit zugleich hervorgegangen, nur noch wenigen Männern eigen jetzt, ja, fast verschwunden ist.

Es war ein schöner Mann und eine schöne Frau, die da neben einander standen, es war ein Paar, das zusammengehörte, denn Beide waren nur schön, wenn sie zusammenstanden; an ihr wie an ihm, allein, wäre Manches auszusetzen gewesen, sah man sie aber zusammen, so gewann bei Beiden das Schöne den rechten Ausdruck, und die innere Harmonie, in der sich die Seelen dieser beiden einsamen Menschen befanden, zeigte sich äußerlich in einer Art von Glanz, den sie, Jedes für sich, nicht hatten.

„Sie haben mich vergessen, mein Oheim!“ sagte die Dame mit lieblichem Lächeln, und das feine weiße Antlitz röthete sich sanft.

„Verzeihung, Hoheit,“ entgegnete der Graf, „ich war mit Ihrer Zukunft beschäftigt, das hat mich die Stunde der Promenade vergessen lassen.“

Die Prinzessin sah ihren Erzieher und Beschützer mit glänzendem Blick an und erröthete noch etwas mehr, als zuvor.

Ihr unbeschreiblich zarter Teint verrieth jede, auch die geringste Bewegung ihrer Seele durch ein helleres oder tieferes Roth.

„Wenn Sie sich mit meiner Zukunft beschäftigt haben, mein Oheim,“ sagte die Prinzessin mit anmuthigem Lächeln, „so wollen Sie auch mit mir darüber reden, ich kenne das schon, lassen wir also für heute die Promenade und reden wir, aber setzen wir uns!“

Jetzt erst trat die Prinzessin in das Gemach, auf dessen Schwelle sie bisher gestanden, und ließ sich auf einem kleinen Polsterbett nieder, dessen steife Rücken- und Armlehnen man vergeblich durch die weichsten Polster bequem zu machen versucht hatte.

Der Graf schob einen Stuhl heran und nahm der Prinzessin gegenüber Platz.

Mademoiselle von Condé schien vergessen zu haben, daß der Graf mit ihr reden gewollt, leicht rückwärts gelehnt saß sie da, tiefes Nachdenken auf der Stirn, feierlichen Ernst um den Mund, die Blicke in den Schooß gesenkt, die rechte Hand leicht geballt auf der Armlehne.

Wir haben noch nichts über die Kleidung der Dame gesagt; sie war reich und auch geschmackvoll nach der letzten Pariser Mode von damals. Freilich war die Mode an sich eben nicht geschmackvoll; die Robe von schwerem Lyonneser Seidenstoff war maulbeerfarben und reich mit Passements in Goldstickerei versehen, aber sie war zu eng im Schooß und die Taille war zu dicht unter der Brust, als daß sie die Schönheit des Wuchses in richtiger Weise hervortreten zu lassen vermocht hätte. Der kurze Aermel ließ den wunderschön geformten Oberarm der Dame sehen, den er nur bis zur Hälfte bedeckte, die Hand und den ganzen Unterarm verbarg ein Handschuh, der vom Handgelenk an nicht mehr glatt anschloß, sondern lose bis zum Ellenbogen heraufgezogen war.

Da das Leibchen der Robe unziemlich tief ausgeschnitten war, so verbarg ein in dichte Falten kreuzweis' übereinander gelegtes Fichu von weißem weichen Stoff den Busen; eine alte Mode, die schon unter der Königin Marie Antoinette herrschend gewesen, gleichsam ein Protest der weiblichen Schaamhaftigkeit gegen das schaamlos tief ausgeschnittene Leibchen.

So weit war die Kleidung des einsamen Fürstenkindes ganz nach der neuesten Pariser Mode, eigenthümlich aber war ein kleines Mäntelchen, welches von einer schweren, viel gegliederten Mailänder Goldkette mit einem Rubinenschloß von mittelalterlich köstlicher Arbeit um den Hals festgehalten wurde und über die Schultern so weit bis zur Taille herabfiel, daß die Dame beide Arme hineinwickeln konnte. Dieses Mäntelchen, mit weißer Seide doublirt, bestand aus den prachtvollsten und kostbarsten Spitzen, welche in mehr als zwanzig Reihen so übereinander geordnet waren, daß jede obere Reihe die untere halb bedeckte. Diese Spitzen waren ein Meisterstück von Alençonner Arbeit.

Die Blicke, mit welchen Graf Bavel de Versay das Fürstenkind betrachtete, das sinnend vor ihm saß, verriethen in diesem Augenblick weit weniger die heiße Leidenschaft, die ihn erfüllte, als die Ungeduld eines Mannes, der gern so bald als möglich gesprochen hätte, um einen peinlichen Punkt zu erledigen, der aber nicht ohne Erlaubniß zu reden wagt.

Das war ein Hauptpunkt jener strengen Etikette, die der Graf sich der Prinzessin gegenüber selbst auferlegt hatte, er sprach nie ohne die Erlaubniß der liebreizenden Herzogstochter. Er wußte ganz genau, daß nur die Aufrechterhaltung der strengsten Formen im Umgang, die ihn immer an die hohe Geburt seines Mündels erinnern mußten, ihn schützen konnte vor dem Uebermaaß der Leidenschaft, mit welcher er in unausgesetztem Kampfe lag.

Mehrere Minuten lang verharrte Mademoiselle von Condé in ihrem nachdenklichen Schweigen, dann blickte sie auf, erröthete leicht und fragte kurz, es klang fast hart und vorwurfsvoll, auch eine erbliche Bourbonische Manier: „Nun, Sie wollten ja reden, mein Oheim?“

„Eure Hoheit,“ begann der Graf sofort, indem er sich leicht verneigte, „wollen mir zu bemerken gestatten, daß nach den neuesten Berichten Bonaparte so total geschlagen ist, daß er Deutschland nicht länger behaupten kann, er zieht flüchtig über den Rhein nach Frankreich. Seine Feinde werden ihm folgen, ich bin der festen Ueberzeugung, daß es aus ist mit seiner Herrschaft, daß der Tag nicht mehr fern sein kann, an welchem das königliche Haus Bourbon auf's Neue den Thron des heiligen Ludwig besteigt, und dieser Tag ist zugleich derselbe, an welchem ich die Rechte Ew. Hoheit geltend machen muß, Sie auf den Platz führen muß, der Ihnen gebührt durch Ihre Geburt. Das ist der Wille des seligen Herrn Herzogs, Ihres Vaters, meine Hoheit!“

Die Blicke der Prinzessin hingen mit ängstlicher Spannung an

dem Munde des Grafen, der es in diesem Augenblicke vermied, die Dame anzusehen.

Der Blick der Prinzessin war der Blick einer Frau, einer liebenden Frau, die das Wort erwartet, welches sie von dem geliebten Manne scheiden soll, die aber dieses Wort bekämpfen will mit allen Waffen, und den Augenblick herbeisehnt, in welchem sie den Kampf eröffnen kann.

Eine Frau sieht in solchen Stunden immer schön aus, Aufregung und Erwartung des Momentes zum Angriff verleihen Reize und Leben selbst sonst gleichgültigen Zügen; Louise war hinreißend in diesem Augenblick. Das wußte der Graf, darum sah er sie nicht an.

Männer nehmen sich in gleichen Verhältnissen an sich schlechter aus, sie beherrschen ihre Aufregung mehr und länger bis zum wirklichen Ausbruch, ihre Haltung bekommt dabei immer etwas Gezwungenes, ihr Wesen etwas Scheues, und der Graf, zur Seite blickend, glich auf's Haar einem Menschen, der im Begriff ist, ein Pistol abzufeuern und sich doch vor dem Knall fürchtet. Er fürchtete in der That den Angriff Louisen's, er wagte nicht, weiter vorzugehen, er zog sich vorsichtig zurück und fragte schlau: „Ew. Hoheit sind vielleicht anderer Meinung? Ew. Hoheit glauben vielleicht, daß sich Frankreich in Masse für den Usurpator erheben werde?"

Ein halb spöttischer, halb liebevoll-mitleidiger Zug spielte um die Lippen der Dame, sie fühlte, ohne sich eben ganz klar darüber zu sein, daß der Graf nicht wage, weiter zu reden, weil er ihre Gründe fürchte, daß er ihren Angriff abwenden wollte; eine Secunde war sie vielleicht auch unzufrieden damit, dann aber lächelte sie freundlich und sprach, ihre Stimme etwas erhebend: „Nein!"

„Denn wer sein Heil in ächtes Blut getaucht,
Der findet nur ein blutig, unächt Heil.
Der Frevel wird die Herzen seines Volkes
Erkälten und den Eifer frieren machen,
Daß, wenn sich nur der kleinste Vortheil regt,
Sein Reich zu stürzen, sie ihn gern ergreifen:
Am Himmel kein natürlich Dunstgebild,
Kein Spielwerk der Natur, kein trüber Tag,
Kein leichter Windstoß, kein gewohnter Vorfall,
Die sie nicht ihrem wahren Grund entreißen
Und nennen werden Meteore, Wunder,
Vorzeichen, Mißgeburten, Himmelsstimmen,
Die den Johann mit Rache laut bedroh'n."

„Oh!" fuhr der Graf lächelnd fort:

„Die Herzen von ihm wenden wird all' sein Volk,
Des unbekannten Wechsels Lippen küssen
Und Antrieb aus den blut'gen Fingerspitzen
Johann's zur Wuth und zur Empörung zieh'n.
Mich dünkt, ich seh' den Wirrwarr schon im Gang!"

„Ja, Hoheit, so spricht der große Dichter durch den Cardinal Pandulpho!“

„Nein, Oheim,“ entgegnete die Prinzessin rasch, „so spricht die Tochter Herzog Enghien's durch den Mund des großen Briten!“

Der Graf verbeugte sich und wollte reden.

„Nein, mein Oheim,“ begann Mademoiselle von Condé mit großer Lebhaftigkeit wieder, „ich sehe es an Ihren Lippen, Sie wollen mir jetzt einige der geistreichen Bemerkungen vortragen, in denen Sie unerschöpflich sind, wenn von Shakespeare, wenn von Ihrem Lieblingsdichter die Rede ist, dazu aber war diese Stunde und dieses Gespräch nicht bestimmt. Wir werden zu anderer Zeit Gelegenheit genug finden. Es handelt sich heute nicht um den König Johann und den Cardinal Pandulpho, sondern um Napoleon Bonaparte und mich. Reden Sie, mein Oheim, ich erwarte Ihre Mittheilungen!“

„Meine theure Hoheit,“ sagte der Graf, die Prinzessin ernst und traurig anblickend, „theilt meine Ansicht über die Lage, in welcher sich der große Gegner des königlichen Hauses von Frankreich, der Usurpator des Thrones befindet; ich wollte Ew. Hoheit jetzt nur mittheilen, daß ich für nothwendig halte, nunmehr die ersten Schritte zu thun, um Ew. Hoheit die ihr gebührende Stellung in der königlichen Familie zu sichern. Zu diesem Zweck wollen Sie mir gestatten, mich zuerst an die Frau Prinzessin-Mutter zu wenden.“

Der Graf hielt einen Augenblick inne; er bemerkte wohl, daß die Prinzessin bei der Erwähnung ihrer Mutter bleich wurde; er erwartete eine Einrede, aber da Louise schwieg, so sprach er langsam weiter.

„Wir müssen zuerst erfahren, ob die Frau Prinzessin-Mutter geneigt ist, uns zu unterstützen, ob sie den Willen hat, uns beizustehen, denn das wäre an sich schon ein großer Vortheil für uns; ist das der Fall, sind wir der Unterstützung Ihrer Frau Mutter gewiß, so dürfen wir keinen Schritt mehr ohne sie thun, da deren jetzige Stellung nach ihrer zweiten Vermählung Rücksichten erheischt, die ich nicht aus den Augen lassen werde, so weit sich dieselben mit dem Versprechen vertragen, welches ich dem seligen Herrn Herzoge geleistet habe. Ich werde mich also zunächst schriftlich an die Frau Prinzessin-Mutter wenden und dieselbe ersuchen, mir Zeit und Ort zu einer persönlichen Unterredung zu bestimmen, denn ich bin immer noch der Meinung, daß so wenig als möglich Briefe in dieser Angelegenheit geschrieben werden dürfen. Von Ew. Hoheit ganz allein wird es abhängen, ob Sie einer Unterredung mit der Frau Prinzessin-Mutter beiwohnen wollen oder nicht. Das, meine theure Hoheit, war es, was ich Ihnen mittheilen wollte, und erwarte ich Ihre weitern Befehle und Bestimmungen.“

Louise hatte sich aufgerichtet, sie hatte ihre Arme in den Spitzenmantel gewickelt und auf der Brust übereinander geschlagen, ihre königlichen Augen funkelten, ein herrischer Zug thronte um die vollen, üppigen

Lippen, und mit weit geöffneten Nasenlöchern und hochgerötheten Wangen sprach sie, erst stockend, dann, immer heftiger werdend, in raschem Fluß: „Mein Oheim, mein Freund, mein Lehrer, mein Erzieher, ich nenne alle diese Titel, um mich meiner hülflosen Kindheit, die Sie behütet haben, um mich der ganzen Schuld der Dankbarkeit zu erinnern, die ich an Sie abzutragen habe, ich muß mich selbst daran erinnern, damit ich den Unwillen und den Zorn bemeistern kann, der mich durchzuckt hat bei Anhörung Ihrer Pläne und Vorschläge. Sie haben meinem Vater versprochen, mir die mir gebührende Stellung in der Welt zu verschaffen; mein Vater, der mich so unendlich liebte, wollte das, um mein Glück zu sichern; er kannte die Verhältnisse nicht, unter denen Sie einst im Stande sein würden, an die Erfüllung Ihres Versprechens zu gehen; er konnte nicht wissen, daß dieses erst zehn Jahre nach seinem Tode stattfinden würde; er konnte nicht wissen, daß das einzige Wesen, auf das ich durch die Natur hingewiesen war, daß sich meine Mutter in der Zwischenzeit einen neuen Gemahl, eine andere Familie, ein anderes Vaterland wählen würde, und daß es für dieselbe die peinlichste Verlegenheit sein werde, nach jahrelangem Schweigen vor ihrem neuen Gemahl, vor ihrer neuen Familie und vor ihrem neuen Vaterlande zu bekennen, daß sie schon ein Mal vermählt war, daß sie schon eine Tochter habe. Aber damit nicht genug, nach diesem Bekenntniß müßte meine Mutter erst noch beweisen, daß ihre Ehe mit meinem Vater eine rechte und gültige, daß ihre Tochter erster Ehe kein Bastard. Das konnte mein edler Vater nicht wissen, als er das Versprechen von Ihnen verlangte, auf dessen Erfüllung Sie jetzt so versessen sind. Ich bin eine Prinzessin vom königlichen Blute Frankreichs, ich bin die Tochter des letzten Condé, das Kind des ritterlichen Herzogs von Enghien, ich fühle, daß ich das bin, Sie wissen es, daß ich das bin, ich bedarf nichts weiter. Soll ich mir erst durch einen scandalösen Prozeß erstreiten, was ich schon habe? Nein, mein Oheim, unterbrechen Sie mich nicht, ich weiß schon Alles, was Sie mir sagen wollen, ich weiß Alles, was Sie sagen können, denn lange schon war ich auf dieses Gespräch vorbereitet. Ich habe Alles im Voraus bedacht, ich spreche das, was ich sage, wie eine gut memorirte Aufgabe. Nehmen wir an, Sie gingen an's Werk, mich auch vor der Welt zu dem zu machen, was ich bin, welches sind Ihre Mittel? Sie bedürfen dazu zuerst meiner Einwilligung, ich versage Sie Ihnen, rechnen Sie nicht auf meine Nachgiebigkeit, Sie werden meine Einwilligung nie erhalten; Sie bedürfen dazu der Einwilligung meiner Frau Mutter, Sie bedürfen von derselben noch mehr als einer bloßen Einwilligung, Sie müssen von derselben Eingeständnisse haben; Sie werden dieselben nie erhalten. Wie können Sie, ein gewiegter Diplomat, sich einbilden, daß die Frau Fürstin, welche auf die Anzeige, daß ich noch am Leben, daß ihre Tochter nicht verloren, mit nichts weiter geantwortet hat, als mit der Proposition, Sie durch eine elende Summe zur ewi-

gen Verschwiegenheit zu verpflichten, wie können Sie glauben, daß diese Prinzessin jemals darein willigen wird, Sie zu unterstützen? Meine Mutter weiß nun seit fünf Jahren fast, daß ich noch lebe, Sie hat sich trotzdem nie um mich bekümmert, das Anerbieten, das sie Ihnen gemacht, muß Ihnen bewiesen haben, wie viel ihr daran liegt, das Geheimniß ihrer ersten Ehe zu bewahren. Sie werden einwenden, daß Sie die Fürstin zum Reden zwingen können, Sie irren sich aber, ich kenne die Papiere, die Sie besitzen, ich habe sie im Kopf, Sie haben dieselben nur im Kasten. Die Briefe der Fürstin an meinen edlen Vater beweisen ein Liebesverhältniß, aber keine Verheirathung, Sie können damit meiner Mutter einen Scandal machen, ihr aber nichts abgewinnen. Der Scandal würde ihr schmerzlich sein, aber doch lieber, als die Darlegung ihrer früheren Ehe. Man wird ihr viel leichter verzeihen, daß sie ein früheres Liebesverhältniß, das sie übrigens als ziemlich bekannt voraussetzen durfte, bei ihrer zweiten Vermählung nicht berührt hat, man wird das sogar ganz in der Ordnung finden, aber man könnte ihr kaum verzeihen, daß sie über eine frühere Verheirathung geschwiegen. Bedenken Sie das, mein Oheim! Soll ich meine Mutter zwingen, mich öffentlich zu verläugnen? soll ich künftig an meine Mutter, die sich ja ohnehin nur einen geringen Anspruch auf meine kindliche Zuneigung erworben hat, als an eine Frau denken, die sich ihrer Ehe mit dem stolzen Herzog Enghien schämt, die sich meiner schämt? Doch lassen wir das Alles bei Seite, nehmen wir an, Sie versuchten mit meiner Einwilligung und mit Hülfe der Frau Fürstin vor dem Thron der Bourbonen meine eheliche Geburt zu beweisen, meinen Sie, daß der Scandal dem hohen Hause Condé und der königlichen Familie angenehm sein würde? Meinen Sie nicht, daß man Alles thun würde, um einem gerichtlichen Verfahren vorzubeugen? Und man würde die Mittel finden, sicher die Mittel finden; aber ohne ein gerichtliches Verfahren bin ich gar nicht in die Stellung einzusetzen, die mir durch meine Geburt zukommt. Nehmen Sie selbst den günstigsten Fall an, den gar nicht denkbaren Fall, daß ich meine Einwilligung gebe, daß meine Mutter eine Declaration ausstellt, daß Sie damit und mit Ihren anderen Papieren meinen Großvater den Herrn Prinzen von Condé und meinen Oheim den König von meiner ehelichen Geburt überzeugen, daß der Prinz mich ohne Weiteres für seine Enkelin und der König für eine Prinzessin von Geblüt erklärt, meinen Sie wirklich, daß die Welt daran glaubt? meinen Sie, daß die, welche sich jetzt als Erben des Hauses Condé betrachten, so gutwillig bei Seite treten und mir Platz machen werden? Sie können das nicht glauben. Haben Sie ferner auch nicht daran gedacht, welche Schwierigkeiten der königlichen Familie ein solcher Prozeß machen müßte gleich nach ihrer Wiedereinsetzung in ihre Rechte? Nein, mein Oheim, daran haben Sie nicht gedacht! Uebrigens —"

Die Prinzessin stand auf und ließ ihre Arme sinken, der Graf

erhob sich ebenfalls und stand vor ihr mit gebeugtem Haupt, denn er fühlte, daß jetzt der Hauptschlag kommen werde.

„Uebrigens," fuhr die Prinzessin langsamer, jedes einzelne Wort betonend, fort, „ist das Alles, was ich gesagt habe, müßiges Gerede; ich weiß, daß Sie mich lieben, Graf Ludwig, ich weiß es, und eben weil sie mich lieben, lange schon lieben, wollen Sie mich auch vor der Welt zur Prinzessin machen; Ihre Liebe zu mir ist groß, ich weiß und fühle es, aber Ihr Stolz ist doch noch größer, als Ihre Liebe zu mir; Sie spiegeln sich eine Unmöglichkeit als möglich vor, lediglich um Ihren Stolz vor dem albernen Vorwurf zu sichern, als hätten Sie die hülflose Lage einer Prinzessin vom königlichen Geblüt Frankreichs benützt, um dieselbe zu Ihrer Gemahlin zu machen. Heißen Sie Ihren Stolz schweigen, Graf Ludwig, lassen Sie die Liebe allein reden!"

Die Prinzessin stand mit gesenktem Auge vor dem Manne ihrer Liebe.

„Meine Hoheit," — begann der Graf, sich stolz aufrichtend und mit flammendem Blick auf die liebliche Jungfrau schauend. Er wollte reden, aber die Prinzessin richtete sich ebenfalls auf, auch ihr Auge flammte, und den Grafen fest anschauend sprach sie herrisch: „Auch in diesem Moment noch Hoheit? nichts weiter als Hoheit? Ludwig, ich hätte Sie für edler gehalten! Harter Mann, Sie zwingen mich, das Geständniß auszusprechen, das Sie längst errathen haben müssen. Wohlan! Graf, selbst wenn es eben so leicht wäre, meine Anerkennung zu erreichen, als es schwierig, unmöglich ist, selbst in dem Falle würden Sie meine Einwilligung zu keinem Schritt, dahin zweckenden Schritt erhalten, weil ich Sie liebe, weil ich Sie mehr liebe, als Sie mich lieben, weil ich mich nie von Ihnen trennen will, nie einem Andern angehören mag!"

Die Prinzessin war wunderbar stolz und schön in diesem Augenblick; sie wendete sich mit majestätischem Schritt zur Thüre; auf der Schwelle blieb sie stehen und sprach halb rückwärts gewendet: „Jetzt gehen Sie hin, opfern Sie unsere Liebe und meine Sicherheit Ihrem empfindlichen Stolz, gehen Sie hin, wenn Sie können!" Damit trat sie in's Nebenzimmer.

„Louise!" rief der Graf mit halb erstickter Stimme, und eilte seine Arme ausbreitend ihr nach. —

Während diese Scene in dem ersten Stock des fürstlichen Schlosses zu Eishausen spielte, hatten sich in dem nahen Dorfe Dinge ereignet, welche nicht nur die friedliche Stille des kleinen Ortes bereits gestört hatten, sondern auch ganz geeignet waren, das Geheimniß in dem einsamen Schlosse zu bedrohen.

Der Herbstabend wollte eben anbrechen, als zwischen Hell und Dunkel fremdartige Gestalten wie Schatten, wie Nebelstreifen über die Stoppelfelder rechts und links neben dem Dorfe hinfuhren oder hinglitten, die Zahl dieser Schatten vermehrte sich im Laufe einer halben Stunde sehr ansehnlich, Einer folgte dem Andern.

Wäre Graf Vavel de Versay beobachtend an seinem Fenster gewesen, er würde die Schatten bemerkt haben trotz der zunehmenden Dämmerung, denn sie schienen sich in seiner Nähe, oder vielmehr in der Nähe des Schlosses oberhalb des Dorfes zu sammeln; der Graf aber war in diesem Augenblicke weniger als jemals vorher oder nachher für die Sicherheit seines Geheimnisses besorgt.

Die Schatten erwiesen sich dem forschenden Auge gar bald als eine Schaar jener gefürchteten russischen Lanzenreiter aus den Steppen des Don oder der Krim; ihre Lanzenspitzen funkelten, als sie auf ihren kleinen Pferdchen so unhörbar dahintrotteten und von oben her in das Dorf einzureiten im Begriff waren, als von unten her eine Trompete erklang und lauter Trommelschlag verrieth, daß auch Infanterie in der Nähe.

Wenn Franzosen im Orte waren und vor den anrückenden Russen flüchteten, so liefen sie den Kosaken gerade in die Hände; vertheidigten sie sich, so wurden sie von den Lanzenreitern im Rücken angegriffen; die Bewegungen der Kosaken um das Dorf herum stellten eines jener einfachen Manoeuvres vor, welches sie ohne Befehl, ohne Commando, ganz von selbst und beinahe unbewußt ausführen und doch oft genug damit den Feind überraschen.

Als sich in Eishausen kein Feind zeigte, sondern nur erschrockene Gesichter staunender Landleute und ängstlicher Weiber, war der russische Major, welcher das Streifcorps, bestehend aus einer Compagnie Füsiliere von Murom, zwanzig Pferden von Großfürst Nicolaus Pawlowitsch, und einer Sotnie Kosaken, commandirte, sehr ärgerlich; offenbar hatte er darauf gerechnet, die Franzosen, deren Abmarsch der Graf am Nachmittage vom Fenster des Schlosses aus beobachtete, abzuschneiden, und war verdrießlich, mehrere Stunden zu spät gekommen zu sein.

Seine Leute waren, mit Ausnahme der Kosaken, zu ermüdet, als daß er an eine sofortige Verfolgung des Feindes hätte denken können, die überdem bei dem großen Vorsprunge, welchen derselbe hatte, ziemlich fruchtlos gewesen sein würde; der russische Stabsoffizier ließ daher Posten aussetzen und seine Leute Quartier im Dorfe nehmen.

Er stand noch mit einigen von seinen Offizieren auf dem kleinen freien Platz an der Kirche und unterredete sich geläufig in deutscher Sprache mit dem Geistlichen des Ortes, der sich nebst dem Schulzen eingefunden hatte, als er eine Meldung des Kosaken-Offiziers empfing; sofort wendete er sich zum Pfarrer und fragte: „Was ist das für ein Gebäude, Herr Prediger, dort drüben? Das Schloß der Gutsherrschaft?"

„Gewissermaßen ja, Herr Major," erwiederte der Prediger, „Eishausen ist ein herzogliches Kammergut und das Schloß gehört unserm durchlauchtigsten Herrn Herzoge!"

„Es ist nicht bewohnt?" fragte der Russe.

Der Geistliche stockte einen Augenblick, er stand, wenn auch nicht direct, so doch immerhin in einer Art von Verkehr mit dem Grafen, er konnte sich sagen, daß demselben viel an der Bewahrung seines Geheimnisses gelegen sein müsse; er war demselben dankbar für viele Wohlthaten, die derselbe den ärmeren Mitgliedern seiner Gemeinde erwiesen, aber er konnte sich auch nicht verhehlen, daß der russische Offizier von jedem Andern erfahren könne und werde, was er ihm etwa verschweige, deshalb sagte er: „Herr Major, das Schloß ist allerdings bewohnt; es ist an einen fremden Herrn vermiethet, der dort seit Jahren schon in tiefster Einsamkeit mit einer kranken Dame haust!"

„Ich verstehe," rief der Russe lächelnd, „dem fremden Herrn würde mein Besuch sehr ungelegen sein, will mich auch nicht aufdringen, habe keinen besondern Geschmack für kranke Damen, aber ich muß Sie doch bitten, Herr Prediger, mir zu sagen, wer der fremde Herr ist, danach zu fragen gebeut mir meine Pflicht."

„Leider muß ich die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben, Herr Major!" entgegnete der Geistliche.

„Wie?" rief der Russe überrascht, „ich bin nicht indiscret," setzte er hinzu, „ich will die Leute nicht stören, aber darum eben muß ich wissen, wer sie sind."

„Ich bedauere," wiederholte der Ortsgeistliche, „daß ich weiter keine Auskunft geben kann; die fremde Herrschaft wohnt mit Bewilligung des durchlauchtigsten Herzogs seit mehreren Jahren schon hier in vollkommener Zurückgezogenheit, man sieht sie kaum und Niemand betritt das Schloß, aber Jedermann ehrt das Geheimniß!"

Offenbar war der russische Offizier ungläubig, auch war ihm gewiß der Widerspruch des Geistlichen unangenehm, doch verrieth er davon nichts in seinem Wesen, er blieb vollkommen höflich und meinte nur, seine Pflicht zwinge ihn, in diesem Falle indiscret zu sein, denn er müsse nothwendig die Einsamkeit des Schlosses stören und sich persönlich überzeugen, daß im Schlosse nichts Verdächtiges sei.

„Der Krieg ist ein hartes und unbequemes Handwerk oft!" schloß er, sich gleichsam entschuldigend.

Der Prediger sah, daß er es mit einem vornehmen Russen von bester Erziehung zu thun habe, und fragte deshalb, ob er den Herrn Major bei seinem Besuch im Schlosse begleiten dürfe.

„Ihre Freundlichkeit überhebt mich einer Bitte!" entgegnete der Russe verbindlich.

Der Prediger führte den Major den kurzen Weg zum Schlosse, ein einziger Offizier folgte ihnen, der Geistliche aber bemerkte wohl, daß Kosaken alle Wege zu dem Schloß besetzt hielten und daß Einige derselben abgesessen an dem Hauptportal hielten.

Auf das erste Klopfen öffnete sich ein Fenster neben der Thür, und der alte Diener des Fremden fragte nach dem Begehr.

„Ich bin es, Philipp," entgegnete der Geistliche, „der Commandeur der russischen Truppen, welche das Dorf besetzt haben, wünscht Euern Herrn unverzüglich zu sprechen."

„Sogleich, Herr Prediger!" entgegnete der Diener, der mit dem Pfarrer, dessen Predigten er fleißig besuchte, bekannt war, und schloß das Fenster.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und der Major trat mit seinem Adjutanten und dem Geistlichen in eine geräumige, matt erhellte Flurhalle, aus deren Tiefe ihnen der Graf entgegenschritt.

„Wie!" rief der russische Major erstaunt, „ein kaiserlicher Offizier, ein Alexander-Newsky-Ritter!"

In der That trug der Graf eine altmodische Uniform mit russischen Feldzeichen und ein breites rothes russisches Ordensband.

Es war die Uniform des Corps, welches Prinz Condé unter Kaiser Paul geworben und unter russischer Fahne in's Feld geführt.

Der Graf trat dicht an den russischen Major heran und fragte französisch: „Wollen Sie einem Manne, der einst unter dem Banner Rußlands nicht ohne Auszeichnung gefochten hat, Herr Major, einige Augenblicke Gehör bewilligen unter vier Augen?"

Der Russe, von dem Adel im Wesen und der ganzen vornehmen Erscheinung des Grafen ergriffen, wollte eben seine Einwilligung geben, da legte ihm der Graf seine Rechte auf die Schulter und sagte, ihm fest in's Auge blickend: „Fürst Iwan Iwanowitsch, die Füsiliere von Murom hatten sonst ein schärferes Auge und ein besseres Gedächtniß für ihre alten Freunde!"

Der Major stutzte, zauderte einen Moment, dann rief er im Tone hellen Jubels: „Gott ist groß! Graf Ludwig!" und warf sich in die Arme des Fremden, der ihn mit großer Herzlichkeit an seine Brust schloß, aber, sich sofort an den Geistlichen wendend, sagte: „Sie wollen mich entschuldigen, Herr Prediger, es ist ein alter Freund, den ich finde!"

Der Geistliche faßte die Hand des Adjutanten und zog sich mit demselben aus der Flurhalle in ein Nebenzimmer zurück, dessen Thür sich hinter ihnen sofort schloß.

Der Kammerdiener Philipp hatte den Prediger und den russischen Lieutenant in ein Gemach im Rez de Chaussée treten lassen; er stellte zwei schwere silberne Armleuchter auf eine Tafel, die mit einer goldbefranzten grünen Sammetdecke belegt war, und ließ die beiden Herren allein.

Verwundert schaute sich der Geistliche um; er war zum ersten Male in dem Schlosse, seit es der fremde Graf bewohnte, denn obwohl er in sofern mit dem Schloßherrn in Verbindung stand, als ein Theil der Wohlthaten, die derselbe der Gemeinde in der Stille zukommen ließ, durch seine Hand ging, so hatte er denselben doch nie besucht. Der Graf hatte in dieser Beziehung keinen Wunsch zu erkennen gegeben, und

der Prediger hatte aus einigen Aeußerungen des Kammerdieners Philipp, der, wie schon gesagt, sein Beichtkind war, fleißig seine Predigten besuchte und im Christenthum wohl unterrichtet, überhaupt ein für seinen Stand ungewöhnlich gebildeter Mensch war, geschlossen, daß die Herrschaft katholisch sei.

Ein kostbarer Kupferstich nach einem berühmten Bilde, die Jungfrau mit dem Kinde darstellend, der in zierlicher Umrahmung eine Wand des großen Zimmers schmückte, bestärkte den Geistlichen in dieser Ansicht.

Was ihm aber noch mehr auffiel, war die Kostbarkeit der Ausstattung des Gemachs: die Meubles waren von seltenen Hölzern, die Tischplatten mit Metall ausgelegt, die Spiegel von riesenhafter Größe, die Uhren, deren mehrere aufgestellt waren, Kunstwerke von Meisterhand.

Das Alles wäre dem Prediger wohl an sich nicht aufgefallen, denn dem in der Gegend verbreiteten Gerücht zufolge war ja der Graf unermeßlich reich, und er selbst mußte, den Summen nach, die er allein von dem Fremden erhielt, denselben für sehr wohlhabend wenigstens halten; also wäre an der reichen Ausstattung des Zimmers nichts Auffallendes gewesen. Der Geistliche aber wußte, daß der Graf, als er vor vier Jahren das Schloß bezog, das Ameublement desselben in Hildburghausen gemiethet hatte, ja er wußte zufällig, daß derselbe den Miethsbetrag für die damals hierher gebrachten Meubles vor kurzer Zeit noch entrichtet hatte. Daß der Graf diese Meubles aber nicht in Hildburghausen gemiethet haben konnte, das sah er auf den ersten Blick.

Der gute Pfarrer wußte freilich nicht, daß die in Hildburghausen gemietheten Meubles schon seit mehreren Jahren eingepackt auf einem ehemaligen Kornboden des Schlosses standen, und daß der Graf die Miethsbeträge nur darum weiterzahlte, damit nicht über sein eigenes Ameublement in der Gegend gesprochen werde, damit man nicht daraus den Schluß ziehe, daß er sich für immer im Schlosse zu Eishausen niederlassen wolle.

Der Geistliche unterhielt sich mit dem russischen Lieutenant in französischer Sprache so gut es bei dem beiderseitigen Mangel an Uebung in derselben gehen wollte, als der Kammerdiener Philipp wieder erschien mit einer großen silbernen Platte, auf welcher in zahlreichen Schüsseln ein vollständiges Souper servirt war. Der Kammerdiener deckte einen kleinen Tisch, stellte Stühle und entfernte sich wieder, um sogleich mit mehreren Flaschen zurückzukehren, dann bat er die Herren, sich selbst zu bedienen, da er dem Herrn Major aufwarten müsse.

„Es ist hier wie in einem Zauberschloß!" rief der russische Lieutenant Platz nehmend und das Arangement zufrieden musternd, „kommen Sie, Herr Prediger, ich muß Ihnen gestehen, daß ich solche Delicatessen nicht erwartet habe, als ich in Ihr Dorf einmarschirte."

Die Herren speisten zusammen und der Pfarrer machte wieder für sich die Bemerkung, daß der Graf diese theuren französischen Weine

und Liqueure und manche der ihnen vorgesetzten Delicatessen unmöglich in Hildburghausen habe kaufen lassen können. Er hatte sie also, wie die Meubles, von fernher kommen lassen. Wie das möglich, war dem Pfarrer freilich ein Räthsel; hatte er doch nie Wagen in das Schloß fahren sehen, obwohl er es von den Fenstern seines Pfarrhauses aus beobachten konnte; hatte er doch nie von den Leuten im Dorfe gehört, daß zur Nachtzeit etwa Wagen in das Schloß gefahren, und doch würde ihm das nicht verborgen geblieben sein, wenn Leute aus seiner Gemeinde etwas davon gewußt.

Nach einigen Stunden erst erschien der Major in dem Gemach, sagte, daß er für diese Nacht Quartier in dem Schlosse genommen habe, und gab seinem Adjutanten die nöthigen militairischen Befehle für die Nacht. Schließlich befahl er, daß ihn sein Reitknecht am andern Morgen zu früher Stunde am Schloßthor erwarten solle.

Danach verließen die beiden Herren das Schloß, ohne den Grafen, oder sonst einen Bewohner desselben gesehen zu haben, außer dem Kammerdiener, der sie geleitete.

Am andern Morgen in der Frühe hatten die russischen Truppen das Dorf verlassen, und gegen Mittag erhielt der Prediger von dem Grafen ein Billet mit einer Geldsumme zur Vertheilung an die ärmeren Mitglieder seiner Gemeinde, um dieselben, wie sich der Graf in dem Billet ausdrückte, für den Aufwand zu entschädigen, den ihnen die Einquartierung verursacht. Der Graf schrieb kein Wort, daß er das Stillschweigen des Geistlichen wünsche über das, was er im Schlosse gesehen, aber derselbe las diesen Wunsch zwischen den Zeilen, und der einzige Freund, mit dem er über seine an jenem Abend gemachten Wahrnehmungen sprach, hat sie erst viele Jahre später nach dem Tode des Pfarres und des Grafen, als kein Grund mehr vorlag zu fernerer Zurückhaltung, mitgetheilt.

Eilftes Capitel.

Kaiser und Capitain.

„Kugelsaat regnete herab an mir,
Wie Erbsen auf eiserne Panzer geschleudert.
Die Blitze der Schlacht schlängelten sich
Kraftlos um meine Lenden.
Wie um des Zackenfelsen Hüften,
Der in Wolken sich birgt."
Chr. Fr. D. Schubart.

„Fare thee well, and if for ever,
Still for ever fare thee well."
Byron.

Am neunten November **1813** war der Kaiser Napoleon in seine Hauptstadt zurückgekehrt; die riesige Tricolore mit den perpendicularen Streifen, welche von der Platform der Tuilerieen wehete, verkündete den Parisern die Anwesenheit ihres Gebieters in dem verhängnißvollen Königsbau der medicäischen Catharine — aber die seidenen Falten der Tricolore flatterten im Wintersturm zum zweiten Male über einem besiegten Imperator.

Wie im December des Jahres vorher war Napoleon abermals besiegt heimgekehrt; in dem Schlosse, aus welchem so viele Wege in den Kerker oder in die Verbannung führen, zählte er die ungeheuren Verluste, die er in diesem Jahre erlitten.

Er hatte die Weichsel-Linie verloren, die Oder, die Elbe, selbst die Rheinlinie und Frankreichs Grenzen waren schwer bedroht; ganz Deutschland war verloren für ihn, nicht nur verloren, es stand in Waffen gegen ihn mit Preußen, mit Oesterreich, mit Rußland, mit England, Schweden, Spanien, Portugal, Niederland und Italien.

Ganz Europa gegen ihn, den Einen; Gott hatte die ganze Erde wider ihn erweckt, die Hand Aller war wider ihn, weil seine Hand, wie die Hand Kain's des Brudermörders, wider Alle gewesen. Und dennoch ist die selbststolze Furchtbarkeit dieses Mannes noch nicht gebrochen, es ist ein Stück in ihm von der Gewaltigkeit des gefallenen Engels, der

sich in Empörung wider den allmächtigen Gott befindet, er hat kein Gefühl von Furcht, er kennt keine Niedergeschlagenheit; die Niederlagen reizen nur seinen Grimm, die Verluste stacheln ihn, neue Hülfsquellen zu suchen, sein Geist wächst mit der Gefahr, die ihn von allen Seiten umdonnert. Wo er nachgiebt, wo er die Zügel weniger straff anzieht als sonst, da geschieht es nicht aus einem Gefühl des Mitleids für des Volkes Wohl, dessen Blut er fließen läßt ohne jeden Scrupel für sich allein, nicht aus einer Regung von Recht und Billigkeit in seiner Seele, es geschieht lediglich aus kluger Berechnung, in der Absicht, einen Vortheil zu erringen, er giebt nichts ohne den festen Willen, es bei der nächsten günstigen Gelegenheit wieder zu nehmen und auf gut corsisch Rache zu nehmen für den Zwang, den er seinem riesenhaften Hochmuth anthun muß, selbst wenn er aus Berechnung etwas aufgiebt.

Mit einem solchen Manne war kein Frieden möglich; jeder Frieden, auch der allerungünstigste, hätte dem gewaltigen Genius Napopoleons nur Gelegenheit gegeben, sich zu einer neuen Invasion Europa's zu rüsten, auf's Neue den Versuch zu einer Knechtung der Fürsten und Völker zu machen. Daran ging Napoleon zu Grunde, daß Gott in die Herzen der Fürsten und Völker die Ahnung gelegt von der gänzlichen Unvereinbarkeit dieses Mannes mit dem Frieden der Zukunft; diese Ahnung, die in verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten bald stärker, bald schwächer sich zeigte, war eine Gewißheit im preußischen Volksbewußtsein geworden, darum lag in Preußen die Stärke der Gegnerschaft gegen Napoleon, die zwar zuweilen zurücktreten mußte vor den politischen und diplomatischen Erwägungen und Bedenken der anderen Mächte, die aber in letzter Stelle noch immer im Stande war, einen Frieden zu hindern, wenn es Napoleon auch gelungen war, die bösen Ahnungen der andern Diplomaten zum Schweigen zu bringen.

Nicht England, nicht Rußland, Preußen war der Todfeind Napoleon's; an dem eisernen Kreuz, dem Sinnbild des Geistes, in welchem Preußen Napoleon bestritt, ist der große Eroberer zu Grunde gegangen, und das „Vive l'Empereur!“ ist verstummt vor unserm: „Mit Gott, für König und Vaterland!“

Napoleon verstand sich sehr wohl auf diesen Haß Preußens gegen ihn; er erwiederte ihn herzlich, aber er wußte ihn doch nicht in seiner ganzen Bedeutung als einen sittlichen Gegensatz gegen seine unsittliche Größe zu würdigen; sein ganzes Wesen ließ ihn nicht zu dieser Auffassung gelangen, und darum hielt er es bis zuletzt für möglich, Preußens Einfluß im Kriegsrath, den die verbündeten Fürsten und Völker hielten, durch den Einfluß Rußlands oder Oesterreichs zu neutralisiren. Er machte nie einen Versuch, Preußen zu gewinnen, er wußte, daß das unmöglich war, aber immer wieder klopfte der corsische Schwiegersohn an das Herz des österreichischen Schwiegervaters, immer wieder versuchte er, in Alexander die romantischen Träume von Erfurt wachzurufen. Er

rechnete vortrefflich, der große Egoist; zu dem ritterlichen Alexander sendete er stets einen ritterlichen Mann, seinen Caulaincourt, seinen Herzog von Vicenza, ein loyales Herz, das innig von der Friedensliebe Napoleon's überzeugt war und die Sprache der Ueberzeugung redete vor dem Czaren. Der kluge Corse hatte dafür gesorgt, daß der arme Caulaincourt die Sprache der Ueberzeugung reden konnte. Alexander von Rußland war nicht taub für die Sprache, die Caulaincourt redete; das siegreiche Rußland konnte, auch über den Aschenhaufen von Moskau, über die Beresina hin, dem besiegten Napoleon die Hand reichen; verführerisch lockte der Strahlenkranz solcher Großmuth den nordischen Kaiser; Alexander hatte manch schweren Kampf zu kämpfen damals, aber wenn die Versuchung am größesten, dann war Preußen auch am nächsten. Preußen blickte aus den ernsten Augen König Friedrich Wilhelm's, Preußen sprach in seines geliebten Herrn kurzen, schmucklosen Worten, aber die Worte waren lauter, wie pures Gold, und fielen gewichtig wie das preußische Schwert in die Waage.

Noch mehr als um Rußland mühete sich Napoleon um Oesterreich; nicht den Schwiegervater allein bestürmte er mit Vorstellungen, er suchte auch Oesterreichs Staatsmänner und Feldherren zu schrecken mit dem Drohbilde von Rußlands Uebergewicht, Oesterreichs alte Eifersucht gegen Preußen wachzurufen und es zu locken mit Anbietung von Ländern in Deutschland und Italien.

Der Monarch Oesterreichs hegte keinen persönlichen Groll gegen den Gemahl seiner hohen Tochter, aber der letzte deutsche Kaiser mußte abrechnen mit dem Protector des Rheinbundes; Oesterreichs Staatsmänner waren nicht unempfindlich gegen die Drohung mit Rußlands Uebermacht, nicht unempfänglich für das Anerbieten weiter Länder-Abtretungen, aber Preußen war da und Metternich, der den Gegensatz zwischen Preußen und Napoleon begriffen hatte, Metternich, der mit hellem Blick erkannt hatte, daß der preußische Geist seine Fahne aufgepflanzt hatte in ganz Deutschland, der den preußischen Geist des Gegensatzes gegen Napoleon mächtig walten sah im Herzen Oesterreichs, ja selbst in der Hofburg zu Wien.

Auf Preußen stützte sich Metternich, wenn in der Seele seines Herrn der Vater mächtiger wurde, als der Kaiser; Preußen sprach aus Metternich's Munde, wenn Oesterreichs Staatsmänner auf die Vortheile eines Friedens mit Napoleon hinwiesen; es war Preußen, überall Preußen, das an der Spitze des Widerstandes gegen den großen Emporkömmling stand.

Immerhin wäre Fürst Metternich ein großer Diplomat gewesen, zu einem Staatsmann ersten Ranges hat ihn Preußen gemacht, der preußische Geist, den er begriff, auf den er sich zu stützen verstand. Und das hat Metternich erkannt und nie vergessen, er hat sein langes Leben hindurch sich stets bemüht, den Gegensatz zwischen Preußen und Oester-

reich, der in gewisser Beziehung berechtigt und sogar nothwendig ist, in die mildesten und freundlichsten Formen zu kleiden. Das wird Keinem entgehen, der tiefer forscht; freilich muß man dabei nie vergessen, daß Fürst Metternich österreichischer und nicht preußischer Staatskanzler war.

Napoleon oder Preußen? Das war die große Frage.

In dem weiten Cabinet, das der Kaiser im Schloß der Tuilerieen bewohnte, saß der Fürst Alexander Berthier allein an der großen Tafel, der Fürst von Wagram und Neufchatel, des Kaisers berühmter Generalstabschef; ängstlich folgte sein Auge dem Manne, der ihn zum Fürsten gemacht, der ihm eine deutsche Prinzessin zur Gemahlin gegeben. Alexander Berthier sann nicht Verrath, er war nicht undankbar, tausend Erinnerungen fesselten ihn an seinen Herrn, aber es war ein Grauen, ein unbesiegliches Grauen in seiner Seele vor dem Manne, dem er Alles verdankte.

„Man kann nicht behaupten, daß ich die Weichsellinie verloren habe," sagte Napoleon barsch und blieb vor einer großen Wandkarte stehen, „Rapp in Danzig hält sie am Kopf, in Modlin halten wir sie an den Schultern. Die Oder ist unser, denn wir haben Stettin und die Elbe, ha! ich bin noch immer Herr der Elbe, der Prinz von Eckmühl in Hamburg, Gouvion Saint Cyr in Dresden mit dreißigtausend Mann und dazwischen Lapoype in Wittenberg und Narbonne in Torgau! Narbonne!" wiederholte Napoleon in einem ganz andern Tone und leiser als er die bramarbasirende Phrase ausgestoßen hatte.

Berthier schwieg, seine lange Kenntniß von Napoleon's Wesen sagte ihm, daß derselbe die Absicht habe, durch die Aufzählung der in Deutschland abgeschnittenen Garnisonen, die für ihn verloren waren, vorweg dem militairisch ungebildeten, das heißt also dem größten Theile des französischen Volkes zu imponiren, und daß er damit anfange, sich selbst vorzureden, daß er wirklich durch jene Festungen noch Herr der deutschen Ströme sei.

Napoleon aber dachte in diesem Augenblick an den Edelsten seiner Anhänger, an den Grafen Narbonne, den er nach dessen Rückkehr von dem unglücklichen Prager Congreß zum Commandanten der Festung Torgau gemacht und dort mit funfzehntausend Mann vergessen hatte.

Napoleon vermißte den Grafen Narbonne in diesem Augenblick, er vermißte ihn schmerzlich, und er hatte Grund, den Mann zu vermissen, der es verstand, die ganze Wahrheit so schonend zu sagen. Narbonne wußte den Rand und selbst den Bodensatz des bittersten Leidenskelches noch zu versüßen, und eines solchen Mannes bedurfte Napoleon jetzt mehr als je.

Er hatte eine gewaltige Thätigkeit entfaltet, der gewaltige Mensch! er hatte durch den Senat neue Truppenaushebungen decretiren lassen; der Senat hatte ohne Murren gehorcht, aber das französische Volk, das im Frühjahr desselben Jahres mit leisem Murren gehorcht hatte, es

machte jetzt seinem Grimm, seinem Schmerz, seiner Enttäuschung durch laute Klagen, ja, selbst durch laute Verwünschungen Luft; aber es gehorchte noch immer und zahlte die lebendige Steuer. Damit war der Kaiser zufrieden für den Augenblick; für die Klagen und die Verwünschungen Rache zu nehmen, behielt er sich vor. Napoleon hatte einen Theil der ungeheuren Summen, die der Sohn des verarmten Advocaten seinen Privatschatz zu nennen beliebte, in die Staatskasse geschickt, er reichte nicht hin, um die Bedürfnisse des Augenblicks zu decken, und die Pariser moquirten sich über die Ostentation, mit welcher er das gethan. Aber Napoleon war auch ein Finanzgenie, er erklärte die Gemeindegüter kurzweg für Staatseigenthum und ließ eine ungeheure Anzahl derselben im Aufstreich verkaufen. So gewann er die nöthigen Summen zu seinen Kriegen, was kümmerten ihn die beraubten Gemeinden? er ahnete nicht, daß die besitzlos gemachten Gemeinden die Burgen des Pauperismus werden mußten, er ahnete nicht, daß er durch diesen einen Federzug den Theorieen des Gracchus Babeuf das weiteste Feld eröffnet und die Massenarmuth dem französischen Staate eingeimpft hatte.

Napoleon hatte Soldaten und Geld, aber er begriff, daß er damit allein seine Gegner nicht zurückschlagen könne; die gegen ihn verbündeten Fürsten hatten ihre Völker in die Waffen gerufen, an der Spitze ihrer Völker marschirten die Fürsten gegen ihn; er mußte ein Gleiches thun, den andern Völkern mußte er das französische Volk entgegenstellen, das kriegerische Volk Frankreichs. Er mußte den Geist der Nation wecken, den er bisher durch alle Waffen des Despotismus niedergehalten, durch alle Künste des Despotismus eingeschläfert hatte. Er mußte sich entschließen, vor dem Schatten von Volksrepräsentation, den er den Franzosen gelassen, seine Niederlagen zu bekennen, er entschloß sich knirschend dazu und hörte voll dumpfer Wuth den ersten furchtsamen Schrei des allgemeinen Leidens, jenen schwachen Schrei, der doch so gewaltig war dem durch Niederlagen erschütterten Throne des Glückssoldaten gegenüber.

Doch alle diese Anstrengungen seiner mächtigen Thätigkeit, diese Acte der Klugheit, die hier und da gläubigen Gemüthern als Acte weiser Sühne erschienen, konnten das Verhängniß nicht aufhalten. Es brandete ein eisernes Meer von Bajonetten rings um Frankreich, es wogte herein riesengewaltig hier und da schon über die Grenzen, und der wachgerufene Volksgeist erhub sich finster grollend mehr gegen den kaiserlichen Despoten selbst, als gegen die Völkerwanderung, die sich gegen Frankreich in Bewegung gesetzt hatte.

Alle dem gegenüber verzagte Napoleon nicht; welch' ein Mann!

Jeder Tag, ja, jede Stunde brachte ihm eine Unglücksbotschaft, er hielt sie Alle aus.

Da öffnet sich die Thür wieder, es wird dem Kaiser eine De-

pesche überreicht; er erbricht sie hastig, überfliegt sie und schleudert sie Berthier zu, dann setzt er seinen Gang durch das Gemach fort.

Der Fürst von Wagram liest die Depesche, er wird weiß wie das Blatt, das er in der Hand hält, denn der Marschall Gouvion Saint-Cyr hat in Dresden mit drei und dreißig Tausend Mann französischer Kerntruppen capitulirt, das Gewehr gestreckt vor den alliirten Waffen.

„Oh, mein Gott!“ flüstert der erschrockene Fürst.

So leise sein Ausruf, der Kaiser hat ihn doch vernommen, er hält ein, bleibt vor dem Tische stehen und fragt: „Nun, was ist's weiter? die Phrase von der Elb-Linie hat ein Loch, es wird sich eine andere finden lassen!“

Mit einem heisern kurzen Lachen geht er weiter.

Berthier wagt nicht mehr aufzusehen; seitdem sein Schwiegervater, der König Maximilian Joseph von Baiern, sich losgesagt von Napoleon und seine Truppen gegen denselben geschickt hat, ist eine Verwirrung über seinen sonst so methodisch ordentlichen Geist gekommen, der er nicht mehr Herr zu werden vermag. Er glaubt, daß ihn Napoleon für einen Verräther hält, und vielleicht fühlt der ängstliche gewissenhafte Mann sich selbst als Verräther, weil er nicht mehr die alte Zuversicht hat zu Napoleon's Stern.

Das ist der Fluch des Usurpators, daß die Treue seiner Anhänger in ihrem Glauben an sein Glück beruht, daß der Zweifel an seinem Glück seine Anhänger zu Verräthern macht. Der Thätigkeit des Usurpators stehen eine Menge von Hülfsmitteln zu Gebot, an die ein legitimer Herrscher gar nicht denken kann, der Usurpator kann sich viel mehr erlauben, er darf Alles, nur unglücklich darf er nicht sein.

Schlag auf Schlag fallen die Festungen an den deutschen Strömen, unerschüttert rüstet Napoleon weiter, unerschüttert unterhandelt er weiter. Er will seinen neuen Feldzug nicht als Kaiser, sondern als General machen, Frankreich ist selbst bedroht, die Franzosen müssen fechten, und sein Feldherrn-Genius wird dem Kriegsglück die letzten Lorbeeren abtrotzen.

Noch steht das napoleonische Kaiserthum, der alte Glanz leuchtet um den Thron, aber schon liegt es wie ein Schatten auf all der strahlenden Herrlichkeit; es ist unheimlich um den geschlagenen Welteroberer, das: vive l'empereur! seiner Bataillone verhallt in dem riesengroßen Schweigen der Volksmassen, die sonst nur flüsternden Marschälle und Minister, sie wagen halblaut zu reden schon, und der Kaiser selbst will nur als Capitain zu Felde ziehen. —

Noch war es dunkel draußen, ein übelriechender Nebel, der so dick war, daß er sich mit einem Londoner Nebel hätte messen können, erfüllte die Straßen von Paris, die mit jenem zähen Schmutz überzogen waren, dem die Pariserinnen ihren zierlichen Gang verdanken, weil er sie gewissermaßen zwingt, als Kinder schon vorsichtig und sicher zugleich

× Nein, M. J. war der Schwager der Gemahlin Berthiers, der Prinzessin Maria Elisabeth, deren Mutter eine Schwester der ersten Königin von Bayern war.

gehen zu lernen auf diesem schlüpfrigen Boden; ist die Sicherheit einmal erworben, so kommt die Zierlichkeit mit den mannbaren Jahren von selbst, während Fremde nicht zierlich gehen können, weil sie eben nicht sicher gehen. Die Temperatur des nebeligen Morgens war naßkalt, aber so empfindlich, daß sich die Wenigen, welche sich schon auf den Straßen zeigten, schauernd in ihre Kragenmäntel und Carricks hüllten.

Es war, wie gesagt, noch dunkel, in einem stillen Zimmer aber, das im Rez de Chaussée eines kleinen Hauses in der alten Augustinerstraße belegen war, prasselte schon ein tüchtiges Kohlenfeuer in dem kleinen eisernen Ofen und erwärmte behaglich den ziemlich beschränkten Raum.

Mit dem Rücken gegen den Ofen auf einem niedrigen Sessel ohne Lehne saß ein alter stattlicher Bursche, der eine saubere weiße baumwollene Mütze, deren Zipfel mit einem feuerrothen Bande abgebunden war, auf dem Kopf über dem dicken, guten, leichtgerötheten Gesichte trug, und in einen weiten und langen Schlafrock von weißem Damast also gehüllt war, daß von seiner weitern Bekleidung oben nur das weiche Mousselin-Halstuch und der Rand einer rothen Flanellweste, unten aber der graue Strumpfstiefel zu sehen war.

Dieser Mann, in welchem der aufmerksame Leser alsbald den Sieur Gaspard Corbin, ehemals in Diensten des hohen Hauses Condé, gegenwärtig verheirathet mit Frau Honorine Gaspard, geborenen La Grange, erkannt haben wird, saß vor einem Tisch, der mit einer chinesisch bunt lackirten Blechplatte belegt war, und zerdrückte in einem kleinen hölzernen Mörser, dessen glänzende dunkelbraune Farbe von langem Gebrauch zeugte, mit einem hölzernen Stößel und großer Vorsicht eine Partie leicht gebräunter Kaffeebohnen, deren würzigen Duft er mit großem Behagen einzusaugen schien.

Das ist die verständige Art, in welcher man in den Häusern von Paris, in welchen noch die gute Tradition herrscht, den Kaffee behandelt, anstatt erst, wie in Deutschland leider geschieht, das Aroma durch zu starkes Brennen herauszuquälen aus der Bohne und dieselbe dann durch die Mühle in ein brenzlich bitter schmeckendes Mehl zu verwandeln. Diese alten Pariser Holzmörser zum Kaffeebohnen-Zerquetschen erben in den Familien von Mutter auf Tochter, denn je länger sie im Gebrauch sind, desto köstlicher und kostbarer sind sie, weil das Holz, schon ganz von dem Arom des Kaffees durchdrungen und gesättigt, den Bohnen zuletzt nichts mehr zu entziehen vermag, sondern ihnen mittheilt.

Das Kaffeegeschirr steht in einem Körbchen vor dem eifrig beschäftigten Sieur Gaspard, der sich zuweilen mit dem Ausdruck vollster Behaglichkeit umschaut.

Die Räume, welche sein zufriedener Blick mustert, sind ziemlich beschränkt, namentlich durch den großen Schrank von Nußbaumholz mit blanken Schlössern von Messing daran und durch das breite Ehebette

mit dem hohen Betthimmel, dessen Federbusch bis zur Decke reicht, während die weiten Falten des Behangs von schwerem buntbeblümten Wollenstoffe bis zur Erde niederfallen. Unter dem einzigen, jetzt noch dicht geschlossenen Fenster steht ein kleiner Toilettetisch mit einem Sessel davor, auf dem Teppich vor dem kleinen Ofen, der Frühstückstisch nebst dem Sessel, den gegenwärtig Herr Gaspard Corbin einnimmt, und einem großen Lehnstuhl, der noch leer ist.

Das war die einfache, aber bequeme Ausstattung von Corbin's Schlafzimmer, das trotz der frühen Morgenstunde, wie schon bemerkt, behaglich erwärmt und von dem würzigen Aroma des Kaffees durchduftet ist.

Während Corbin die Kaffeebohnen zerquetschte, hatte er mehrmals forschende Blicke auf das Himmelbett geworfen, dessen dicht zugezogene Vorhänge sich zuweilen zu bewegen schienen; es war aber Alles still geblieben, bis er mit seinem Geschäfte zu Ende war und den hölzernen Mörser niedersetzte. In demselben Augenblick fast vernahm man ein leises Lachen, die Vorhänge des Himmelbettes wurden etwas auseinander gezogen, und zwischen den bunten Falten erschien ein zierliches Schlafmützchen und ein lockiges Köpfchen mit einem frischen, weißen Gesichte darunter, das mit hellen Augen ausschaute, sich umblickte rings und dann lachend rief: „Guten Morgen, kleiner Papa, guten Morgen, ich komme gleich, um den Kaffee zu machen!"

Dann wurde das Köpfchen zurückgezogen, und die breiten Falten fielen wieder übereinander.

Gaspard Corbin aber nickte vergnügt nach dem Bett hin und sprach: „Guten Morgen, mein Kind, guten Morgen, Honorine, Sie sind gerade zur rechten Zeit aufgewacht, um den Kaffee zu machen! sie wacht immer gerade zur selben Minute auf, wenn das Wasser auf den Kaffee muß!" setzte er halb für sich hinzu. „Das ist eine Gabe, es kann sie nicht jede Frau haben, aber es ist hübsch, daß Honorine sie hat!"

Hinter den Bettvorhängen erklang wieder ein leises Lachen; jeden Morgen fast belustigte sich Honorine über die Verwunderung, die Gaspard darüber hegte, daß sie stets in dem Moment aufwachte, wo er mit dem Zerquetschen der Kaffeebohnen fertig war; es war aber gar nichts Wunderbares dabei, denn sie erwachte schon, wenn Gaspard das Bett verließ, blieb aber still und beobachtete ihn, während er die Kohlen in Brand setzte und die Vorbereitungen zum Frühstück machte. Sie regte sich nicht eher, als bis sie sah, daß er fertig war, und sie befand sich ungemein behaglich bei diesen Beobachtungen vom Bett aus, wie denn auch die kleine Schelmerei, mit welcher sie dem guten Gaspard ihr Erwachen verhehlte, nicht wenig zur Erhöhung ihrer guten Laune beitrug.

Nach einer kleinen Weile rasselten die kupfernen Ringe, an welchen die Vorhänge des Betthimmels befestigt waren, und Honorine trat aus

der dunkeln Nische hervor in das milde Licht der Kerzen, die auf dem Frühstückstisch standen.

Ihr Gesichtchen war so lieblich geröthet vom Schlaf, daß es der rothen Kohlen-Gluth nicht bedurfte, die von dem eisernen Ofen ausstrahlte und die zierliche Gestalt der in ein weißes Negligée gekleideten Frau mit einem röthlichen Schimmer übergoß.

Honorine eilte zuerst zu ihrem Toilettetisch, tauchte einen Zipfel der Handquele zierlich in das Becken, spritzte lachend ihrem Eheherrn, der sich ihr näherte, einige Wassertropfen in's Gesicht, gab ihm darauf einen herzlichen Kuß und eilte nun, den Kaffee zu bereiten.

Sie verstand das, beinahe bewundernd sah ihr der ehrliche Gaspard, der guten Kaffee sehr schätzte, bei ihrem Werke zu; er schmunzelte, als er sah, wie vorsichtig sie das Wasser langsam, Tropfen für Tropfen fast, auf den Kaffee fallen ließ, um ihn nicht zu verbrühen und sein Aroma zu gefährden.

So vorsichtig und besonnen machte die kleine Frau Alles das, und doch wurde sie so schnell damit fertig — wie das zuging, war ihr Geheimniß, Gaspard begriff's nie, er hielt es für ein halbes Wunder wenigstens und pries es laut; Honorine aber lächelte, sie wußte, daß eine hübsche Frau ihre Anordnungen nur zierlich zu machen braucht, um die Aufmerksamkeit der Männer zu gewinnen, zu fesseln und sie so zu hindern, die Zeit lang zu finden.

Sehr behaglich genoß das etwas seltsame Ehepaar, das äußerlich auch so gar nicht zusammen paßte, den duftigen und erwärmenden Trank, bis endlich Honorine, ihre Tasse leicht zurückschiebend, fragte: „Werden Sie heute ausgehen, Papa?"

„Ja, ich denke heute Vormittag auszugehen, und wenn mir meine liebe Honorine einen Auftrag zu geben hat, so bin ich zu allen möglichen Besorgungen bereit!" lautete die Antwort.

Gaspard Corbin streichelte die Wange Honorinen's.

„Nach welcher Gegend gehen Sie, Gaspard?" fragte die junge Frau.

„Lassen Sie sehen," entgegnete dieser überlegend und an seinen etwas wohlgenährten Fingern zählend, „erste Station bei dem guten Magnan an der Ecke, um ein kleines Gläschen Zimmetwasser zu trinken und ein Pastetchen zu essen; Sie wissen, Madame, es ist unsere Pflicht, den Mann zu unterstützen, denn Magnan war ja valet de pied bei unserm Prinzen, und sein Sohn, der Militair ist, macht ihm viel Sorge; dann muß ich nach dem Boulevard du Temple, um dort bei einem Winkelbuchhändler ein Buch anzusehen für den Herrn Abbé Masnier, der die Gicht hat und nicht ausgehen kann. Sie erinnern sich des freundlichen Priesters, Honorine, dem wir am Tage nach unserer Hochzeit unsern Besuch machten?"

„Gewiß erinnere ich mich," entgegnete die Dame vom Hause und

nickte lächelnd, „der freundliche Alte, bei dem wir so viele Bücher sahen, nichts als Bücher, er hat mir ja auch ein altes Gebetbuch geschenkt, alt, braun, vergelbt — ich hätte es ihm gern gelassen, denn er schien sich so schwer von diesem Buch zu trennen und gab es mir, als wäre es der kostbarste Schatz, obgleich es so alt ist, daß ich es kaum lesen kann."

„Es ist auch ein Schatz, liebe Honorine, für den Bücherliebhaber nämlich," erwiederte Gaspard Corbin, indem er seinem Gesicht einen gelehrten Ausdruck zu geben versuchte, „denn auf der siebenten Seite, Zeile drei von oben, findet sich das verkehrte Y, durch welchen Druckfehler der Beweis geliefert ist, daß das Gebetbuch ich weiß nicht gleich von welchem berühmten Buchdrucker in Venedig gedruckt worden ist."

Die junge Frau lachte hell auf, schaukelte sich lustig in ihrem großen Stuhle hin und her, indem sie sich mit beiden Händen auf die Seitenlehnen stützte und sich emporhob, dann rief sie: „Ach, diese närrischen Männer! und mein kleiner Papa spricht auch schon mit einer Miene von einem Druckfehler, als wenn es ein Diamant wäre! Gaspard Corbin, mein ehrlicher Mann, seid Ihr denn auch schon ein solcher Narr geworden?"

Gaspard hatte längst sein breites Gesicht in die krausesten Falten gezogen und lachte zwar nicht lieblicher, dafür aber viel lauter, als seine heitere Gemahlin. „Ja, ja," sagte er, „Honorinette, meine Kleine, Sie haben wohl Ursache zu lachen, denn ich bin nun einmal ein solcher Thor, daß ich alle Thorheiten mitmache, die Einer macht, den ich lieb habe. Den Abbé Masnier aber habe ich lieb, der ist noch ein Freund meines Vaters gewesen, hören Sie doch, Kind, für ihn gehe ich heute zu dem Buchhändler, bei welchem Besuch ich folgende Vorsichtsmaßregeln zu beobachten habe. Ich kann mich nicht irren, denn der gute Abbé hat sie mir wenigstens zehn Mal vorgepredigt. Also passen Sie auf, Honorine, zuerst trete ich in die Boutique und betrachte zerstreut die alten Scarteken auf der Auslage, ich kümmere mich um nichts, denn anscheinend komme ich ganz zufällig in den Laden —"

„Oh! er kommt ganz zufällig!" unterbrach Honorine wieder laut lachend.

„Ja, ganz zufällig," fuhr Gaspard lachend fort, „dann frage ich beiläufig: Haben Sie auch alte Drucke römischer Klassiker?"

„Köstlich! eine förmliche Comödie!" rief die junge Frau.

„Der Buchhändler bringt mir nun jedenfalls das Buch, welches ich für den Herrn Abbé suche, und sagt: Hier ist ein seltener Persius, mein Herr! Ich nehme das Buch ziemlich gleichgültig und glätte mit dem Daumennagel ein Eselsohr, vorher aber habe ich den Finger schon naß gemacht, um zu sehen, ob das Buch auf Schreib- oder Druckpapier gedruckt ist. Dann messe ich den weißen Rand um das Gedruckte, er muß wenigstens so breit sein, wie mein kleiner Finger, sonst kann der Herr Abbé das Buch nicht brauchen. Erst, wenn ich das erkundet,

schlage ich den Titel auf und sehe nach dem Ort und dem Jahr des Druckes, stimmt das Alles, so suche ich, anscheinend absichtslos blätternd, die hundertste Seite, wo ich nach dem ersten Wort auf der ersten Zeile ein Komma finden muß. Das ist ein Fehler, wie mir der Herr Abbé sagte, aber dieser Fehler ist es, welcher der Ausgabe ihren Werth verleiht. Nun also, ich habe den Fehler gefunden, jetzt, merken Sie wohl auf, lege ich das Buch wieder hin und sage, nach einem andern Buch fassend, ganz gleichgültig: Der Persius ist hübsch, ich habe dieselbe Ausgabe, doch wenn Sie mir ihn billig lassen können, so würde ich ihn für einen Bekannten nehmen! Nun geht das Handeln los, denn der Buchhändler ist gewiß auch ein feiner Kunde, der sich durch die herkömmlichen Grimacen der Bücherliebhaber nicht wird hinter's Licht führen lassen, endlich aber bekomme ich das Buch, wie es denn nicht anders sein kann, da ich den Auftrag habe, es für jeden Preis an mich zu bringen. Denken Sie sich, Honorine, der Herr Abbé hat mir für alle Fälle gleich fünfzig Francs gegeben!"

„Fünfzig Francs für ein Buch, das nur durch einen Fehler seinen Werth hat!" rief Honorine erstaunt, „und der ehrliche Gaspard Corbin," fuhr sie lachend fort, „mein eigner Mann als Bücherhändler und gelehrter Bücherliebhaber, oh! Gaspard, wie Schade, daß ich Sie nicht in der Rolle sehen kann. Nein, was sind die Männer doch komisch mit ihren Liebhabereien! Ich verstehe es, wenn sie junge Frauen lieben, aber alte Bücher, alte falsche Bücher!"

Gaspard lachte mit seiner Frau um die Wette, dann fuhr er fort: „Uebrigens, kleine Dame, ist das nicht der erste Bücherhandel, den ich mache, ich bin für den Herrn Abbé schon oft zu Markte gewesen, und vor vielen Jahren habe ich sogar einmal einen Bücherankauf im Großen gemacht. Das war so, der Prinz stattete eine Tochter des alten Jouffroy aus, der dreißig Jahre in Chantilly Silberverwalter gewesen; das hübsche Kind, die Manon, heirathete einen Gelehrten, einen Lehrer am College Louis le Grand, und der Chevalier Jacques meinte, die hübsche Manon müsse ihrem Mann, dem Gelehrten, auch eine Bibliothek in's Haus bringen. Seine Hoheit ließen, auf diesen Gedanken eingehend, sechs große, schöne Bücherschränke machen, dann, als sie fertig waren, mußte ich Maß nehmen und danach bei einem Buchhändler bestellen: siebzehn Fuß französische Klassiker, zwanzig Fuß französische Historiker, zwanzig Fuß alte Schriftsteller, fünf Fuß englische Gedichte, zehn Fuß italienische Novellen 2c. Was lachen Sie denn, Madame? Die Bücher nahmen sich, hübsch eingebunden, sehr gut aus in den neuen Schränken!"

Als Honorine genug gelacht, wurde sie plötzlich wieder ernsthaft, und ihr frisches Gesichtchen zeigte einen beinahe traurigen Ausdruck, den der ehrliche Corbin sehr wohl bemerkte; er machte aber keine Bemerkung, obwohl das die junge Frau eigentlich zu erwarten schien; da

er nichts sagte, so fragte sie rasch: „Und wenn Ihr Bücherhandel beendet ist, Gaspard, wo gehen Sie dann hin?"

„Zu Madame Honorine!" antwortete der Alte.

„Könnten Sie nicht noch einen Weg für mich machen?"

„Nicht gerne!" lautete die wenig verbindliche Antwort.

„Wie, nicht gerne? Habe ich recht gehört? Sie Ungeheuer!" rief Honorine. „Und warum nicht gerne? wenn ich fragen darf, mein Herr?"

„Weil ich dann später zu Ihnen zurückkomme, kleine Frau!"

„Diese Galanterie ist nicht an ihrem Platz, Gaspard, sagen Sie, warum Sie heute nicht gerne einen Gang für mich thun wollen?"

Ein Ton der Ungeduld klang aus Honorinen's Rede heraus.

„Weil ich weiß, daß Sie mich zu Ihrer Schwester Septimanie schicken wollen, liebes Kind," entgegnete Corbin gelassen, „und ich es nicht angenehm finde, eine Rolle bei den albernen Trauerspielen zu übernehmen, die bei ihr täglich aufgeführt werden."

„Sie sind hart, mein Freund," erwiederte Honorine, „Sie stellen sich nämlich hart, denn eigentlich ist's doch ein tiefer Schmerz für Sie, daß Septimanie so unglücklich mit Sainte-Pallaie lebt."

„Ja, es ist ein tiefer Schmerz für mich," nickte der brave Mann, „aber ich kann dabei nichts thun, ich kann Septimanie nicht Recht geben, denn sie ist es, welche ihren Mann unglücklich macht, und gegen sie mag ich nicht auftreten!"

„Sie geben also meiner Schwester ganz Unrecht, Gaspard?" fragte Honorine traurig.

„Was soll ich Ihnen antworten?" entgegnete Corbin mit wirklicher Bekümmerniß, „ich halte wenig von diesem Sainte-Pallaie, es ist ein schwacher, armseliger Patron, nie in meinem Leben habe ich mir träumen lassen, daß ein Mann, und noch dazu ein Kriegsmann, ein Offizier, der mit solcher Auszeichnung gefochten hat, daß der in allen übrigen Dingen so jämmerlich schwach und haltlos sein könnte; das aber entschuldigt Septimanie nicht, sie mußte sich ganz anders benehmen, das ewige Weinen und Klagen, die täglichen Scenen, die fortwährenden Eifersüchteleien —"

„Nun, sie hat doch auch Grund, eifersüchtig zu sein!" vertheidigte Honorine ihre Schwester schüchtern.

„Vielleicht!" erwiederte Gaspard, „ich weiß, Sie meinen die Besuche Sainte-Pallaie's bei der kleinen Schauspielerin, aber mir ist es noch gar nicht klar, ob Septimanie Grund hat, bei diesem Verhältniß wirklich eifersüchtig zu sein. Sainte-Pallaie ist ein jämmerlicher Liebhaber für eine Schauspielerin, er ist timide und hat kein Geld, und so weit ich das Theater kenne, hat nur ein kecker Patron mit einer Tasche voll Geld Aussicht auf Erfolg bei einer von diesen superben Bretter-Prinzessinnen. Ich gebe zu, daß Sainte-Pallaie Unrecht thut, diese

Person zu besuchen, er sieht es selbst ein, er hat auch versprochen, sie nicht wieder zu sehen, aber er ist nun einmal jämmerlich schwach und geht immer wieder zu ihr, weil ihn seine Kameraden necken und behaupten, seine Frau halte ihn unter ihrem Regiment und habe ihm verboten, die Schauspielerin zu besuchen. Das ist aber eben das Unglück bei solchen schwachen Männern, daß sie nichts mehr scheuen, als das Ansehen, den leisesten Schein einer Abhängigkeit. Die Furcht, nicht ganz selbstständig zu erscheinen, macht sie dann brutal. Septimanie, die so schön ist und so liebenswürdig sein kann, würde mit leichter Mühe Sainte-Pallaie an sich fesseln, würde das Bild jeder anderen Frau so leicht in seinem Herzen überstrahlen, würde diesen schwachen Mann so vollständig beherrschen, wenn sie ihn nur mit gleichmäßiger Freundlichkeit behandeln wollte; da aber liegt eben der Fehler. Der arme Mensch, denn ich beklage ihn weit mehr, als ich ihn tadele, ist immer in Angst vor seiner Frau; bald überschüttet sie ihn mit Thränen und Zärtlichkeit, bald badet sie ihn in Zorn und Thränen; Sainte-Pallaie klagte mir neulich, er sei ganz betäubt, und ich begreife das, denn er taumelt eigentlich von einer häuslichen Scene zur andern. Ich weiß, was Sie sagen wollen, liebe Honorine, es ist jämmerlich, daß ein Mann so schwach ist, ja, ja, aber er ist nun einmal so schwach, und die liebe Septimanie treibt es zuweilen doch auch gar zu weit. Erinnern Sie sich, als wir am letzten Sonntag zu Tisch dort waren, da fiel es Septimanie ein, mir allerlei Schmeicheleien zu sagen, mir den Hof zu machen, wir hielten das Alle für einen Scherz, Sainte-Pallaie ging darauf ganz harmlos ein und beeiferte sich, Ihnen in derselben Weise scherzhaft den Hof zu machen, wie seine Frau mir. Können Sie sich vorstellen, daß Alles das von Septimanie kein Scherz war, daß sie in allem Ernst durch ihre Zärtlichkeiten gegen mich den armen Sainte-Pallaie hat eifersüchtig machen und ihn dadurch zu sich zurückführen wollen? daß sie unglücklich gewesen ist über das Fehlschlagen ihres Planes, daß sie die ganze Nacht geweint und dem armen Manne Vorwürfe gemacht hat, weil er in guter Laune und gutem Glauben auf seiner Frau Scherz eingehend, bei Ihnen, mein Kind, den Anbeter gespielt? Erst die ganze Nacht geweint, dann den ganzen Tag geschmollt und endlich am Abend außer sich, daß Sainte-Pallaie, dieses Treibens überdrüssig, ausgeht und in Gesellschaft seiner Kameraden, wahrscheinlich bei der Schauspielerin, sein häusliches Elend zu vergessen sucht. Wahrlich, meine liebe kleine Frau, ich entschuldige Sainte-Pallaie nicht, aber das unkluge Benehmen Ihrer Frau Schwester macht mir sein Betragen sehr erklärlich. Ich werde natürlich heute hingehen und ihnen einen Besuch machen, um Ihren Wunsch zu erfüllen, liebe Honorine, daß ich es aber nicht gern thue, werden Sie gewiß gerechtfertigt finden."

Honorine reichte dem guten Manne ihre hübsche runde Hand hin und sagte herzlich: „Gehen Sie noch ein Mal hin, Gaspard, versuchen

Sie dieser unglückseligen Septimanie richtigere Begriffe zu geben; es wäre doch gar zu traurig, wenn meine einzige Schwester nun auch als Frau mit Grund weinen müßte, nachdem sie als Mädchen beständig Thränen vergossen, ohne eine triftige Ursache dazu zu haben."

„Ich werde gehen, das versteht sich von selbst!" versicherte Gaspard eifrig und die Hand seiner Frau drückend.

In dem Augenblick donnerte Trommelschlag in die Straße herein und klopfte an die noch immer fest geschlossenen Fensterläden, rauschende Militairmusik wechselte mit dem dumpfen Dröhnen der Trommelwirbel ab.

Es waren Bataillone der Garde, welche in der nächsten großen Straße hinaufzogen und die Bewohner der Querstraßen rechts und links also begrüßten am Morgen.

Gaspard Corbin, der brave Mann, schloß die Laden auf, das fahle blasse Wintertageslicht fiel nüchtern und farblos in die Poesie des traulichen Schlafzimmers, der Tag war angebrochen.

Einige Stunden später an diesem Tage, etwa um die Mittagszeit, klingelte Corbin eine ziemliche Weile vergebens an einer Gitterthür in dem zweiten Stockwerk eines etwas vernachlässigten Hauses in der Honoriusstraße; erst als seine Geduld fast vollständig erschöpft war, wurde die Thür geöffnet, und ein mäßig unsauberes Dienstmädchen war eben im Begriff, dem Klingelnden Vorwürfe über seine starke Benutzung der Klingel zu machen, als sie noch zur rechten Zeit Corbin erkannte. Nun erschöpfte sich die Person in Entschuldigungen, daß sie ihn habe warten lassen, aber sie wisse nicht mehr, was sie zuerst machen solle, denn seitdem Monsieur fort sei, befinde sich Madame so unwohl, und gleichwohl dürfe sie nicht gehen und den Arzt holen, denn Madame fürchte sich, allein zu bleiben in der großen einsamen Wohnung.

Corbin hörte wenig auf das Geschwätz der Dirne, sondern ging ruhig durch mehrere Gemächer, welche alle die Spuren höchster Vernachlässigung zeigten, nach dem Schlafzimmer Septimanien's.

Septimanie lag zu Bette und weinte heftiger noch als gewöhnlich.

Der brave Mann setzte sich an das Kopfende des Bettes und sagte kein Wort; er wußte schon aus Erfahrung, daß es unmöglich war, unter diesen Umständen zu reden, Septimanie mußte sich ausweinen.

Es sah jämmerlich aus in dem Gemach; nicht eine Spur von der ordnenden weiblichen Hand, die sonst selbst die ärmlichsten Räume noch zu schmücken versteht, nicht einmal überall die nöthige Reinlichkeit; ein trübseliger Anblick, dieses Schlafzimmer.

Septimanie hatte seit einiger Zeit versucht, mit ihrem schon halbnassen Taschentuch ihre Thränenfluth zu stillen; nach und nach schienen ihre Versuche von Erfolg gekrönt zu werden. Die junge Frau sah leidend aus, ihre Wangen waren eingefallen, ihre verweinten Augen lagen tief in den Höhlen; weder die Mütze, noch das Busentuch Sep-

timanien's wären so sauber und frisch, wie das Gaspard bei Honorine gewöhnt war.

Er machte seine Bemerkungen im Stillen und fand das Benehmen seines Schwagers Sainte-Pallaie immer mehr erklärlich.

Endlich begann Septimanie, die bis dahin still geweint hatte, ihrem Schmerz Worte zu geben und laut zu jammern: „Kommen Sie nur, um mit mir zu klagen, mein alter Freund? Oder haben Sie einen Auftrag für mich von diesem Ungeheuer, welches ich leider nur noch viel zu sehr liebe! Oh, mein Freund, sein Benehmen heute hat mir das Herz gebrochen. Ich kann nicht mehr, es ist vorüber; eine solche Härte, eine solche Grausamkeit hätte ich nie in dem Herzen eines Mannes, am allerwenigsten in dem seinen, vermuthet. Ich habe auf den Knieen vor ihm gelegen, ich habe ihn bei unserer Liebe beschworen, nicht von mir zu gehen, bei dem Leben des Kindes, seines Kindes, das ich unter dem Herzen trage; es war Alles umsonst bei dem harten Menschen! Er vergoß einige gleichgültige Thränen bei meinem Schmerz, er ist gegangen, um nie wieder zu mir zurückzukehren, zu mir, die ich ihn so unendlich liebe, keinen andern Gedanken habe, als ihn. So hat er mich verlassen, mich und sein Kind, und ich Thörichte, die ich an die Liebe eines Mannes glauben konnte! Er hat mir das Herz gebrochen!"

Hier erst fand Corbin die Möglichkeit, den Redestrom der Frau von Sainte-Pallaie zu unterbrechen, der, von zahlreichen Thränen begleitet, bis jetzt unaufhaltsam dahingerauscht war.

„Warum hat Sie denn Sainte-Pallaie verlassen, liebe Septimanie?" fragte Corbin ganz freundlich, „sprechen Sie, liebes Kind; wahrscheinlich sind Sie wieder eifersüchtig gewesen und haben dem armen Teufel den Kopf gehörig warm gemacht. Uebrigens beruhigen Sie sich nur, er wird schon wiederkommen!"

Septimanie begann heftiger zu weinen. „Nein, nein!" rief sie, „er kehrt nicht zurück. Ich hörte ihn „lebe wohl!" flüstern; das war ein Lebewohl für immer! Oh, ich kenne diesen Ton, er schnitt mir tief in's Herz, und seine Lippen waren eisig kalt, als er mich zum letzten Male küßte. Nein, ich werde ihn nicht wiedersehen!"

Jetzt fing selbst Corbin an, ungeduldig zu werden. „Septimanie," sagte er ärgerlich, „soll ich in einer Stunde wiederkommen? Sie scheinen jetzt nicht in der Lage zu sein, ein vernünftiges Gespräch zu führen."

„Zu verwundern wäre das wahrlich nicht!" entgegnete die junge Frau matt und schmerzlich unter Thränen lächelnd.

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, liebe Septimanie," fuhr Corbin, sich zusammennehmend, fort, „weßhalb sich Sainte-Pallaie entfernt hat? Haben Sie einen Auftritt mit ihm gehabt? Hat er sich geärgert?"

„Nein, nein!" rief Septimanie, „wir haben uns gestern Abend versöhnt, er ist heute Morgen ausgegangen nach einem freundlichen,

zärtlichen Abschied von mir; er ist dann eine Stunde weg gewesen, als er zurückkommt mit dem Fremont, dem alten abscheulichen Maréchal de Logis; ich hatte ihn so oft gebeten, den Menschen nicht mit in unsere Wohnung zu bringen! Aber ich hatte ihm darüber noch keinen Vorwurf gemacht, als er mir schon entgegenrief: „Liebe Septimanie, Sie müssen mich entschuldigen, aber in einer Stunde muß ich unterweges nach Mainz sein!" Sie können denken, daß mich das wie ein Donnerschlag traf. Er sah meine Leiden, er sah meine Thränen, aber Thränen, Bitten und Beschwörungen, Alles war umsonst. Ich fiel in Ohnmacht, er legte mich auf's Bette und schnitt mir die Schnürbrust auf; er rief mein Mädchen und zeigte anscheinend viel Theilnahme für mich; in der Hauptsache aber blieb er unerbittlich, und so ist er abgereist, mich mit meinem noch ungeborenen Kinde hier in der Einsamkeit verlassend."

Corbin hatte den leidenschaftlichen Mittheilungen der aufgeregten jungen Frau mit ziemlicher Geduld zugehört; aber als sie geendet, schüttelte er bedenklich den Kopf, er kannte den schwankenden, energielosen Charakter seines Schwagers zu gut, um sich nicht auf der Stelle sagen zu können, daß derselbe zu einem solchen Entschluß, zu dem Entschluß, sein Weib kurz vor der Geburt eines Kindes zu verlassen, nicht die Kraft gehabt haben könne, daß er also durch irgend einen Umstand äußerlich dazu genöthigt sein müsse.

„Liebe Septimanie," begann er darum wieder, „sollten Sie sich in Ihrer Bestürzung nicht getäuscht haben —?"

„Mein Herz täuscht mich nie!" unterbrach die thränenreiche Frau emphatisch.

Corbin war wirklich gutmüthig genug, diese Versicherung zu überhören und fuhr doch etwas entschiedener als bisher fort: „Könnte nicht Sainte-Pallaie im Dienste seines Kaisers verschickt worden sein?"

„Oh ja!" entgegnete Septimanie bitter, „man kann den Dienst des Kaisers vorschützen, um den Leuten zu verbergen, daß ich eine unglückliche und verlassene Frau bin! Er ist unterwegs nach Mainz, hören Sie, Corbin, nach Mainz, wo er schon diesen Sommer war, wo er gewiß eine Dame zurückgelassen hat, die ihn in ein Liebesverhältniß verstrickt, er ist nach Mainz — was sagen Sie dazu, Corbin?"

„Daß Sie eine Närrin sind, eine vollständige Närrin!" fuhr nun der wackere Mann heraus, dessen Geduld zu Ende war.

„Eine verlassene Frau muß jede Beleidigung hinnehmen!" schrie Septimanie, auf's Neue in Thränen ausbrechend.

„Entschuldigung!" murmelte Corbin und stand auf; er war in dem Augenblick so außer sich, so mürbe gemacht durch Septimanien's Thränen und Klagen, daß er sich nicht zu fassen vermochte und im Stillen nur schaudernd daran dachte, daß er einst im Begriff gewesen, diese Frau zu heirathen.

Nach Fassung ringend, ging Corbin im Zimmer auf und ab, da fiel sein Blick auf ein Papier, welches auf einer zerbrochenen Marmor-Console unter dem verstaubten Spiegel lag, halb gedankenlos nahm er es auf und las: „Der Hauptmann von Sainte-Pallaie hat sich Angesichts dieses zu dem Herrn General Bretineau, Rue Notre-Dame Nro. 4, zu verfügen und sich in Begleitung desselben nach Mainz zu begeben. Für den Generalstabs-Chef des Herzogs von Ragusa. Vely, Adjutant-Major."

„Das ist doch zu toll!" rief Corbin, jetzt im Ernst wüthend, „Madame, Sie sind eine Närrin, eine doppelte Närrin, eine dreifache Närrin; wenn ich Ihr Mann wäre, ich ließe Sie wirklich im Stich, denn Ihre Albernheiten sind unerträglich. Da ist ja die formelle Marschordre für Sainte-Pallaie, da," er warf ihr das Papier auf das Bette, „da lesen Sie und schämen Sie sich Ihres Betragens; wenn Sie verständiger geworden sind, dann kommen Sie und besuchen Sie Ihre Schwester, dann will ich weiter mit Ihnen reden, jetzt ist mein Unwille über Ihr kindisches Benehmen zu groß! Adieu!"

Corbin ging, aber er warf in steigendem Zorne die Thüren heftig hinter sich zu, denn er hörte, wie Septimanie weinend rief: „Oh! diese harten, grausamen Männer, eine arme, verlassene Frau muß jede Beleidigung hinnehmen!"

In höchster Aufregung kam der gute Corbin in seiner Wohnung an, aber es wurde der klugen, heitern Honorine nicht schwer, den Zorn ihres Mannes zu beschwichtigen, und seine Schwiegermutter versicherte ihm sehr freundlich, daß die Frau Herzogin ganz mit ihr einverstanden sei.

Worüber die Frau Herzogin mit der guten Frau einverstanden, das blieb ein tiefes Geheimniß, denn weder Corbin noch Honorine bemühten sich, es der höchst discreten Maman abzufragen.

Zwölftes Capitel.

Stilles Heldenthum.

„Da haben ernst gestritten
Die Frauen, wie sonst nie,
Wir haben's All' erstritten
Mit ihnen und für sie."
(Lamotte-Fouqué.)

„Wir wollen auch der Brüder denken,
Die starben in Gefangenschaft,
Und eine Thräne denen schenken,
Die Krankheit hat dahingerafft;
Die nicht die Kugel hat getroffen
Im Waffengang bei Fahnenweh'n,
Die nicht den Siegeshimmel offen
Auf blut'gem Schlachtgefild geseh'n;
Die sich in dunkeln Regennächten,
Auf heißen Märschen mattgekämpft,
Bis von des Fiebers finstern Mächten
Die ganze Lebenskraft gedämpft;
Laßt uns der tapfern Brüder denken,
Sie starben ruhmvoll auch im Bett,
Und eine Thräne laßt uns schenken
Den Helden in dem Lazareth!"
(Hesekiel.)

Die Räume, in welche uns unsere Erzählung jetzt führt, sind den Lesern bereits bekannt; es ist die Wohnung der Präsidentin von Lohmeier unter den Linden in Berlin.

Die Mittagszeit ist nahe, und Oncle Hermann, der ein Buch in der Hand auf dem Sopha dicht am Ofen sitzt, hat schon ein paar Mal nach der Uhr gesehen.

Der mit grünem Sammet bezogene Sessel mit der eirunden Rückenlehne und der Fußbank, der gewöhnliche Platz der Präsidentin, steht leer auf der Fenster-Estrade, und die drei oder vier Stühle, die im Halbkreise vor der Estrade paradiren und sonst stets von fleißigen Verwandtinnen des Hauses besetzt sind, sind ebenfalls ledig.

Die Stühle scheinen vor der Estrade, auf welcher der Lehnsessel

der Präsidentin thront, eben so respectvoll wie ihre gewöhnlichen Inhaberinnen vor dem Haupte der Familie.

Auf dem Nähtischchen vor dem Sessel auf der Estrade, über welchem ein Bild des seligen Präsidenten hängt, steht ein zierliches Körbchen von schwarzem englischen Wedgewood, in welchem drei oder vier versiegelte Briefe liegen. Das war das sicherste Zeichen, daß die Präsidentin schon längere Zeit abwesend war, denn in diesen Korb wurden die an sie eingehenden Briefe gelegt.

Vor dem andern Fenster, das mit Blumentöpfen mit einfachen Geranien — den jetzigen Luxus mit exotischen Pflanzen kannte man damals noch nicht — versetzt war, saß die Tochter des Hauses, die Cousine Waldemare, emsig mit einer Arbeit beschäftigt; sie hatte vor sich einen großen Wäschkorb, rechts neben sich einen kleinern Korb.

Es war das nicht der gewöhnliche Platz der Cousine Waldemare, welche den größesten Theil des Tages einsam in ihrem kleinen Zimmer zubrachte und sich nur Abends mit einem Buch oder einer Handarbeit in dem Gemach ihrer Mutter einfand, wo sie einen kleinen Feldstuhl einzunehmen pflegte, den sie an die Sopha-Ecke stellte, in welcher die Präsidentin vor dem großen Tische saß.

Waldemare war wie gewöhnlich schwarz gekleidet, das feine Gesicht etwas vorwärts gebeugt war sie emsig mit ihrer Arbeit und zugleich wahrscheinlich auch mit ihren Gedanken beschäftigt.

„Oncle Hermann, Sie sind entsetzlich schweigsam heute!“ sagte Waldemare, sich plötzlich aufrichtend, mit ihrer klangvollen metallhellen Stimme.

„Nun, ich dächte,“ entgegnete der Oheim, „Du wärest nicht gesprächiger; aber ich wundere mich nicht, da bei Dir am Fenster muß es bitter kalt sein, ich friere hier am Ofen!“

Er knöpfte sich seinen Rock bis an den Hals zu.

Waldemare warf ein Stück Wäsche in den großen Korb, dann wendete sie sich halb um, lächelte den Oheim an mit ihren großen grauen Augen, die, wenn sie lächelten, bezaubernd waren, und sprach, leichten Spott um die feinen Lippen: „Sie frieren, Oheim, wahrscheinlich, weil Sie hungrig sind; gehen Sie doch zum Essen, ich fürchte, daß meine Mutter ziemlich spät erst zurückkehren wird von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzeß Wilhelm!“

„Ich glaube, Du spottest über Deinen alten Oheim, Waldemare?“ entgegnete der gute Alte mit einem Anflug von Aerger, „Du weißt sehr gut, daß ich jetzt nicht gehen kann, es würde mir kein Bissen munden.“

„Und warum können Sie nicht gehen? warum würde Ihnen kein Bissen munden, Oncle Hermann?“ fragte Waldemare mit gleichgültigem Ton, ihr schalkhaft lächelndes Gesicht auf ihre Arbeit senkend.

„Oh! Du quälst mich, Waldemare,“ rief dieser ungeduldig, „unter den Briefen da in Deiner Mutter Körbchen sind zwei, die mich nicht

fortlassen, einer von unserm Vetter Philipp von Krummensee und ein anderer von der jungen Frau unseres andern Vetters Rudolph; Du kannst wirklich nicht verlangen, daß ich zum Essen gehen soll, ohne etwas von ihrem Inhalt erfahren zu haben."

Waldemare lachte leise.

„Ja, Du lachst, liebe Waldemare, aber es wäre viel hübscher von Dir, wenn Du so gefällig wärest, diese beiden Briefe zu öffnen, die gewiß eben so wohl an Dich gerichtet sind, wie an Deine Mutter, vielleicht noch mehr an Dich!"

„Das ist möglich, lieber Oncle," entgegnete Waldemare ernst, „aber ich pflege niemals Briefe zu öffnen, die nicht an mich addressirt sind!"

Der Oheim ärgerte sich über den leichten Vorwurf, der aus den Worten seiner Nichte herausklang, aber er war so neugierig, daß er es noch nicht aufgab, Waldemare zu bewegen, obwohl er das ernste, feste Mädchen hinlänglich kannte, um sich selbst sagen zu können, daß er seine Worte verschwende.

„Philipp's Brief könntest Du ohne Bedenken öffnen, vielleicht wichtige Nachrichten von der Armee — es könnte sein, daß Gefahr im Verzuge wäre!" meinte er.

Jetzt lachte Waldemare ohne allen Respect für den Oheim und sagte: „Lieber Oncle, ich öffne keine Briefe, die nicht an mich adressirt sind, das habe ich Ihnen gesagt, dabei bleibt es; aber wenn Sie wirklich fürchten, daß es gefährlich ist, diesen Brief unseres Cousins Philipp länger uneröffnet zu lassen, so werde ich mich nicht widersetzen, wenn Sie ihn selbst öffnen wollen!"

Förmlich erschrocken blickte der alte Mann nach seiner Nichte hinüber, dann warf er einen furchtsamen Blick auf den Tisch im Fenster, wo die Briefe lagen, und schwieg stille.

Der Respect, den die ganze Familie vor der Präsidentin, und der Oncle Hermann vielleicht in noch höherem Grade, als alle Andern, hegte, ließ ihm den Vorschlag, den ihm Waldemare machte, wie ein Verbrechen erscheinen. — Das wußte das kluge Mädchen sehr gut.

In dem Augenblick ertönte die Klingel.

„Deine Mutter kommt," flüsterte Oncle Hermann hastig und ängstlich, „sage ihr nichts, Waldemare, Du kennst sie mit ihrem Spott über die Neugierde der Männer!"

Waldemare, welche stets großmüthig dachte und handelte, würde der Präsidentin auch ohne des Oheims Bitte nichts gesagt haben, jetzt spottete sie nicht einmal über die komische Angst, in welcher sich der Neugierige befand, sondern sagte nur mit ihrer gewöhnlichen Sicherheit: „Es ist nicht meine Mutter, welche kommt, meiner Mutter Klingelzug ist schärfer und ihr Gang leichter!"

Die Thür öffnete sich und die Aeltere der beiden verheiratheten

Schwestern Waldemare's trat ein, eine kleine, hübsche, runde Dame, der die pure Gutmüthigkeit aus den Augen lachte.

„Guten Morgen, Oncle!" rief sie heiter, „guten Morgen, liebe Waldemare; störe Dich nicht in Deiner Arbeit, Mutter wird gleich hier sein, sie begegnete uns und ist nur mit meinen kleinen Mädchen noch einen Weg gegangen; sie hat uns zu Tafel befohlen, denn mein Mann ist heute Mittag in der Loge."

Waldemare hatte ihrer Schwester Gruß erwiedert und war bei ihrer Arbeit geblieben, diese dagegen, die Mantel und Ueberschuhe schon im Vorgemach abgelegt, nahm ihren Hut ab und wärmte sich die Finger an dem Ofen, denn es war wirklich ein bitter kalter Decembertag.

„Da liegen Briefe von Vetter Philipp und Vetter Rudolph's Frau für Deine Mutter!" sagte Oncle Hermann, der in seiner Neugierde immer wieder auf diesen Gegenstand zurückkam.

Ei!" rief die runde, freundliche Frau heiter, „das freut mich, da werden wir Neuigkeiten erfahren, wenn Mama kommt; ich bin sehr neugierig auf Rudolph's Frau, Du nicht auch, Waldemare? ich bilde mir ein, daß sie eine etwas wilde Schönheit ist."

Damit trat die gute Hofräthin an ihre Schwester heran und blickte auf deren Arbeit. Kaum aber hatte sie gesehen, was Waldemare arbeitete, so wurde ihr freundliches Gesicht aufgeregt und ängstlich in auffallender Weise, und, Waldemare's Arm festhaltend, rief sie: „Waldemare, liebe Waldemare, was machst Du, um Gottes willen!"

„Spitzbuben-Arbeit, meine liebe Agnes!" antwortete Waldemare lächelnd.

„Mein Gott, Du trennst den Spitzenbesatz von Deinen Hemden und —"

„Und die Anfangsbuchstaben des Namens heraus," unterbrach Waldemare; „ja, liebe Agnes, darum sagte ich, daß ich Spitzbuben-Arbeit mache, denn wenn Wäsche gestohlen wird, so ist es die erste Beschäftigung der Spitzbuben, die Zeichen herauszutrennen!"

„Aber es ist ja Deine eigene Wäsche," rief die Hofräthin außer sich, „Deine eigenen Hemden!"

„Gewiß, liebe Schwester," entgegnete Waldemare lachend, „oder glaubtest Du wirklich, daß ich die Zeichen austrenne, weil ich Wäsche gestohlen?"

„Waldemare, ich bitte Dich, sage mir" — die gute Frau war ganz verwirrt — „ich selbst habe diese Spitzen annähen helfen, oh! sie sahen so reizend aus an Deinem weißen Hälschen, Kind, warum trennst Du sie ab?"

„Liebe Agnes," entgegnete Waldemare, „verzeihe mir, daß ich Deine Arbeit nicht schonen darf, aber man verlangt in den fliegenden Lazarethen Leinwand zum Verbinden, es ist großer Mangel daran!"

„Aber Waldemare, Du hättest ja Leinwand kaufen können!"

Die Frau Hofräthin war unwillig, sie hielt eines der feinen Hemden in der Hand und prüfte mit kundigem Auge den zierlichen Spitzenbesatz; sie glaubte ihre Arbeit zu erkennen, und der Gedanke, daß dieselbe ohne Gnade zerstört werde, machte sie sehr unglücklich.

Waldemare nahm ihr das Hemd ruhig aus der Hand und sprach ernst: „Liebe Agnes, ich kann keine Leinwand kaufen, denn das Geld, über welches ich verfügen kann, ist längst für andere Zwecke in Anspruch genommen, aber auch wenn ich Schulden machen wollte, oder wenn ich Geld hätte, ich könnte immer nur neue Leinwand kaufen, welche zum Verbinden nicht zu gebrauchen ist; Du siehst, diese hübschen Hemden sind nicht zu retten, aber ich will eins aufheben zur Erinnerung an Deine Mühe, an Deine Arbeit, und mich, wenn ich es ansehe, Deiner schwesterlichen Liebe dankbar erinnern!“

Die kleine runde Frau zog lebhaft die ernste Schwester auf von ihrem Sitz, drückte sie an ihr Herz und rief, halb weinend vor Rührung, halb lachend: „Verzeihe mir, liebe, liebe Waldemare, Du liebe edle Seele, Du bist viel besser als ich, Du denkst immer an unser Vaterland, an unsere Helden! ich, ach! ich!“

„Meine gute Agnes,“ entgegnete Waldemare, „Du hast andere Pflichten zu erfüllen, die Deine Thätigkeit in Anspruch nehmen, Du hast für Deinen Mann zu sorgen und für Deine lieben, kleinen Mädchen; wer so wie Du immer thätig ist, hat sich nichts vorzuwerfen; gönne mir meine kleine Thätigkeit, neide mir die Sorge für unsere kranken und wunden Helden in den Lazarethen nicht; ich habe sonst für Niemand zu sorgen, und es ist mein Stolz, daß auch ich etwas für das Vaterland und den König thun kann.“

Die Schwestern umarmten sich, Oncle Hermann wischte sich eine Thräne aus den Augen, als es abermals klingelte und gleich darauf die Präsidentin mit ihren beiden Enkelinnen, zwei kleinen Mädchen von zehn und zwölf Jahren, eintrat.

Die Präsidentin reichte dem Oncle Hermann die Hand, die dieser respectvoll küßte, dann schritt sie, ihrer Waldemare mit zärtlichem Lächeln zunickend, dem Fenster zu, wo sie mit dem Falkenblick ihrer Augen, dieselben waren groß und grau, wie die ihrer jüngsten Tochter, sofort die Briefe in dem Körbchen bemerkte.

„Ihre Königliche Hoheit waren sehr gnädig,“ sagte die Frau Präsidentin, indem sie sich niederließ und eine Scheere ergriff, um die Couverts der Briefe zu öffnen, „sie hat sich sehr freundlich nach Dir erkundigt, Waldemare, liebes Kind; ah! ein Brief von meinem Philipp!“ unterbrach sich die Dame und schnitt diesen zunächst auf.

Oncle Hermann hatte sich dem Fenster genähert und stand wie auf Kohlen an einem der Stühle vor der Estrade.

„Er ist doch immer der Alte,“ sagte die Präsidentin lächelnd und las weiter, „der Junge ist toll, Oncle Hermann, Sie sollen Agnes in

seinem Namen einen Kuß geben, denn auf Sie ganz allein wäre der Hofrath nicht eifersüchtig —"

Die Frauen lachten.

„Oh! liebe Agnes," meinte der Oncle, seine runde Nichte herzlich küssend, „sehr verbindlich ist der Cousin Philipp nicht, aber er hat mir doch eine Freude machen wollen, denn er weiß, daß Du mir immer die liebste von allen meinen Nichten gewesen bist!"

„Oncle Hermann!" riefen die beiden Töchter der Hofräthin aus einem Munde, „Oncle Hermann, das ist nicht wahr, Sie haben erst gestern der Tante Auguste gesagt, daß sie Ihre liebste Nichte wäre, und das war auch nicht wahr, denn Tante Waldemare ist in der ganzen Familie Allen die liebste Tante und Nichte!"

„Diese Kinder sind fürchterlich, nicht, Oncle Hermann?" fragte die Hofräthin, den guten Alten, der ohnehin in peinlichster Verlegenheit war, durch ihre Frage zur Verzweiflung bringend.

„Was schreibt Vetter Krummensee noch?" fragte er plötzlich ganz barsch und stürzte sich, um seiner Verlegenheit zu entgehen, Hals über Kopf in den Zorn der Präsidentin.

Die gefürchtete Dame schaute auf von ihrem Brief bei der unerwarteten Anrede, und ihre Lippen zogen sich in seltsamer Weise zusammen, während ihre großen grauen Augen mit stechendem Blick auf dem armen Oncle ruheten. Die Präsidentin war indessen eine kluge Frau, sie bemerkte das jämmerlich verlegene und ängstliche Gesicht dessen, der so barsch gefragt, ein mitleidiges Lächeln spielte um ihren feinen Mund, sie wendete die Augen ab und las weiter, ohne ein Wort zu sagen.

Während dieser kleinen Scenen hatten sich die beiden Töchter der Hofräthin ihrer Tante Waldemare, die von den beiden Mädchen schwärmerisch geliebt wurde, zu nähern versucht; das wurde ihnen nicht leicht, denn Waldemare liebte allzu vertrauliche Annäherungen nicht und wußte ihre Nichten und Neffen eben so in Respect zu halten wie die Schaar der Cousins und der Cousinen. Die jüngere Nichte, die sich stürmisch an Waldemare's Herz werfen und sie nach ihrem heftigen Charakter heftig umarmen wollte, fing Waldemare mit großer Geschicklichkeit im Anlauf ab, zog mit der Rechten die beiden Hände des wilden Mädchens empor und ließ sie so bald nach rechts, bald nach links hin chassiren, was die Nichte jubelnd ausführte; während Waldemare so mit der rechten Hand agirte, hatte sie die Linke auf den Kopf der älteren Tochter ihrer Schwester gelegt, hatte dem lieben, stillen Kinde, das schüchtern einen Schritt von der Tante stehen geblieben war, das weiche Haar und die heiße Wange gestreichelt und deren Herz durch diese Liebkosungen entzückt.

Das war ganz in der Weise dieses klugen Mädchens, das nun die beiden Kinder glücklich gemacht und sie doch von sich fern gehalten hatte.

„Diese Zeilen sind nur für Dich, liebe Waldemare," sprach die

Präsidentin und reichte ihrer Tochter den Brief Philipp's, „ich werde gern thun, was er verlangt, ich weiß aber nicht, ob Du Dich entschließen kannst, das Haus zu besuchen! Oncle Hermann, mein Neffe schreibt mir, daß er fest überzeugt sei, in diesen Tagen die Marschordre zum Vorrücken über den Rhein zu erhalten. Es zweifelt bei der Armee kein Mensch mehr an der Fortsetzung des Krieges. Wollen Sie heute Mittag bei uns essen?"

Die letzte Frage war eine doppelte Bosheit der Präsidentin, denn ein Mal speiste der alte Herr niemals bei der Tante, bei welcher für zwei einzelne Damen höchst einfach gekocht und ein sehr mäßiger Tisch geführt wurde, während der etwas leckere Junggesell mit einigen Altersgenossen zusammen in einer Pension ziemlich delicat zu speisen gewohnt war; dann aber würde er heute, wo er aus dem Briefe seines Neffen die wichtige Nachricht vom bevorstehenden Uebergang der verbündeten Armeen über den Rhein erfahren, um keinen Preis weggeblieben sein aus der Gesellschaft seiner Freunde, bei denen er sich durch seine Neuigkeit große Airs zu geben gedachte. Dennoch wagte er nicht „nein" zu sagen, indessen erlöste ihn die Präsidentin aus seiner Verlegenheit, indem sie lächelnd sagte: „Gehen Sie nur, Oncle Hermann, ich weiß schon, bei Madame Theerbusch finden Sie drei Gerichte und bei mir nichts weiter als eine Reissuppe, gehen Sie nur!"

Sobald der Alte sicher war, nicht bleiben zu müssen, spielte er den Diplomaten und wagte einige anerkennende Worte in Bezug auf die Reissuppen im Allgemeinen zu äußern, und wollte eben auf die Reissuppen der Präsidentin im Besonderen kommen, als ihm die Dame halb belustigt, halb ärgerlich sagte: „Gehen Sie doch, Oncle Hermann, die Nachricht vom baldigen Uebergang unserer Truppen über den Rhein wird Ihre Freunde sehr interessiren, wenn ich mich nicht irre!"

Also entlassen, empfahl sich der gute Alte mit vieler Förmlichkeit den Damen, sagte den kleinen Mädchen Adieu und entfernte sich sehr zufrieden.

Während dieses an dem einen Fenster geschah, hatte Waldemare an dem andern den Brief ihres Cousins gelesen; sie fand in demselben den wärmsten Ausdruck einer eben so zärtlichen als achtungsvollen Verehrung für sich, und las mit geheimem Entzücken die Aeußerungen des Offiziers, den sie so unendlich liebte; aber nichts in ihren Zügen, nichts in ihrer Haltung verrieth ihre innere Glückseligkeit. Ihr ernst-freundliches Gesicht, ihre stolze, etwas kühle Haltung blieben unverändert. Nachdem sie den Brief gelesen, brach sie ihn sorgfältig wieder in dieselben Falten, in die ihn der Schreiber gebrochen, und legte ihn auf das Tischchen vor der Präsidentin.

„Nun, liebe Waldemare," fragte diese aufsehend, „wirst Du in das Haus gehen?"

„Warum nicht? da Philipp es sehr zu wünschen scheint," lautete

die einfache Antwort, „ich begreife auch, daß dem Bräutigam viel daran liegen muß, eine Gewißheit zu erhalten. Ich werde heute Nachmittag gehen."

Die Präsidentin nickte ihrer Tochter freundlich zu, als hätte sie sagen wollen: „Ich erwartete das von Dir."

Die kluge Frau war unbeschreiblich stolz auf ihre Tochter.

„Wir werden jetzt viel zu thun bekommen," nahm die Präsidentin das Wort, als sie den zweiten Brief gelesen, „mein Neveu Rudolph und seine junge Frau werden im nächsten Monat hier eintreffen; die jungen Leute bitten mich, eine Wohnung hier in der Nähe für sie zu nehmen und dieselbe ganz nach meinem Geschmack auszustatten. Die Frau Anna schreibt sehr verständig, daß sie Alles mir überlasse, und ist so freundlich, zu bemerken, daß ich ihr auch äußerlich die neue Heimath gewiß den Verhältnissen gemäß einrichten werde. Das ist ein Stück von der Diplomatie meines Neffen Rudolph," sagte die Präsidentin lächelnd, „ich sehe ihn neben der schreibenden Frau stehen und ihr sagen: „Ueberlasse nur Alles der Tante, das schmeichelt ihr, denn sie arrangirt gern!" Oh! diese klugen Männer, aber getäuscht soll er sich denn doch nicht haben; ja, die Tante arrangirt gern, aber sie arrangirt auch so, wie es sich schickt, und versteht sich auf dergleichen Dinge, weil sie über Alles nachdenkt und nach und nach etwas Erfahrung gesammelt hat. Liebe Agnes, Du hilfst uns wohl eine Wohnung für Rudolph suchen, Unter den Linden braucht es grade nicht zu sein, aber in der Nähe möchte ich die jungen Leute allerdings auch haben. Uebrigens geht es mit dem Arm des guten Rudolph nicht gut, er leidet viele Schmerzen; ich habe es vorausgesehen, die Heilung kam mir gleich etwas rasch vor; an liebender Pflege fehlt es ihm dort in der Waldeinsamkeit allerdings nicht, aber er hofft hier doch besseren ärztlichen Beistand zu finden. Der arme Rudolph hat da nur zwei Zeilen für Dich hingeschrieben, liebe Waldemare, aber man sieht es diesen Zügen an, daß sie ihm sehr schwer geworden sein müssen. — Sein letzter Brief war viel besser geschrieben. Dein Mann, liebe Agnes, sagte mir neulich schon, daß eine Verwundung des rechten Armes immer auch Einfluß auf den linken habe; ich sehe es an dieser Schrift."

Sie reichte den Brief aus den böhmischen Bergen ihrer Tochter Waldemare. —

Einige Stunden nach Mittag — man speis'te damals in Berlin selbst in bessern Häusern noch zwischen zwölf und ein Uhr — und zwar in jener Nachmittagsstunde, in welcher plötzlich ein lautes Leben gewisse Straßen und Plätze überschwemmt, wo sich der alte Junggesell, der eben noch einsam in stiller Unzufriedenheit dahin wandelte, plötzlich von übermüthigen Kinderschaaren umschwärmt sieht, in jener Stunde des Nachmittags, in der man, ohne nach der Uhr zu sehen, ganz genau weiß, daß es eben vier Uhr geschlagen haben muß — um diese Zeit also sehen

wir die Präsidentin von Lohmeier mit ihrer Tochter Waldemare ihre Wohnung verlassen und sich nach der Friedrichsstraße bewegen.

Es ist kalt, und nur wenige Personen bemerken die beiden Damen, die sonst nicht verfehlen konnten, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen, denn obwohl einfach schwarz gekleidet, so zeugen doch Stoff und Schnitt oder Form ihrer Kleider und Mäntel, noch mehr aber die vornehme Haltung der Präsidentin und das ganze höchst distinguirte Wesen ihrer Tochter, daß sie nicht zu der dienenden Klasse gehören. Gleichwohl trägt jede der beiden Damen ein Paquet unter dem Arm, groß genug, um ihnen lästig zu fallen und ihre im Tragen ungeübten Kräfte völlig in Anspruch zu nehmen und schneller zu erschöpfen, als sie vorher sich gedacht haben mochten.

„Ich habe doch kaum gedacht, daß ein Brod so schwer sei, meine liebe Waldemare!“ sagte die Präsidentin, an der Ecke der Französischen Straße stehen bleibend und Athem schöpfend.

„Wollen wir tauschen, Maman?“ fragte Waldemare die Präsidentin, mit einem resignirten Lächeln ihr Bündel darbietend.

„Ich fürchte dabei schlecht wegzukommen, liebes Kind,“ entgegnete die Präsidentin verdrießlich, Deine romantischen Ideen kommen mir oft theuer zu stehen! Es ist in der That ärgerlich, daß ich mich hier Dir zu Liebe mit einem schweren Brod schleppen muß.“

Waldemare sah ihre Mutter einen Augenblick an, dann nahm sie, ohne ein Wort zu sagen, das in ein sauberes Linnentuch geschlagene Brod aus dem Arm ihrer Mutter und belud sich damit. Die Präsidentin litt das, denn ihr Arm, solcher Lasten ungewohnt, war fast erlahmt.

„Nun gieb mir Dein Paquet!“ sagte sie.

Waldemare aber schüttelte leise lächelnd ihr Haupt und ging, unter jedem Arm ein Bündel, weiter.

„Nein, Waldemare, das ist Unrecht, ich will das nicht leiden!“ erklärte die Präsidentin eifrig.

„Lassen Sie mich, Maman,“ entgegnete Waldemare lächelnd, „es wird mir so leichter, eine Last auf jeder Seite; kennen Sie die Lehre vom Gleichgewicht nicht?“

Die Präsidentin begriff sehr wohl die großmüthige Absicht ihrer Tochter; sie sah besorgt, wie sich das zarte Antlitz Waldemare's bei der ungewohnten Anstrengung röthete, aber sie kannte auch ihr Kind gut genug, um zu wissen, daß jetzt keine Bitte mehr sie zu einer Theilung der Last vermögen würde.

Leise scheltend ging sie neben ihrer Tochter her, bis sie durch einen engen Hausflur einen kleinen Hofraum betraten, wo Waldemare völlig erschöpft, kaum vermögend, die Last noch zu halten, stehen blieb und sich ohne Widerstreben das Brod wieder abnehmen ließ.

„Ich werde das gewiß nicht wieder leiden!“ erklärte die Präsidentin.

„Sie denken doch nicht daran, der guten Julie durch das Mädchen Brod zu schicken?" fragte Waldemare leise, indem sie auf der untern Stufe der Treppe, die sie eben ersteigen wollte, fast erschrocken stehen blieb.

„Kennt mich mein Kind so wenig?" entgegnete die Präsidentin, „Julie ist die Frau eines königlichen Beamten, der sich so eben auf dem Schlachtfelde das Portépée erkämpft, wie könnte ich eine solche Unzartheit begehen!"

„Liebe Maman!" sagte Waldemare leise und stieg die Treppe empor.

Die Präsidentin folgte ihrer Tochter, der Ton, in welchem ihre Tochter das „liebe Maman" gesprochen, gab ihr Muth und Kraft, sie war stolz auf den Lobspruch aus dem Munde Waldemare's.

Eine halbe Stunde später kamen die Damen wieder über den Hof zurück; in Waldemare's Auge glänzte eine Thräne.

„Wir werden künftig kleinere Brode nehmen, liebe Waldemare," sagte die Präsidentin, als sie die Straße wieder erreicht hatten, „wir müssen dann einen Tag um den andern gehen!"

Waldemare nickte ihrer Mutter freundlich zu.

„Diese Julie ist eine treffliche Frau," fuhr die Präsidentin fort, „wie sauber ist Alles bei ihr, trotz der Noth, wie sorgsam sind die Kinderchen gekleidet."

Die beiden Damen bogen wieder in die Friedrichsstraße ein, dort blieben sie vor einem Kaufladen stehen, über dessen Thür die Firma „Rost und Pillersberg" in großen Buchstaben prangte.

„Wenn es Dir irgend unangenehm ist, liebe Waldemare," sagte die Präsidentin, „der Frau zu begegnen, so laß mich hinaufgehen!"

„Ich weiß noch gar nicht, ob ich der Frau begegnen werde, liebe Maman," antwortete Waldemare, „jedenfalls wäre Dir ein Zusammentreffen mit derselben weit unangenehmer als mir, also — adieu!"

Mit entschlossenem Schritt trat Waldemare in die Hausthür neben dem Geschäftslocal, während die Präsidentin weiter ging.

Das augenblickliche Zögern Waldemare's beim Eintreten war nicht unbemerkt geblieben, Herr Alexander Pillersberg hatte es vom Fenster aus bemerkt, die elegante Dame hatte seine Aufmerksamkeit gleich in Anspruch genommen, und da er sie auf die Hausthür zugehen sah, eilte er, ihr zu begegnen. Wie ein Pfeil schoß er durch die Thür hinaus, welche aus dem Comptoirstübchen in den Hausflur führte; fast erschrocken sah ihm sein Vater nach.

„Was hat denn da der Narr?" fragte Herr Rost, der Chef des Hauses. Von den beiden alten Herren hatte natürlich keiner die elegante Dame eintreten sehen, die Herrn Alexander's rasche Entfernung bewirkt hatte.

Als Waldemare in den Flur trat, kam ihr der Sohn des Com-

pagnons bereits entgegen, er verneigte sich in seiner gezierten Weise vor ihr und wollte nach ihrem Begehr fragen, die junge Dame aber sah ihn mit einem so kühlen und gleichgültigen Blick an, daß ihm das Wort auf der Lippe erstarb und er ihr mit dem einfältigsten Gesicht von der Welt und halb offenem Munde nachstarrte, als sie an ihm vorüber ging, und das Dienstmädchen, das eben die Treppe herabkam, in sehr freundlicher Weise fragte, ob Fräulein Antonie zu Hause sei.

Das Dienstmädchen beeiferte sich, die fremde Dame nach dem kleinen Stübchen zu geleiten, welches die verlobte Braut des Herrn Wilhelm Scheffer drei Treppen hoch in dem großen Hause ihres reichen Oheims bewohnte.

Herr Alexander Pillersberg hatte noch eine Weile ganz bestürzt dagestanden; erst als Waldemare die zweite Treppe erstiegen hatte, kam er wieder zu sich und, die Hand an die Stirn legend, sagte er zu sich selbst: „Was war denn das? Wie hat mich die denn eigentlich angesehen? Wahrhaftig, sie sah mich an, als wäre ich ein Ding, was anzusehen sich eigentlich nicht der Mühe verlohnt."

Herr Alexander kehrte viel langsamer in das Comtoirzimmer zurück, als er es verlassen, und als ihn sein Vater mit einiger Schärfe, denn nach der Meinung des alten Zählbretts mußte man sich immer nur zögernd und schmerzlich bewegt aus dem Comtoir entfernen, fragte, warum er so eilig hinausgelaufen, antwortete er zerstreut: „Wo habe ich denn dieses hochmüthige Gesicht mit den großen grauen Augen schon gesehen?"

Diese Antwort war so gänzlich uncomtoirmäßig, daß der alte Pillersberg zornig wurde und selbst Herr Rost, verwundert aufschauend, fragte: „Sind Sie verliebt, lieber Alexander?"

„Mein Sohn ist nie verliebt!" entgegnete der alte Compagnon so giftig, als wenn er seinen Sohn gegen die schwerste Beschuldigung zu vertheidigen hätte.

„Nun, Vater," antwortete indessen der Sohn, der sich vollständig von der väterlichen Autorität emancipirt hatte und stets ein mehr boshaftes als kindliches Vergnügen daran fand, das Ansehen, das sich sein Vater zuweilen zu geben versuchte, zu verspotten, „nun, Herr Rost hat einen schärferen Blick, als Sie. Dort auf der Straße sah ich zwei Damen, die Jüngere, feine Figur, kam auf das Haus zu, ihr Anstand, ihre Manieren reizten meine Neugier. Da, ich schoß hinaus und begegnete der Dame, wie ich richtig berechnet hatte, im Hausflur — keine Schönheit, aber höchst interessant! weißes, feines Gesicht, große, graue Augen, Manieren wie eine Prinzessin! ich mache ihr mein Compliment, sie aber sieht mich an, ich versichere Sie, Herr Rost, der Blick war superb, ich habe noch nie solch stolzen Blick gesehen, ich sage Ihnen, sie sah mich an, wie, wie wenn ich gar nicht da wäre. Denken Sie, Herr Rost, ich war so bestürzt, daß ich gar nichts zu sagen wußte, ich blieb

wie angenagelt da stehen, wo ich stand, und sah stumm zu, wie sich diese Dame von dem Mädchen zu Fräulein Antonie führen ließ!"

„So werden Sie ja erfahren, lieber Alexander, wer diese stolze Schönheit ist!" bemerkte Antonien's Oheim lächelnd.

„Irgend eine arme Edelmannstochter, die einen reichen Kaufmannssohn heirathen will!" brummte der alte Pillersberg grimmig, der stets um seinen Sohn besorgt war.

„Sie sah weder wie arm aus," entgegnete Alexander, „noch wie Eine, die einen reichen Kaufmannssohn sucht; aber ich habe dieses Gesicht schon gesehen!" setzte er nachdenklich hinzu.

„Armes Fräulein, blutarmes Fräulein!" wiederholte der Alte grimmig und giftig, der seinen Sohn durchaus von jedem Gedanken an dieses Mädchen, das ihn nach seiner Meinung schon viel zu viel beschäftigte, abschrecken wollte und dazu, wie er fest überzeugt war, kein besseres Mittel wählen konnte, als sie für arm zu erklären."

Da er aber gar nicht aufhörte, „armes Fräulein!" vor sich hin zu brummen, so sagte ihm sein Compagnon, ohne die mindeste Rücksicht auf die väterlichen Gefühle zu nehmen: „Sie sind unausstehlich mit Ihrem armen Fräulein, Pillersberg, manch' eine reiche Kaufmannstochter hat einen armen Edelmann geheirathet, und ich sehe gar nicht ein, warum nicht auch einmal ein armes Fräulein einen reichen Kaufmannssohn glücklich machen soll?"

„Herr Rost!" schrie der Alte entsetzt und fuhr auf von seinem Pulte, so hoch, daß Lineal und Papierscheere klappernd und klirrend zu tanzen begannen.

Er setzte sich aber sofort wieder nieder, denn das laute Gelächter, in das Compagnon und Sohn ausbrachen, beruhigte ihn etwas, er murrte nur noch leise darüber, daß das Comtoir nicht der Ort sei, Scherze zu treiben, namentlich in dieser Zeit nicht.

Waldemare hatte keine Ahnung davon, daß sie dem alten Pillersberg solche Schmerzen bereitete und den jungen Herrn Alexander so lebhaft beschäftigte; hätte sie eine Ahnung davon gehabt, so würde sie vermuthlich mit einigen Worten die Befürchtungen des Alten gehoben, aber wahrscheinlich die Verwirrung Alexander's vollständig gemacht haben.

Waldemare war in das kleine, fast ärmliche Mansarde-Zimmer getreten, in welchem ihr die Nichte des reichen Kaufmannes, die gute Antonie, mit einiger Verwunderung entgegenkam.

„Sie bei mir, Fräulein von Lohmeier?" rief die Braut des Auscultators Wilhelm Scheffer mit froher Miene, „seien Sie mir herzlich willkommen!"

„Da Sie mich kennen, so brauche ich mich nicht erst vorzustellen!" entgegnete Waldemare freundlich, aber kalt, wie ihre Weise war; sie nahm auch den angebotenen Stuhl erst an, als sich Antonie selbst setzte, doch schien ihre Höflichkeit einen peinlichen Eindruck auf das warmher-

zige Mädchen zu machen, und schüchtern sagte sie: „Ich habe Sie bei der Generalin von Lestocq im Frauen-Verein gesehen!"

„Ah! dort also," entgegnete Waldemare; sie sagte nicht, daß sie sich Antonien's erinnere, sie kam gar nicht darauf, daß sie durch eine kleine Unwahrheit eine kleine Freundlichkeit zeigen könne, aber sie that mehr, sie ergriff Antonien's Hand, faßte sie mit dem festen entschiedenen Druck, der dem armen Mädchen ihre innige Theilnahme besser zeigte, als es die freundlichsten Worte vermocht hätten, und sagte ihr, in das bleiche, abgehärmte Gesicht, von dessen voller Rundung keine Spur mehr zu bemerken war, blickend: „Mein liebes Fräulein, ich komme zu Ihnen, mich eines Auftrages zu entledigen, der mir von fernher geworden ist. Sie sind in Sorge um Ihren Verlobten, Herrn Scheffer —" Waldemare hielt einen Augenblick inne, da sie aber die angstvolle Erwartung sah, die sich in den Zügen Antonien's aussprach, so beeilte sie sich, hinzuzusetzen — „nein, keine Angst, Ihr Verlobter lebt, er befindet sich gegenwärtig sehr gut, der Arzt hat nur noch nicht leiden wollen, daß er selbst schrieb, aber auf mein Wort, er ist so entschieden in der Besserung, daß er bald ganz hergestellt sein wird."

Ohne ein Wort zu sprechen, erhob sich Antonie, kniete nieder, faltete die Hände und legte ihr Gesicht darauf.

Sie betete eine ziemliche Weile still, auch Waldemare hatte ihre Hände leise gefaltet und betete.

Endlich erhob Antonie ihr bethräntes Angesicht, verklärte Blicke heftete sie auf Waldemare.

„Sie sind wie ein Engel in meine Angst gekommen!" flüsterte sie leise.

Waldemare erhob sich und umarmte das mächtig bewegte Mädchen herzlich, dann aber sagte sie: „Liebes Fräulein, Ihr Verlobter hat Ihnen am Tage nach der großen Siegesschlacht bei Leipzig geschrieben und dann nicht wieder!"

„Ich habe seit länger als zwei Monaten keinen Brief von ihm gehabt!" Es klang aus dieser einfachen Aeußerung die ganze Fülle von Schmerz und Liebe, von Angst und Zärtlichkeit heraus, die das Herz Antonien's während dieser Zeit wechselsweise bewegt hatten.

Waldemare „Herr Scheffer," fuhr ~~Antonie~~ fort, „hat sich bei der Verfolgung des Feindes sehr hervorgethan, aber auch wahrscheinlich über seine Kräfte angestrengt, er hat in ein Lazareth gebracht werden müssen, dort hat er eine schwere Krankheit überstanden, aber er hat sie glücklich überstanden, und Einer meiner Cousins, der Rittmeister von Krummensee, fand ihn in voriger Woche auf dem Wege der Genesung. Da Ihr Verlobter meinen Cousin hier früher zuweilen gesehen, so hat er denselben gebeten, Ihnen und seinen Eltern Nachricht zu geben. Mein Cousin hat an den Herrn Kriegsrath Scheffer geschrieben, und meine Mutter ist so eben gegangen, den Brief selbst abzugeben, ich aber bin hierher gekommen, liebes Fräu-

lein, Ihnen die erste Nachricht zu bringen. Wollen Sie nun mehr hören, so kommen Sie mit mir, ich will meine Mutter abholen!"

An diese Einladung an Antonie, sie zu dem alten Kriegsrath zu begleiten, hatte Waldemare vorher nicht gedacht; sie war lediglich das Ergebniß eines von jenen lichtvollen Einfällen, welche die Noth des Augenblicks gebietet; Waldemare fühlte nämlich, daß sie noch nicht von Antonie scheiden, das aufgeregte junge Mädchen noch nicht verlassen dürfe, und war doch kaum noch im Stande, die scharfe Kälte zu ertragen, welche in dem ungeheizten Mansardestübchen herrschte.

Die allerdings etwas empfindliche Dame bebte vor Kälte, die ihr in diesem Gemach weit heftiger vorkam, als draußen auf der Straße, wo die Bewegung sie wenigstens etwas wärmte.

Antonie, welche nicht wie Waldemare einen dichten Sammetmantel, Pelzkragen und Pelzhandschuhe, sondern nur ein sehr dünnes Kattunkleidchen und ein kleines wollenes Halstuch trug, schien weniger von der Kälte zu leiden, oder mehr an dieselbe gewöhnt zu sein; mit einer Art von Schauder aber sah Waldemare die Haut des armen Kindes fast blauroth schimmern, da wo sie nicht von der Kleidung bedeckt war, auch waren Antonien's Hände in einem jämmerlichen Zustande, sie hatte erfrorene Finger.

Waldemare sah das Alles mit dem scharfen Blick, den Frauen für solche Dinge haben; sie sah noch viel mehr, denn von ihrem Cousin Philipp aufgefordert, war sie eben ausdrücklich zu dem Zweck gekommen, um zu sehen und zu beobachten. Sie sah das ärmliche Lager der Jungfrau mit seiner dünnen Decke, sie fühlte den scharfen Hauch des Winters durch die schlechtverwahrten Fenster; sie machte diese und andere ähnliche Bemerkungen, ohne daß Antonie eine Ahnung davon hatte.

Das arme und in diesem Augenblick doch so unendlich glückliche junge Mädchen nahm einen kleinen engen Mantel um und setzte rasch einen leichten Strohhut auf; so war sie in einigen Augenblicken bereit, der Dame zu folgen, die mit inniger Theilnahme alle diese Zeichen einer wahrhaften Armuth bei der Nichte des reichen Kaufmanns bemerkte.

Auf ihren Lippen schwebte schon die Mahnung: „Sie sollten wenigstens ein wärmeres Tuch umnehmen, denn es ist sehr kalt!" aber die kluge Waldemare schwieg, denn es fiel ihr ein, in welche Verlegenheit sie das arme Mädchen setzen müsse, wenn dasselbe vielleicht gar kein wärmeres Tuch habe!

Sie gingen und stiegen zusammen die Treppe hinunter, Beide gleich eilig, Antonie, um mit ihren zukünftigen Schwiegerältern ihr Glück zu theilen, das Herz voll Seligkeit, Waldemare, um der Kälte in dem ärmlichen Stübchen zu entrinnen, das Herz voll Schmerz und Mitleid über den Zustand des Mangels und der Dürftigkeit, in welchem sie das junge Mädchen gefunden.

Auf dem ersten Treppenabsatz begegnete ihnen Madame Rost, die

liebenswürdige Tante, wahrscheinlich durch den Dienstboten von dem vornehmen Besuch in der Mansarde oben benachrichtigt.

„Sie gehen wieder so leicht gekleidet aus, liebe Antonie!“ rief die Person in ihrer süßlichen Weise dem armen Mädchen entgegen.

Waldemare war nicht so einfältig, sich durch diese scheinbar zärtliche Besorgniß täuschen zu lassen.

„Ich gehe nur zu den Aeltern meines Verlobten,“ entgegnete Antonie rasch und freudig, „Fräulein von Lohmeier hat die Güte gehabt, mir Nachrichten von meinem Bräutigam zu bringen; Wilhelm hat lange im Lazareth gelegen, jetzt ist er, Gott sei Dank! wieder in der Genesung!“

Madame Rost machte vor Waldemare, die ihren Gruß kalt und höflich erwiederte, einen tiefen Knix und wollte eben etwas sagen, als sie, die junge Dame genauer anblickend, plötzlich erbleichte und, unverständliche Worte stammelnd, in höchster Verwirrung zurücktrat.

Antonie hatte in ihrer freudigen Aufregung nichts bemerkt, und auch Waldemare ging gleichgültig weiter.

Madame Rost nahm sich zusammen, die Hände zornig ballend, trat sie an das Treppengeländer und schaute mit bösem Blick darüber hinab den beiden jungen Mädchen nach.

So stand sie, bis ihr das Geräusch der zufallenden Hausthüre verrieth, daß dieselben das Haus verlassen hatten, dann richtete sie sich auf und sagte: „Sie ist es, kein Zweifel, aber von der haben wir nichts zu fürchten, die ist viel zu stolz, um uns zu verrathen!“

Das war der Eindruck, den Waldemare auf die gemeine Person machte; sie war beruhigt, denn sie hatte die Ueberzeugung, daß Waldemare sie nicht verrathen, ja, sie glaubte, daß Waldemare nicht einmal von ihr sprechen werde.

Dieses Gefühl aber war, obwohl sie ihre Sicherheit in demselben fand, zugleich doch so entsetzlich demüthigend für sie, daß sie, in ihr Zimmer tretend, ganz wüthend sagte: „Du sollst mir diesen Besuch theuer bezahlen, meine herzallerliebste Antonie; warte nur, Du frommes Schäfchen. Doch ich muß mit Alexander reden!“

Sie ließ Herrn Alexander Pillersberg zu sich bescheiden.

Dieser erfuhr erst von ihr, wer die Dame gewesen, über die er sich den Kopf zerbrochen; jetzt wußte er, wo er Waldemare gesehen. Der Mann ist auch in der Sünde brutaler, als die Frau, und es giebt keinen schärferen Blick, als den eines schuldbewußten Weibes.

Unterdessen eilten die beiden jungen Mädchen der Wohnung des Kriegsrathes zu.

Sie eilten — denn Waldemare, obwohl sie ihre kleinen Schritte verdoppelte und verdreifachte, vermochte kaum dem liebenden Mädchen zu folgen, welches, von ihrem Herzen getrieben, dahinflog.

Athemlos vom raschen Gange, verspürte Waldemare keine Kälte

mehr, als sie langsam die Treppe hinaufstieg, an deren oberem Ende Antonie bereits die Klingel zog, bevor sie noch die Mitte derselben erreicht hatte.

„Das ist eine Heldin," sagte Waldemare zu sich selbst, die steile Treppe erklimmend; „in Sorge, Angst und Kummer um den geliebten Mann trägt dieses junge Mädchen Mangel, bittere Noth und Kälte, und ist glückselig, daß ihr Gott nur das Leben des Geliebten gelassen, der vielleicht ein ewiges Siechthum heimbringt aus dem Lazareth. Für die Männer, die mit dem Schwerte kämpfen und siegen, hat der Dichter seine Kränze, der Geschichtsschreiber seine Kronen; für sie ist laute Anerkennung und glänzende Ehrenbelohnung; wer aber denkt der stillen Helden, die im Lazareth ihren letzten Seufzer aushauchen oder mit gebrochener Lebenskraft heim kommen? was wird diesen heldenhaften Mädchen und Frauen, die das Liebste von ihrem Herzen gerissen haben, auch mit Gott für König und Vaterland! die so schweren Kampf kämpfen in ihrer stillen Kammer, in ihrem Herzen? was wird ihnen?"

„Gott segne Sie!" sagte eine tiefe Stimme, der man die Bewegung, in der sich der Sprechende befand, wohl anhörte.

Froh erschrocken schaute Waldemare auf, sie nahm die Begrüßung des alten Mannes, der die Mütze in der Hand vor ihr stand, als Antwort auf ihre Frage.

„Gott segne sie, mein gnädiges Fräulein!" wiederholte der Kriegs- und Domainenrath, indem er Waldemare's Hand ergriff, ihr die letzte Stufe empor half, dann ihren Arm unter den seinigen nahm und sie mit der Würde eines greisen Mannes in das Zimmer führte, wo die Präsidentin neben der Kriegsräthin auf dem Sopha saß, die Antonien weinend in ihren Armen hielt.

„Die Frau Präsidentin," fuhr der Kriegsrath fort, „und Sie, mein liebes gnädiges Fräulein, sind wie zwei Engel in meine Behausung gekommen, nicht daß ich Sorge um den Wilhelm gehabt hätte, i! ich bin ein Preuße und im Kriege ist nicht Alles von Sammt und Seide, ich hatte keine Sorge um meinen Sohn, dafür ist man ein Mann, aber eine Mutter und eine Braut, die fühlen weicher; nun ich will's ihnen ja nicht verdenken, aber es war hart für mich alten Mann, der ich so gern lustig bin, immer verweinte Augen zu sehen und bleiche Wangen!" Der alte Mensch sprach immer fort, denn er hatte das ganz bestimmte Gefühl, daß er die Thränen nicht mehr werde zurückhalten können, wenn er aufhöre.

Die Präsidentin nickte ihrer Tochter zu, die Kriegsräthin machte vergebliche Anstrengungen, sich aus Antonien's Armen zu winden, die sie fest umschlossen hielten. Fast ängstlich rief die gute Frau, die in der Sorge um ihr Kind ganz ihre Fülle und Rundung verloren hatte und mächtig gealtert war in den wenigen Monaten: „Verzeihen Sie mein gnädiges Fräulein, Kriegsrath, gieb doch dem gnädigen Fräulein einen

Stuhl! Dieses arme Mädchen läßt mich ja nicht aufstehen, Antonie, mein Kind, beruhige Dich! Ach, Frau Präsidentin!"

Der Kriegs- und Domainenrath gab sich verzweifelte Mühe, einen Stuhl abzustäuben, der ganz rein war, er schlug mit seinem blauen Taschentuch darauf, als habe er einen Dreschflegel in der Hand.

„Ach, Kriegsrath, laß doch heute wenigstens Deine Flausen," rief die gute Frau offenherzig, „laß das gnädige Fräulein nicht so lange stehen, der Stuhl ist ja ganz rein, und die Frau Präsidentin haben längst gesehen, daß Du weinst, Du brauchst nicht den Harten zu machen."

„Ich weinen?" rief der Kriegsrath und lachte, daß es schallte, aber er hielt es doch für gerathen, dem Fräulein den Stuhl mit abgewandtem Gesicht hinzustellen.

Tief gerührt blickte Waldemare auf den alten Mann: „Das ist auch Heldenthum!" sagte sie leise zu sich selbst.

Erst nach einer ziemlichen Weile, nachdem sich die Aufregung der guten Leute etwas gelegt hatte, war der Kriegs- und Domainenrath Scheffer im Stande, den gebieterischen Aufforderungen seiner Frau nachzukommen und seiner zukünftigen Schwiegertochter den Brief mitzutheilen, den der Rittmeister von Krummensee im Auftrage seines Sohnes an ihn geschrieben hatte.

Antonie erfuhr durch diesen Brief eigentlich nichts, was ihr Waldemare nicht schon gesagt hätte, aber der Rittmeister, der sich in allen seinen Briefen eines sehr lakonischen Stils zu befleißigen pflegte, weil er allemal zu schwitzen anfing, wenn er nur die Feder in die Hand nahm, so behauptete er wenigstens, hätte eben so ausführlich und breit sein können in seinen Mittheilungen, als er kurz und bündig war, in Antonie hätte der Vorleser seines Briefes doch eine aufmerksame Zuhörerin gefunden.

Philipp schilderte mit zwei Worten seine Ueberraschung, daß er in der kleinen hessischen Stadt Hanau, durch die er bei einem Ritt, den er im Auftrage seines Generals unternommen, gehört habe, daß auch einige Preußen in dem dort eingerichteten Lazareth lägen. Er sei hingegangen und habe unter den dort liegenden Landsleuten auch einen Berliner Bekannten, den freiwilligen Jäger Wilhelm Scheffer, gefunden, der zwar nicht blessirt, aber von den angestrengten Märschen bei der Verfolgung des Feindes erschöpft hier an einem Nervenfieber erkrankt sei. Der Kranke, der zwar noch sehr schwach sei, sich aber auf dem Wege entschiedener Besserung befinde, habe ihn sofort erkannt und ihn gebeten, seinen Vater zu benachrichtigen, was somit geschehe. Schließlich gab Philipp den Rath, daß Eltern und Braut, wenn sie, wie er voraussetze, an Wilhelm schreiben würden, ihre Briefe an eine Frankfurter Adresse senden möchten, die er auch aufgeschrieben hatte.

Es stand in dem Briefe an den alten Scheffer kein Wort davon, daß der Wilhelm so erschöpft sei, daß gar keine Aussicht für ihn war, den

Krieg weiter mit zu machen, das hatte Philipp nur der Präsidentin mitgetheilt, so wie auch, daß der Arzt gemeint hatte, der junge Mann werde, wenn er auch jetzt davon komme, doch sein ganzes Leben lang an den Folgen des Lazarethfiebers kranken.

Endlich hatte der brave Rittmeister weder dem Vater noch der Tante Präsidentin eine Sylbe davon geschrieben, daß er von seinem ganzen, aus drei Friedrichsd'or bestehenden Vermögen zwei Drittel dem Kranken aufgedrungen hatte, wohl aber hatte er seine kluge Cousine Waldemare gebeten, sich zu der Braut des armen Wilhelm zu begeben und nachzusehen, wie sich das Mädchen befände, damit die Tante dann wo möglich einige beruhigende Zeilen darüber an den Bräutigam schreiben könne. Denn um die Leiden des armen Lazarethhelden noch zu schärfen, hatte er auf seinem Schmerzenslager erfahren — schlimme Nachrichten verfehlen selten ihre Adresse und das Haus Rost und Pillersberg hatte Handelsverbindungen in Hanau — daß ihm seine Braut zwar treu sei, daß aber der reiche Oheim, bei dem sie lebe, sie durch Hunger und Kummer, ja durch Mißhandlungen zu einer Aufgabe ihres Verlöbnisses und zu einer Heirath mit dem Sohne seines Compagnons zu zwingen trachte.

Man kann sich wohl denken, daß diese Nachricht der bitterste Tropfen in dem Leidenskelch des kranken Kriegers war und daß seine Absicht bei dem Rittmeister von Krummensee vorzüglich dahin ging, durch dessen freundlich zugesagte Vermittlung Nachrichten über diesen Gegenstand zu erhalten.

Deshalb hatte Philipp, der überhaupt großmüthig und menschenfreundlich war, seine Tante und seine Cousine so dringend gebeten, sich um diese Sache zu bemühen.

Wir wissen schon, wie die beiden Damen diesen Wunsch ihres Verwandten sofort erfüllten, obwohl Waldemare wohl Grund gehabt hätte, das Haus des Kaufmanns Rost nicht zu betreten.

Die Präsidentin stand auf, um ihren Besuch, der sich durch die Ankunft ihrer Tochter sehr verlängert hatte, zu beenden.

Sofort ergriff der Kriegs- und Domainenrath Hut und Stock, um die Damen nach Hause zu begleiten, die Präsidentin lehnte die Begleitung des alten Mannes nicht ab, denn es war unterdessen dunkel geworden, Waldemare aber ersah aus der Annahme der Begleitung, daß ihre Mutter dem Alten etwas zu sagen habe.

Sie ging voran, der Vater Wilhelms folgte mit der Präsidentin.

Als sich der Alte vor der Thür verabschiedet hatte und die Damen in ihrer Wohnung allein waren, sagte die kluge Mutter zu ihrer Tochter: „Meine liebe Waldemare, Du brauchst mir gar nichts zu sagen, das vergrämte Gesicht dieser armen Antonie, ihre erfrorenen Hände, ihre mehr als jämmerliche Kleidung haben mir längst gesagt, daß die Befürchtungen des Bräutigams, von denen Philipp uns schrieb, nur zu begründet

sind. Ich habe den Kriegs= und Domainenrath, einen höchst wackern Mann und braven Patrioten, gebeten, die arme Antonie morgen zu uns zu schicken, auch habe ich mich erboten, die Briefe der guten Leute an ihren Sohn zu besorgen; wir müssen darauf denken, die Armen nach und nach mit dem schweren Geschick vertraut zu machen, das ihnen noch bevorsteht, denn ich glaube, daß Philipps Ansicht nur zu begründet ist. Die Kräfte des armen Wilhelm werden gänzlich erschöpft sein, er liegt nun zwei Monat im Lazareth und zwar in einem fremden Lazareth; ich weiß, was das sagen will; hier wird gewiß für die Lazarethkranken gethan, was irgend gethan werden kann, und doch wie wenig sind wir im Stande, die Leiden dieser Unglücklichen zu erleichtern! und nun denke Dir eine kleine Stadt, in der die nothwendigsten Hülfsmittel selbst fehlen! Mir schaudert bei dem Gedanken. Der junge Mann muß die Mittel erhalten, hierher zu kommen, sobald die Aerzte seine Reise für ungefährlich erklären; dann muß er hier sehr geschont und gepflegt werden, das Alles ist etwas schwierig, aber ich denke, wir Beide, Du und ich, werden es doch zu Stande bringen!"

Mutter und Tochter schauten sich an mit einem Blick innigsten Einverständnisses.

„Laß sehen," fuhr die Präsidentin fort, „was brauchen wir? zuerst das Reisegeld für den Kranken —"

„Dazu wird meine Kasse noch ausreichen!" sagte Waldemare.

Die Präsidentin nickte, als habe sie das vorher in Anrechnung gebracht, „dann müssen wir hier eine lohnende Beschäftigung für ihn haben, die ihn nicht angreift, denn Almosen nimmt dieses alten braven Mannes Sohn nicht."

Waldemare sah ihre Mutter fragend an.

„Sei ruhig, Kind," versicherte diese, „Rudolph kommt hierher, er braucht für die erste Zeit jedenfalls eine Hülfe, oder kann sich doch wenigstens den Anschein geben, als bedürfe er einer Hülfe, da er nur einen Arm hat; Rudolph ist reich, wir kennen seine Denkungsart, er wird gern für einen Kriegskameraden etwas thun."

Waldemare's feines Gesicht verklärte sich immer mehr bei den Worten ihrer Mutter; diese fuhr fort: „Während der Zeit kann Oncle Hermann seine Freunde in Bewegung setzen, Deine Schwester Agnes mag ihren Mann treiben, nun Kind, die Familie ist ja groß und nicht ohne Einfluß, und die Tante=Präsidentin hat viele Freunde, wir werden doch hier einen Mann placiren können, der für das Vaterland gefochten und gelitten hat; der junge Mann soll sehen, daß er bei meiner lieben Tochter Waldemare und auch bei mir keine bessere Empfehlung haben konnte, als die unseres Vetters Philipp!"

Die Präsidentin hielt inne und umarmte leise lächelnd ihre Tochter, die ihr erglühendes Gesicht an der Schulter ihrer Mutter barg.

„Nun, Du brauchst Dich nicht zu verstecken, kleine Närrin," fuhr

sie fort, „verlaß Dich auf Deine Mutter, liebe Waldemare, welche die Menschen und deren Herzen etwas besser kennt als Du; doch wir werden eine Stelle finden für den guten Wilhelm, und wenn Alles so kommt, wie ich denke, und mir Gott seinen Segen giebt, so werde ich die Aussteuer dieser armen Antonie übernehmen."

Waldemare küßte ihre Mutter und entfernte sich etwas verwirrt.

Die Präsidentin schaute dem edlen Mädchen mit einem langen, bedeutenden Blicke nach, dann neigte sie nachdenklich ihr Haupt und setzte sich an den Schreibtisch.

Druck von F. Heinicke in Berlin, Deßauerstraße Nr. 5.

Hesekiel, George,

Drei Jahre Roman

Bd.: 1

Berlin (1857)